ist.

32 n = /2

Argens

<36636301600018

<36636301600018

Bayer. Staatsbibliothek

Des Herrn Marquis d'Argens,

Königl. Preuß. Kammerherrns und Directors der Philologischen Classe der K. Akademie der Wissenschaften,

Chinesische Briefe,

oder

philosophischer, historischer und kritischer

Briefwechsel,

zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan.

Aus dem Französischen übersezt, und mit etlichen Briefen sowohl, als auch vielen nüzlichen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift des Verfassers vermehrt.

Zweyter Theil.

Berlin,
bey Friedrich Nicolai, 1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Chinesische Briefe.

Zweyter Theil.

Der ein und dreyßigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Seit dem ich in Paris bin, mein lieber Yn-Che-Chan, ist dieses eine von meinen vorzüglichsten Beschäftigungen, daß ich mit Sorgfalt alle diejenigen Mährgen und handgreiflichen Lügen anmerke, womit drey Viertheile von den Europäischen Schriftstellern ihre Bücher anfüllen. Es hat das Ansehen, als ob die Einwohner in den hiesigen Ländern zu allen Zeiten einen besondern innerlichen Trieb gehabt haben, die allerungereimtesten Erzählungen auszubringen. Das allerschlimmste dabey ist noch, daß sie in einem so

ernsthaften Tone, und auf eine so zuverläßige Weise reden, daß man denken sollte, es wären die allergegründesten Wahrheiten; Gelehrte, die man in Europa der grösten Hochachtung werth achtet, sind gleichwohl nicht von Fehlern frey geblieben, und haben eben so unverschämt, als andere, gelogen. Sie haben sich sogar nicht gescheuet zu sagen, daß sie von den erdichteten Dingen, die sie erzählen, Augenzeugen gewesen sind.

Die Mißionarien machen uns manchmal den Vorwurf, unsere Bücher wären voll falscher Geschichten, und unrichtiger Erzählungen. Doch wie können sie uns dergleichen etwas vorwerfen, sie, die sich billig über die ungereimten Dinge, die in drey Viertheilen von den Schriften ihrer Landsleute eingerücket sind, schämen sollten?

Um dir, lieber Yn-Che-Chan, von der Dreistigkeit, mit welcher die Europäer lügen können, einen Begrif zu machen, will ich dir gegenwärtig etliche von den Erzählungen mittheilen, die ich in ihren alten sowohl, als in etlichen neuern Schriftstellern gelesen habe. Hieraus wirst du sehen, daß die Lügen nicht etwan heut zu Tage erst angefangen haben, sich bey den Europäischen Schriftstellern in die Stelle der Wahrheit einzudringen.

Die engen Gränzen unserer Briefe erlauben mir nicht, dir alles zu erzählen, was mir anstößig gewesen ist. Ich werde es bey einer einzigen Sache bewenden lassen, und bloß an dasjenige gedenken, was die Schriftsteller von der Gestalt gewisser Völker geschrieben haben. Du wirst vielleicht glauben, sie

werden

werden doch wohl etwas auf die Wahrscheinlichkeit gehalten, und bloß etwan von ihren Sitten und Gebräuchen die allerungereimtesten, und ungegründesten Beschreibungen gemachet haben. Allein weit gefehlet. Sie haben sich auch noch vorgenommen, ihnen eine abentheuerliche Gestalt zu geben, die von der menschlichen Natur gänzlich unterschieden ist. Nicht genug, daß sie sich zu Gesetzgebern aufwarfen, und Gesetze oder Gebräuche stifteten. Auch Schöpfer wollten sie seyn; Sie haben neue Menschen gemacht, die in ihrer Gestalt eben so sehr, als etwan die Chineser, und die Caraiten in ihren Sitten, und Neigungen, verschieden sind.

Ein alter Christlicher Lehrer hatte in einer von seinen * vornehmsten Schriften gesagt, es sey nicht unmöglich, eine ganze Nation zu finden, die nur ein einziges Auge mitten auf der Stirne hätte. Bey dieser ersten Rede, die noch zweifelhaft klinget, blieb es nicht. Gleich darnach versicherte er in einem andern Buche, die Sache sey wirklich wahr, und noch mehr, er betheuerte es, daß er sie selbst gesehen habe. Ich war, spricht er **, schon Bischof von Hippo, da ich eine Reise in Gesellschaft gewißer Diener Christi nach Aethiopien unternahm, um daselbst das Evangelium zu predigen. Damals sahe ich in den Mittäglichen Gegenden dieses Landes ein Volk, welches nur ein einziges Auge mitten auf der Stirne hatte.

Vielleicht wirst du dich, mein lieber Yn-Chechan, über die Dreistigkeit dieses Schriftstellers wun-

* Augustinus de Civitate Dei L. XVI. C. VIII.
** ad Fratres in Eremo, Sermon. XXXVII.

dern, daß er bloß aus seinem Gehirne ein Cyclopen-Volk erschaffet, das nirgends weiter, als in der Einbildung der Dichter vorhanden gewesen ist. Er ist nicht der einzige, der ein solches Mährgen behauptet hat. Er hatte es aus unterschiedenen Schriftstellern, die vor ihm gelebet haben, geschöpfet. Aulus Gellius * spricht, er habe in den alten Büchern gefunden, daß es unter den Scythen eine gewisse Nation gebe, die nur ein einziges Auge habe. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich dir, werther Yn-Che-Chan, von allen den Europäern sagen wollte, welche dieses Mährgen für wahr gehalten haben. Wäre alles das, was sie sagen, wahr, so hätte der halbe Theil der Menschen nicht mehr, als ein Auge gehabt. Solinus ** macht schon wieder zwey neue Völker zu Cyclopen. Die Arismaspen, spricht er, die in den Gegenden von Besgulhra neben dem Caspischen Meere wohnen, haben nur ein Auge. Eben dieser Schriftsteller will die Leute auch bereden, es gebe in

* Aulus Gellius erzählet noch andere sonderbare Dinge von verschiedenen auswärtigen Völkern, die er in seinen Büchern gelesen haben will. Seine Worte hiervon lauten also: Erant igitur in illis libris scripta hujusce modi. Scythas illos penitissimos, qui sub ipsis septentrionibus ætatem agunt, corporibus hominum vesci, ejusque victus alimento vitam ducere, & ἀνθρωποφάγους nominari. Item esse homines, apud eandem cœli plagam singularis velocitatis, vestigia pedum habentes retro porrecta, non ut ceterorum hominum prospectantia. Præterea traditum esse, memoratumque in ultima quadam terra, quæ Albania dicitur, gigni homines, qui in pueritia canescant, & plus cernant oculis per noctem, quam inter diem. A. Gellius. Noct. Att. L. IX. C. 4.

** C. Jul. Solini Polyhist. Cap. XL.

in Indien Menschen, welche nur ein einziges Auge, und einen einzigen Schenkel haben, dem ohngeachtet aber sehr behend sind, und mit vieler Geschwindigkeit laufen.

Laß dich, lieber Yn-Che-Chan, dieses gar nicht wundern, wenn du Nationen, wie die itzt gemeldeten Indianer, so verstümmelt siehest, daß sie nur ein Auge, und nicht mehr, als ein Bein haben sollen. Es giebt ja gar Völker, die weder Mund noch Zunge haben. Abermal ein Abentheuer, woran um so viel weniger gezweifelt werden darf, da mehr als zehen Europäische Schriftsteller die Wahrheit und Glaubwürdigkeit dieser Sache bestätigen. Pomponius Mela * erzählt uns, es wären über die Wüsteneyen Egyptens hinaus etliche stumme Völker. Manche haben eine Zunge, womit sie aber keinen Ton hören lassen. Andere sind ganz ohne Zunge. An etlichen sind die Lippen zusammen gewachsen, und sie haben weiter keine Oefnung, als ein kleines Loch unter der Nase, durch welches diese Völker das Wasser, das sie trinken, und die Körner, die sie essen, in sich hinein ziehen. Kurz vorher hast du von Nationen gehört, aus welchen man Ciclopen gemacht hat. Hier hast du wieder andere, die man zu Kanarien-Vögeln, und Stieglitzen hat machen wollen. Statt des Mundes haben sie nichts weiter, als ein kleines

* Sunt autem trans ea, quæ modo deserta, diximus, muti populi, & quibus pro eloquio nutus est: Alii sine sono linguæ, alii sine linguis, alii labris etiam cohærentibus, nisi quod sub naribus etiam fistula est, per quam bibere avent. Sed cum incessit libido vescendi, grana singula frugum passim nascentium absorbere dicuntur. *Pomp. Mela* de Orbis Situ. L. III. Art. Aethiop.

Loch, um zu pfeifen, und einige Körner zu verschlucken. Solche glaubwürdige Sachen erzählet Julius Solinus *, und Plinius macht sich nicht nur kein Bedenken, sie zu bekräftigen, sondern sezt auch noch mehr dazu. Die Astromorren beschreibet er, als ein Volk, das keinen Mund hat, und weiter von nichts, als von dem Geruche lebt **. Hier haben wir also ein Volk, bey welchen eine Tulpe eben so viel, als bey uns ein Pohlnischer Ochse, und ein Veilgen so viel, als ein Schöps, werth seyn muß. Ich wundere mich noch, daß Plinius nicht gar gesagt hat, die Astromorren machen Honig. Er hätte ja nur Bienen aus ihnen machen dürfen.

Doch halt! Es giebt ja noch viel seltsamere Völker, als alle diejenigen, von welchen wir bis hieher geredet haben. Dieses sind gar Menschen ohne Köpfe. Pomponius Mela schreibet, die Blemier hätten gar keine Köpfe, und diejenigen Theile, die bey andern Menschen das Gesicht ausmachten, befänden sich bey ihnen oben auf der Brust †. Solinus bekräftiget diese Nachricht, und giebt sie für ganz gewiß aus ††. Aulus Gellius erzählt die Sache auf eben diese Weiße.

Die-

* Deinde in ultimis Orientis monstrosæ gentium facies: aliæ sine naribus, æquali totius oris planitie informes habent vultus; aliis concreta ora sunt, modicoque tantum foramine calamis avenarum pastus hauriunt; Nonnullæ linguis carent, in vicem sermonis utentes nutibus, motibusque. Jul. *Solin. Polyhist.* C. XLIII.

** *Plin.* Hist. Nat. L. 6. C. XXX.

† Blemias, sed nos eos, qui vicina rubro mari accolunt, credunt truncos nasci parte, qua caput est, os tamen & oculos habere in pectore. *Jul. Solin. Polyh.* C. XLIV.

†† *Aul. Gellius* Noct. attic. Lib. IX. C. 14.

Diese Menschen ohne Kopf sind noch lange nicht so übel dran, werther Yn-Che-Chan, als andere, die gar einen Hundskopf hatten. Plinius * giebt allen Cinamolgen einen solchen Kopf, und spricht, sie bellen, an statt zu reden. Solinus ** pflichtet der Meynung von Menschen mit Hundsköpfen ebenfalls bey. Simon Majole macht davon eine weitläuftige Erzählung. Nach der Art, wie er von ihnen redet, sollte man glauben, er habe mit ihnen einen sehr vertrauten Umgang gehabt, und ihre Sprache vollkommen verstanden. Wenn man, spricht er, die Wüsteneyen von Egypten zurückgeleget hat, so findet man die Cynocephalen, welche in einer Landschaft an den Gränzen von Aethiopien wohnen. Sie leben von Dannehirschen, und von Büffeln. Stimmen haben sie gar nicht, sondern sie pfeifen. Das Kinn ist an ihnen so spitzig, daß man es beynahe für die Spitze eines Schlangenkopfes ansehen möchte. An den Händen haben sie große und lange Nägel. Auf der Brust sind sie den Pudelhunden ähnlich, und können überaus hurtig laufen ***. Wer dächte nun wohl, lieber Yn-Che-Chan, daß Menschen, die den Cynocepha-

* *Plinius* Hist. Nat. Lib. VI. Cap. XXX.

** Cynamolgos ajunt habere caninos rictus & prominula ora. *Jul. Solin.* Polyhist. Cap. XLIII.

*** S. Les Jours Caniculaires, oder die Hundstage durch Simon Majole, Bischof von Volture. B. 2. S. 104. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Bischof von Volture sich bey allem, was er saget, auf den Aelian beruffet, und daß Aelian von allem dem, was er ihm in den Mund leget, nicht ein einziges Wort gesaget hat. Nun traue man gewissen Leuten, wenn sie andere zu Zeugen ihrer Worte aufführen.

len ähnlich sind, eben so gern was gutes essen, und eben so viel Stolz besitzen, als Chinesische Mandarinen, oder Französische Stutzer? Gleichwohl ist nichts gewisser, als dieses, wenn wir den Worten eben dieses Schriftstellers Glauben beyfügen. Die Cynocephalen, spricht er an dem obenangezeigten Orte, sind keinesweges Verächter des Weines, und essen Fleisch, es sey nun gekocht, oder gebraten, recht sehr gern. Sie sehen es besonders gern, wenn die Speisen, die man ihnen vorsetzet, recht gut zugerichtet sind. Fehlt es ihnen daran, oder sie schmecken nicht gut, so will es diesen Leuten gar nicht anstehen. Desgleichen sind sie sehr grosse Liebhaber von schönen Kleidern.

Nicht wahr, werther Yn-Che-Chan, diese Leute müssen sich treflich viel auf sich selbst einbilden? Wenn doch die großen Europäischen Parucken zu der Zeit des Majole gebräuchlich gewesen wären! Ich zweifele nicht, er werde die Hundsköpfe der Cynocephalen insgesammt damit angeputzet haben. Und warum sollte er denn wohl auch nur die mindeste Schwierigkeit gemacht haben, sie wie gravitätische Raths-Herren aufzuputzen, da er sie an einem andern Orte zu Lehrern der Redekunst, und zu Musik-Verständigen machet? Zu der Zeit, heißt es bey ihm, da die Ptolemäer in Egypten herrscheten, unterwiesen die Cynocephalen andere in den Sprachen, und in der Kunst auf der Flöte zu spielen. Flötenspieler, die keine Stimme haben, und Sprachlehrer, die nicht reden können, sind wirklich Sachen, lieber Yn-Che-Chan, die man mit allem Rechte unter das ungereimte Zeug setzen muß, welches die

Schüler

Schüler des Foe von ihrem Oberhaupte, und von ihrem Gott gesaget haben. Indessen sind mir doch die Völker des Simon Majole lieber, als jene bey dem Mela, die ganz und gar keinen Kopf haben.

Bis hieher haben wir lauter verstümmelte, und krüpelichte Leute gesehen. Nunmehro wollen wir uns wieder bey andern umsehen, die von der Natur zu viel empfangen haben, anstatt daß jene zu wenig hatten. Mela giebt einem Volke, dem er in den Inseln gegen Mitternacht seinen Wohnplatz anweiset, so entsetzlich lange Ohren, daß es weiter keine Kleider um sich gegen die Anfälle der kalten Luft zu schützen vonnöthen hat. Bey diesen Insulanern, werther Yn-Che-Chan, sind die Schneider ganz und gar überley. Sie machen sich bloß aus ihren Ohren Sommer- und Winter-Kleider. Solinus giebt den Famesiern so vortheilhafte Ohren, und Plinius versorget die Einwohner der Scythischen Inseln, die nicht sogar weit von dem Königreiche Pontus wohnen, vermittelst eben solcher Ohren mit Kleidern sowohl, als mit Betten.

Heut zu Tage, lieber Yn-Che-Chan, sind die Leute nicht so glücklich, daß sie von der Natur so reichlich begabet werden. Die Ohren helfen ihnen weiter nichts, als daß sie damit hören können. Wenn sie mit den Füßen nicht auf den Steinen, und Dornen herum treten wollen, so müssen sie Schuhe, und Strümpfe anziehen. Dieser Unbequemlichkeit hat Mela abgeholfen, indem er den Ponen, die in den Mitternächtlichen Inseln wohnen, Pferdefüße zugetheilet hat. Eben dergleichen Gefallen hat Solinus auch den Sipoden erwiesen, und Plinius ist gegen

beyde Völker eben so freygebig gewesen. Pausanias hat gegen ein ganzes Volk die Gefälligkeit gehabt, und kleine Affen daraus gemacht. Er hat es mit einem sehr schönen Schwanze gezieret, der den besondern Nutzen hat, daß sie die Fliegen damit wegjagen können *. Simon Majole hat auch den Engelländern Schwänze angesezt. Er giebt vor, es hätten viele unter ihnen auch zu seiner Zeit noch dergleichen gehabt. Dieser Schriftsteller, der vor ohngefähr anderthalb Hundert Jahren lebte, und unter den Europäischen Bischöffen einen vorzüglichen Rang hatte, hat sich davon gleichwohl nicht abhalten lassen, eine recht handgreifliche Lügen zu schreiben. Hier sind die eigentlichen Worte, deren er sich bedienet **. In Engelland giebt es Familien, die einen Schwanz haben. Es ist dieses eine Strafe, weil ihre Väter einen gewissen Augustiner, den der Heil. Gregorius dahin schickte, und der in Dorchester predigte, zum Spotten und Gelächter Schwänze an den Rock gebunden hatten. Nun traue jemand, lieber Yn-Che-Chan, den Erzählungen, welche uns

* Solinus erzählet die Sache eben so, wie Pausanias. Cercopitheci caudas habent. Cap. XL.

** Les Jours Caniculaires etc. von Simon Majole, Bischof von Volture 21. Buch, S. 115. Wenn der Herr von Mauperturis zu den Zeiten des Simon Majole gelebt hätte, so würde er sich ganz gewiß die Mühe genommen haben, nach Engelland zu reisen, und diese Leute mit ihren Schwänzen, von welchen der Bischof redet, selbst zu sehen. Er hatte ja große Lust bis in die Austral-Länder zu gehen, und sie aufzusuchen. In den Briefen, die in der Kakata des Herrn von Voltäre so scharf beurtheilet worden sind, sagt er ausdrücklich, er würde lieber mit diesen Affen-Menschen sich eine Stunde lang unterreden, als mit allen witzigen Leuten von Europa.

uns die Mißionarien vorlegen, und der Untrüglichkeit, die sie ihren Bischöffen nachrühmen. Hier haben wir zween solche Leute, wovon der eine in Aethiopien ein Volk gesehen haben will, das nur ein einziges Auge gehabt hat, und der andere spricht, es wären zu seiner Zeit in Engelland viele Leute mit Schwänzen auf die Welt gekommen, weil sie einen Augustiner gespottet hätten. Schade, daß unsere Bonzen in China nicht von solchen schönen Geschichten etwas wissen. Ohne Zweifel würden sie dieselben sich zu Nutzen machen, und allen, die ihnen nicht Ehre genug anthäten, Schwänze ansetzen.

Ich würde nicht fertig werden, mein werther Yn-Che-Chan, wenn ich alle diejenigen Lügen erzählen wollte, womit die Europäischen Schriftsteller in Ansehung solcher ausgesonnenen Völker, die niemals in der Welt gewesen sind, ihre Bücher angefüllet haben *. Man kann nicht in Abrede seyn, daß die Schriftsteller seit ohngefähr Hundert Jahren ein wenig behutsamer worden sind, und ihren Lesern mit mehrerer Hochachtung begegnen. Indessen schreiben sie noch immer viele Unwahrheiten frech in den Tag hin-

* Was ist nicht in diesem Stücke hier und da geschrieben worden? Man hat die Leute bereden wollen, es gebe Menschen, die in der Jugend graue, und in ihrem Alter schwarze Haare hätten. Andere sollen solche breite Füße gehabt haben, daß sie sich damit gegen die Stralen der Sonne bedecken konnten. Esse rursum gentem alteram, quæ in juventute sit cana, nigrescat in senectute, ultra ævi nostri terminos perennantem - - - Legimus Monoscelos quoque ibi nasci singulis cruribus, & singulari pernicitate, qui ubi defendi se velint a calore, resupinati plantarum suarum magnitudine inumbrentur. *Jul. Solin.* Polyhist. Cap. LXV.

hinein. Freylich reden sie nicht weiter von Menschen ohne Köpfe, die nur auf einem Beine gehen, die sich der Ohren statt der Kleider bedienen, u. s. w. Hingegen aber dichten sie den Nationen, wovon sie reden, Sitten, Gesetze und Gebräuche an, die so wenig mit der Wahrheit übereinkommen, daß es eben so viel ist, als wenn sie es ihren Vorgängern nachthäten.

In dem ersten Briefe, den ich dir, werther Yn-Che-Chan, schreiben werde, will ich dir mit unleugbaren Gründen beweisen, daß nimmermehr eines von diesen Völkern gewesen seyn kann, das von den Menschen, die wir itzt auf dem Erdboden sehen, so gar verschieden ist. Selbst die Christen sind dem Ansehen nach vermöge ihres Glaubens verbunden, die Wirklichkeit solcher ungereimten Mährgen schlechterdings zu leugnen. Denn da die Menschen insgesammt von dem ersten herstammen, der durch die Göttliche Allmacht gebildet worden ist, so haben dergleichen verschiedene Geschlechter gar nicht gebohren werden können.

Lebe gesund, lieber Yn-Che-Chan, und melde mir ohnschwer, wie es dir gehet.

Paris. —

Der zwey und dreyßigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

In meinem vorhergehenden Briefe, werther Yn-Che-Chan, unterhielt ich dich mit allen den lächer-

lächerlichen Fabeln, von abentheuerlichen Völkern, womit die Europäer ihre Bücher angefüllet haben. Gegenwärtig ist meine Absicht, dir zu zeigen, daß dergleichen Nationen niemals wirklich haben in der Welt seyn können. Wenn man schlechthin spräche, daß man in diesem oder jenem Lande zuweilen einen und den andern Menschen gesehen habe, der nur ein einziges Auge, oder etwan einen Schwanz mit auf die Welt gebracht hätte, u. dergl. mehr, so würde ich dawider gar nichts einzuwenden haben. Wir sehen es ja wohl alle Tage, daß die Natur sich, so zu sagen, einige Augenblicke lang vergißt, und Mißgeburten hervorbringt. Allein es geschiehet gar selten, daß sie dergleichen etwas thut. Wenigstens giebt sie nicht zu, daß solche unvollkommene Geschöpfe oftmals entstehen, und ihres gleichen hervorbringen *.

Mißgeburten können ihre Art nicht fortpflanzen. Der Saame der Thiere ist auf eine regelmäsige Art also eingerichtet, daß er sich nicht verändert, oder ausartet. Nach den allgemeinen Gesetzen der Natur bringt eine Löwinn allemal einen Löwen, ein Weib allemal einen Menschen auf die Welt. Gesezt, ein Mensch handelt vermöge einer Raserey, oder einer strafbaren Geilheit wider die Ordnung der Natur, und vermischt sich mit einem Thiere, es sey eine Manns- oder eine Weibsperson, so ist dasjenige, was

* Cetera de genere hoc monstra ac portenta creabat
Nequicquam, quoniam natura absterguit auctum
Nec potuere cupitum ætatis tangere florem,
Nec reperire cibum, nec jungi per Veneris res.
Multa videmus enim rebus concurrere debere,
Ut propagando possint procudere secla
Lucret, de Rer. Natur. L. V.

was durch eine solche Blutschande hervorgebracht wird, zu einer ewigen Unfruchtbarkeit verdammt, und bleibt immer nicht so gar lange leben. Es ist beynahe gar nicht möglich, daß dergleichen widernatürliche Mißgeburten, die durch eine unnatürliche Vermischung verschiedener Thiere hervorgebracht werden, eine lange Zeit bestehen können. Die Verschiedenheit der Mischung des Blutes, und der Einrichtung der verschiedenen Theile der Thiere, die sich miteinander begatten, legt der Dauer der Mißgeburten eine Hinderniß in den Weg. Ein Pferd von drey Jahren ist schon völlig bey Kräften, und im Stande, weit zu laufen. Ein Kind von eben dergleichen Alter kann sich kaum fest auf den Füßen erhalten. Mit funfzehen Jahren ist eben dasselbe Pferd bereits alt, und das Kind dagegen in seiner ersten Jugend. Was für eine Verbindung, was für ein Verhältniß, und was für Übereinstimmung kann nun wohl zwischen so verschiedenen, und doch miteinander vereinigten Gliedern statt finden?

Diese Gründe sind in den Gedanken der Weltweisen so stark gewesen, daß sie nicht nur geglaubet haben, die Mißgeburten könnten nicht lange leben, sondern auch auf die Gedanken gerathen sind, ob nicht vielleicht alles, was man von ihnen erzählet, lauter Erdichtung sey. Glaube ja nicht, spricht Lucrez, ein Saame, der aus zweyerley verschiedenen zusammen gemengten Gattungen bestehet, könne einen Centaur hervorbringen, oder es gebe Jungfrauen, die halb Fische sind, und dergleichen Mißgeburten mehr, deren Gliedmaßen, wie man saget, in einem so ungleichen Verhältnisse gegen

einan-

einander stehen. Es ist unmöglich, daß Glieder, die einander so entgegen gesezt, und von so verschiedener Gattung sind, neben einander wachsen, und vollkommen werden, noch weniger, daß sie in ein sehr hohes Alter gelangen können *. Eben dieser Weltweise, mein lieber Yn-Che-Chan, hatte kurz zuvor gesagt, daß an allen demjenigen, was man von den Centauren geschrieben, niemals das geringste wahr gewesen wäre.

Hier hast du einen Alten, der das Daseyn solcher Mißgeburten, wovon man zu seinen Zeiten so vieles Gerede machte, schlechterdings leugnet. Läßt sich nun hieraus nicht mit gutem Grunde schliessen, daß es wenigstens damit sehr ungewiß gewesen seyn müsse, weil ihm die grösten Gelehrten ihren Beyfall versageten? Warum sollte man denn eben, Schriftstellern, die von den Centauren reden, mehr Glaugen beymessen, als andern, die behaupten, daß niemals dergleichen Thiere gewesen sind? Vielleicht, weil die erstern angenehme Mährgen und Wunder-

dinge

* Sed neque centauri fuerunt, nec tempore in ullo
Esse queat duplici natura, & corpore bino
Ex alienigenis membris compacta potestas,
Hinc illinc par vis, ut non sic esse potis sit.
- - - - - - - - -
Ne forte ex homine & veterino semine equorum
Aut fieri credas centauros posse, nec esse:
Aut rapidis canibus succinctas seminarinis
Corporibus Scyllas, & cetera de genere horum,
Inter se quorum discordia membra videmus;
Quae neque floresçunt pariter, nec robora sumunt
Corporibus, neque proficiunt ætate senecta.
Id. Ibid.

dinge kund thun? In solchem Falle dürfen sie nirgends Glauben finden, ausser bey denen, die das Wunderbare dem Wahren, und dem Vernünftigen vorziehen. Doch wir wollen die Frage, wovon hauptsächlich hier die Rede ist, noch deutlicher auseinander setzen. Gesezt, es ist wahr, daß wirklich Centauren, und Waldgötter gewesen sind. Hieraus folgt immer noch nicht, daß dergleichen Mißgeburten jemals ein ganzes Volk haben ausmachen können. Denn ihrer natürlichen Beschaffenheit nach waren sie unfruchtbar, und folglich nicht in dem Stande, sich zu vermehren. Wie hätte sich denn nun also ihre Anzahl so sehr vergrößern können, daß Nationen daraus würden? Ich will es zur Noth einräumen, daß Leute in der Welt gewesen sind, die sich durch ihre Unzucht soweit haben bewegen lassen, daß sie in das Laster der Sodomiterey gerathen sind. Auf solche Weise können in einer Zeit von zwey bis drey Hundert Jahren wohl etwan sieben bis acht Waldgötter oder Satyren entstanden seyn. Dagegen will man uns bereden, es wären ganze Inseln und Landschaften mit solchen Mißgeburten bevölkert gewesen. Wie haben nun diese sich so vermehren, und fortpflanzen können? Ich sehe hierzu weiter kein Mittel, als daß man sich vorstellt, es sey eine Nation von Ziegen gewesen, welche, wie die Amazonen, zu den Männern in ihrer Nachbarschaft gegangen, und nachdem sie schwanger worden, wieder zurück nach Hause gekehret sind. Es ist wirklich ein angenommener Satz, der der Vernunft zuwider läuft. Indessen mag diese Zuflucht noch so lächerlich scheinen, so ist sie doch die einzige, welche diejenigen übrig haben, die im Ernste sprechen, daß ganze Nationen

nen von Mißgeburten in der Welt gewesen sind, die viele Jahrhunderte hintereinander gedauert haben. Eben dieses muß man auch von solchen Menschen sagen, die entweder gar keinen, oder einen Hundskopf, u. dgl. gehabt haben, kurz von allen, deren ich in meinem vorigen Briefe Meldung gethan habe. Denn dergleichen Gattungen von Mißgeburten sind eben so sehr, als Satyren und Centauren, von einem wirklichen, und eigentlichen Menschen unterschieden*.

Sobald

* Die Natur hat den Saamen der verschiedenen Thiere unveränderliche Gesetze vorgeschrieben, die nimmermehr durch menschliche Kräfte, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, verändert werden können. Solchergestalt kann die Vereinigung des Saamens zweyer Thiere, wenn dieser Saamen in ein Gefäß kommt, das ihm nicht von der Natur angewiesen ist, nimmermehr etwas hervorbringen. Jede Zeugung wird nothwendiger Weise durch die Vorschriften ihrer ersten Einrichtung bewirket. Ein gewisser Schriftsteller, der wegen seiner großen Geschicklichkeit seit langer Zeit von ganz Europa bewundert wird, behauptet, die Mulatten wären eine verfälschte Gattung von einem schwarzen Vater, und einer weißen Mutter, oder umgekehrt, wie etwan die Esel, welche eine von den Pferden ganz verschiedene Gattung von Thieren sind, durch eine Begattung mit Stutten Maulesel hervorbringen. Wären die Mulatten eine Bastard-Gattung, so würden sie ihr Geschlecht nicht fortpflanzen. Denn Maulthiere von beyderley Geschlechte sind zu der Zeugung ganz unfähig. Mulatten aber haben die Zeugungskrafft, sie mögen nun mit schwarzen oder mit weißen Weibspersonen zu thun haben.

Wenn man genau untersuchen will, was durch die verschiedenen Gattungen des Saamens hervorgebracht werden könne, so muß man vor allen Dingen zwischen den Saamen von zwo ganz verschiedenen Gattungen, und zwischen dem Saamen von zweyerley Geschlechtern oder Arten, unter einerley Gattung einen Unterschied machen. Ist dieser nothwendige Unterschied festge-

Sobald als man ein neues menschliches Wesen macht, das von unserer Gattung, wie sie itzt ist, in der Gestallt

setzt, so entwickelt man gar bald alle Fragen, über die Zeugung der verschiedenen Thiere, sie mögen im Anfange gleich noch so dunkel scheinen.

Schwarze Menschen, und weiße Menschen sind von einerley Gattung, nur nicht von einerley Geschlechte oder Art: Gleichwie Pudelhunde, Windhunde, große Englische Hunde u. s. w. die doch in Ansehung ihres Gebäudes, ihrer Gestalt, und ihrer Haare noch weit verschiedener als die schwarzen und die weißen Menschen, doch von einerley Gattung, nur von verschiedener Art sind. Nun bringet alles, was von einerley Gattung ist, vermöge der Gesetze der Natur, ein Thier hervor, welches wieder ein und anderes zeugen kan, das von zwo Arten, von welchen es herstammet, etwas an sich hat, und ebenfalls eine Zeugungskraft besitzet. Hingegen alles, was von zwo verschiedenen Gattungen herstammet, hat nicht mehr die Kraft zu zeugen, wie wir dieses an den Mauleseln sehen.

Unter den Thieren giebt es Gattungen, die einander gar sehr ähnlich sind. Zwischen dem Saamen solcher zwo Gattungen ist nun wohl einiger Unterschied. Indessen können sie doch ihrer Aehnlichkeit wegen ein lebendiges Wesen hervorbringen, welches, indem es aus Mutterleibe heraus kommt, und sich mit eben denselben Nahrungs-Mitteln unterhält, womit sich diejenigen beyden Thiere das Leben erhalten, die es gezeuget haben, zwar wohl lebet, aber doch nicht im Stande ist, einem andern Thiere das Leben zu verschaffen. Daher frißt z. B. ein Maulesel so gut Haber und Heu, als ein Pferd, und eine Eselinn. Aber ein Satir, oder eine andere Mißgeburt von einem Menschen und einer Ziege, von einem Pferde, und einem Menschen, kann niemals bestehen, oder statt finden, immasen, wie Lucrez saget, der halbe Leib dieser Mißgeburt eine Nahrung empfangen soll, die der andere halbe Theil nicht vertragen kann. Wenn nun aber die Menschen durch Vermischung mit gewissen Thieren nimmermehr eine Mißgeburt hervorbringen können, so möchte mancher fragen, warum doch gleichwohl mehr als einmal Kin-

stallt auch nur im mindesten unterschieden ist, so ist es von der Zeit an nicht mehr mit dem unsrigen einer-

 ley.

der mit Ziegen- oder Schafefüßen, so, wie man etwan vor Alters die Satiren beschrieben hat, auf die Welt gekommen sind? Hierauf antworte ich: Diese Mißgeburten sind nicht aus einer Vermischung des Saamens von zweyerley Gattungen entstanden, sondern die Natur hat sie so, wie sie waren, in Mutterleibe gebildet, und das, was eine Verletzung der Gesetze der Natur schien, war weiter nichts, als eine nothwendige Folge davon.

Die Theile der Leibesfrucht sind in dem Eye, oder, wie es andere wollen geheisen haben in dem Saamenthiergen oder Würmlein völlig entworfen. Denn man mag den Anfang von der Bildung der Leibesfrucht nach einer von diesen beyden Arten annehmen, nach welcher man wolle, und entweder die Meynung von dem Eye, oder jene von dem Würmlein annehmen, so muß man allemal einräumen, daß die Leibesfrucht, wenn sie zu einer gewissen Größe gelanget, eine Aehnlichkeit mit einem solchen Wurme hat, der auf den Blättern eines Baumes, sitzet, und besonders einem solchen, der in dem Mittelpunkte der Galläpfel ist, worinnen ein gewisser Cristallen-Saft steckt, der nach und nach dick wird, und sich in sehr zarte Grundtheilgen verwandelt, woraus Würmer werden. Die Theile der Leibesfrucht nun, die insgesammt in denjenigen entworfen sind, was sie in ihrem ersten Zustande ausmacht, wachsen nicht alle auf gleiche Weise. Manche lassen sich in kurzer Zeit sehen. Andere erscheinen erst lange Zeit darnach, oder auch wohl gar nicht, woferne sie irgend eine Hinderniß antreffen, die ihnen nicht erlaubt sich zu entwickeln, wenn die Leibesfrucht kränklich ist. Die Verstopfungen entziehen gar leicht einigen Theilen ihre Nahrung, die deßwegen in einem ungestalten Zustande bleiben, und ihre Vollkommenheit nicht erreichen, da indessen die übrigen zu dem erforderlichen Zustande der Vollkommenheit gelangen. Es bleiben zum Beyspiele die Füße und Schenkel, anstatt ihre wahre Bildung zu bekommen, nur halb gebildet, und werden einiger Maaßen den Füßen und Schenkeln einer Ziege ähnlich. Dieses ist schon ge-

ley. Ein Volk, wie man die Ciclopen beschreibt, mit einem einzelnen Auge, oder ein anderes mit einem Affenschwanze, kann eben so wenig, als ein solches

nung die Leute auf die Gedanken zu bringen, daß sie das Daseyn der Mißgeburten glauben.

Nach der Meynung des Hippocrates geben die Mängel in der Bärmutter zu einer grossen Menge von unförmlichen Geburten Anlaß. Das Kind wird im Mutterleibe, sagt dieser Vater der Aerzte, ungestallt werden, wenn es darinnen zu seiner bequemen Lage nicht Platz genug hat. Es ist eben so, wie mit einer Pflanze, wenn sie einen Stein, oder sonst etwas findet, das ihr in ihrem Wachsthume im Wege ist. Sie wächst deßwegen nach und nach krumm und höckericht, wird schmächtig, ganz ungestallt, auf einer Seite dick, auf der andern ganz und gar eine Mißgeburt. Dieses ist die Hauptquelle, aus welcher alle die vorgeblichen Mißgeburten herkommen, die der leichtglaubige Pöbel als eine Folge von der Vermischung eines Menschen mit einem Thiere ansiehet. Die wahre Ursache dieser ungestallten Geburten wissen die Aerzte gar wohl; Allein es ist ihnen nicht möglich, das gemeine Volk davon zu überzeugen. Umsonst sagen sie ihm, daß es an diesem oder jenem Kinde, wenn es eine Aehnlichkeit eines Affens, eines Hundes, oder einer noch schlimmern Sache mit sich auf die Welt bringet, bloß daher komme, weil die Backen, und die Lippen nicht ganz zu ihrer Vollkommenheit gelanget, und alsdenn die Ohren fast gar nicht deutlich zu erkennen sind.

Das dicke Haar, das sich zuweilen auf den ungestallten Schenkeln, und Füssen einiger Menschen sehen läßt, und der Wolle ähnlich ist, rührt von den sich dahin ziehenden Feuchtigkeiten her. Weil diese nicht Platz genug, sich auszubreiten, und durch die Ausdünstung wegzukommen, haben, immasen die Haut an den ungestallten Theilen allemal derb und hart ist, so wirken sie an diesen Gliedmasen eben das, was man an dem Kinne, auf dem Kopfe, und an etlichen andern Theilen des menschlichen Leibes siehet, wo die Haare stärker, als anderwärts wachsen, und wegen ihrer Dicke ein Ansehen wie Wolle haben.

ches, dem man einen Hundskopf beyleget, in der Welt vorhanden seyn. Ein einzelnes Auge mitten auf der Stirne verändert die ganze Ordnung, Uebereinstimmung, und Bildung der Theile des Gehirnes. An einem solchen Kopfe muß das innwendige Gebäude von dem unsrigen ganz und gar unterschieden seyn.

Nach den Grundsätzen ihrer Religion, mein lieber Yn-Che-Chan, sollten die Christen die Möglichkeit von dem Daseyn aller solcher Völker gänzlich leugnen. Denn ihren Lehrsätzen gemäß haben alle Menschen von einem einzigen Vater, der im Anfange der Welt durch die göttliche Allmacht geschaffen worden ist, ihren Ursprung. Hat es damit seine Richtigkeit, wie ist es hernach wohl möglich, daß es mehr, als eine Gattung von Menschen gebe, die mit jenem ersten Menschen und dem daher entstandenen Geschlechte gar keine Aehnlichkeit hat? Sind aber diese verschiedenen Geschlechter wirklich vorhanden, wie kann man denn sagen, daß alle Menschen von einem einzigen Vater herstammen? Wir haben bereits gesehen, daß die menschliche Gestallt schlechterdings nicht in ganzen Nationen aus der Art schlagen, und sich in die Gestallt der Thiere verändern könne. Hieraus folget nothwendig, entweder, daß niemals solche Mißgeburten von Nationen in der Welt gewesen sind, oder daß dieses und jenes Geschlecht von Menschen seinen Ursprung von unterschiedenen, im Anfange der Welt geschaffenen, Menschen herleiten müsse.

Dächten die Europäer, mein lieber Yn-Che-Chan, der Sache ein wenig nach, so würden sie ohne Zweifel alle diejenigen Mährgen verwerfen, womit sie

ihre Bücher anfüllen, und die sie, wie es scheinet, einander zum Trutze, und um die Wette aus den Büchern etlicher alten Schriftsteller heraus suchen. Noch zween andere eben so starke Gründe, warum man allen dergleichen erdichteten Erzählungen seinen Beyfall versagen müße? Woher kommt es denn, daß man heut zu Tage keine Völker mehr ohne Kopf, mit einem einzigen Beine, oder mit andern dergleichen Veränderungen antrift? Sind solche Nationen sonst auf der Welt gewesen, wo sind sie denn seit der Zeit hingekommen? Sind sie etwan durch Schwarzkünstler eben so wiederum in Nichts verwandelt worden, wie sie durch übernatürliche Wunderwerke gebildet worden waren? Ist es nicht etwas ganz erstaunendes, daß diese Völker ganz und gar untergegangen sind, ohne daß man von ihrem Untergange den geringsten Begrif hat, ohne daß man weiß, wie, warum, und woher es kommt, daß sie zu Grunde gegangen sind? Man muß in der That ein grosser Liebhaber von Mährgen seyn, wenn man Geschichten glauben soll, deren Ungrund doch aus so vielen Umständen auf das deutlichste erwiesen wird.

Der zweyte Grund, woraus man erweisen kann, daß alle diese Erzählungen falsch sind, bestehet darinnen, daß grosse Männer selbst zu derjenigen Zeit, da man von dem Daseyn dieser erdichteten Völker am meisten zu reden pflegete, ungescheuet über alles, was man davon erzählte, spotteten. Die Weltweisen waren es nicht etwan allein, welche diese Erzählungen verwarfen. Die Geschichtschreiber, noch mehr, die Erdbeschreiber, die Kraft ihres Amtes verbunden sind, die gegenwärtige Frage bis auf den Grund zu unter-

untersuchen, betrachteten die Geschichte von solchen Völkern als eine lächerliche Lügen, die mehr der Verachtung, als der genauen Untersuchung werth wäre. Strabo hat mit demjenigen, was man von diesen abentheuerlichen Völkern erzählete, nur seinen Spott getrieben.

Ich meines Orts glaube, lieber Yn-Che-Chan, man müsse das, was man von allen diesen eingebildeten Nationen saget, bloß und allein den Dichtern zuschreiben, immasen sie sonst nirgends, als in dem Gehirne dieser Leute vorhanden gewesen sind. Was die Geschichtschreiber davon sagten, dasselbe schöpften sie aus jenen Schriften, und die Leute, welche allezeit das, was abentheuerlich klingt, gern hören oder lesen, nahmen die seltsamen Dinge, die man ihnen erzählete, sehr begierig an. Die Maler und Bildhauer machten von solchen Mißgeburten Bilder, und liesen sie jederman öffentlich sehen. Nach und nach gewöhnte man sich an dergleichen ausgesonnene Gestallten so sehr, daß man sich vorstellete, es sey gar nicht möglich, daß sie nicht wirklich in der Welt seyn sollten. Wir lesen in den Schriften eines gewissen alten Christlichen Lehrers *, daß alle diese abentheuerlichen Nationen auf öffentlichem Markt zu Carthago gemalet gewesen. Daselbst sahe man etliche, die nur ein einziges Auge mitten auf der Stirne hatten. An andern war die Spitze des Fußes inwendig hinein gekehret. Wieder andere waren mit beyderley Geschlechte gemahlet, so daß sie sich bald des einen, bald des andern bedieneten. Sie hatten die rechte Brust von dem männlichen, und die linke Brust

* Augustinus de Civitate Dei L. XVI. C. VIII.

von dem weiblichen Geschlechte. Hiernächst befanden sich dabey etliche, die kein Maul hatten, und nur von der eingezogenen Luft lebten. Es gab Menschen, die nur etwan eine Elle lang waren, und bey den Griechen Pygmäen hiessen. Weiber, die in dem fünften Jahre Kinder zeugeten, und in dem achten starben: Völker, welche Sqvipoden genennet wurden, und ganz besonders hurtig liefen, ohngeachtet sie nur einen Schenkel, und zween Füße hatten, und niemals die Knien beugeten. Desgleichen sahe man auf eben denselben Gemälden Menschen ohne Köpfe, welche die Augen auf den Schultern hatten.

Die Maler, lieber Yn-Che-Chan, haben eben so gut, als die Dichter, zu Beförderung und Bestärkung des Aberglaubens das ihrige beygetragen. Sie sind in ihren Erdichtungen eben so verwegen gewesen. Das gemeine Volk hat diese noch viel leichter, als die Erfindungen der Dichter angenommen, imasen es dieselben noch öfterer vor den Augen hatte, und sie ihm auf eine Weise, die noch mehr in die Sinnen fällt, vorgestellet wurden.

Die Dichter reden nur für den Verstand, die Maler hingegen hauptsächlich für die Augen. Diese leztere Art sich auszudrücken, ist für das gemeine Volk noch viel begreiflicher, als die übrigen. Die Götter haben sich so, wie sie von den Bildhauern vorgestellet worden sind, zu ihren Zeiten in der ganzen Welt ausgebreitet. Hingegen waren die Götter des Homers, und anderer Dichter nur in gewissen Ländern bekannt. Sobald als es Leute gab, welche Bildsäulen machen konnten, sind auch unter den Völkern Gottheiten gewesen.

Um

Um Stücken Holz, und Marmor anzubeten, haben die Völker nicht gewartet, bis die Dichter aufgekommen sind. Die Abgötterey ist viel älter, als die Dichtkunst. Sie hat mit der Bildhauer- und Malerkunst ihren Anfang genommen. Diese sonst so verehrungswürdigen Künste sind die hauptsächlichsten Ursachen von den Irrthümern der Menschen, und von den thörichten Religionen gewesen, die sie sich fest in den Kopf gesetzet haben. Nachdem der Bildhauer einen Gott gemacht hatte, so fieng er nun auch an einen Centaur zu hauen. Der Centaur wurde von dem Pöbel eben so, wie der Götze angenommen. Nach ihm kam der Maler, und malte einen Menschen ohne Kopf, der die Augen auf den Schultern hatte. Es war ganz natürlich, daß diese neue Mißgeburt eben dergleichen Vorrechte, wie die ersten genoß. Uber die thörichte, und blinde Leichtgläubigkeit des gemeinen Volkes hat man nun soviel weniger sich zu wundern Ursache, da der Mensch zu dem Aberglauben so sehr geneigt ist, daß eben derselbe Bildhauer, der aus einem Stücke Holz einen Gott gemacht hatte, seiner Hände Arbeit mit Furcht und Zittern anbetete. Große Männer, die sich vermöge ihrer vortreflichen Gemüths-Gaben über die Vorurtheile des gemeinen Pöbels erhuben, hatten mit dergleichen Schwachheiten ihr Gespötte. Doch ihre Anzahl war überaus gering, und was sie etwan hierüber hätten sagen können, dasselbe würde gleichwohl das gemeine Volk nicht von seiner Thorheit befreyet haben. Kann wohl jemand nachdrücklicher über die Götzen spotten, als Horaz * gethan hat, wenn er

* Olim truncus eram ficulnus, inutile lignum,
Cum faber, incertus, scamnum faceretne Priapum,

sagt, der Bildhauer habe im Anfange selbst nicht gewust, ob er aus seinem Stücke Holz einen Gott, oder einen Schemel machen sollte, biß endlich der Gedanke, einen Gott zu machen, die Oberhand gehabt hätte.

Solche lebhafte und witzige Spöttereyen fanden in den Gemüthern der Alten eben nicht mehr Eindruck, als etwan gewisse Schriftsteller mit den ihrigen bey der heutigen Welt. Uberhaupt zu reden ist der Mensch gleichsam von Natur ein Sklave seiner thörichten Leichtglaubigkeit. Aberglauben, Liebe zu dem Abentheuerlichen, und die Religion verblenden diejenigen, die ihn betrügen. Alle diese Dinge haben in sein Wesen einen ganz unvermeidlichen Einfluß. Wir mögen uns in der Welt unter einem Volke umsehen, unter welchem wir wollen, so finden wir durchgängig, daß sie große Liebhaber von Fabeln sind, und Leute, die ihnen aus ihren Irrthümern heraus helfen wollen, für Unwissende, oder für Gottlose achten.

Es ist Zeit, daß ich meinen Brief schließe. Es wundert mich sehr, werther Yn-Che-Chan, daß ich so gar selten Nachrichten von dir erhalte, und von unserm Freunde Tiao, der nun wohl in Moskau angelanget seyn muß, bis itzt gar noch nichts erfahren habe. Lebe wohl.

Paris. —

Der

Maluit esse Deum, Deus inde ego furum aviumque
Maxima formido. Nam fures dextra coërcet,
Obscœnoque ruber porrectus ab inguine palus
Horat. Satyr. Lib. I. Sat. VIII.

Der drey und dreyßigste Brief.

Choang, an Yn=Che=Chan.

Ehe ich dir, lieber Yn=Che=Chan, von dem Zustande der schönen Wissenschaften und Künste bey den Persianern etwas sage, muß ich dir zuvor allerhand Umstände melden, welche hauptsächlich nöthig sind, um sich von diesem Volke einen rechten Begrif zu machen.

Die Mode hat über die Gemüther der Persianer nicht den geringsten Eindruck, und findet bey ihnen gar kein Ansehen. Sie urtheilen von Gebräuchen nicht nach dem Vergnügen, das sie darüber empfinden, wenn sie neu sind, sondern nach dem Nutzen, den sie davon zu gewarten haben. Seit undenklichen Zeiten sind sie immerfort bey einerley Kleidung geblieben, weil sie dieselbe ihrer Bequemlichkeit gemäß finden. Sie lachen die Europäer aus, weil diese niemals versichert seyn können, ob auch ihre Kleider so lange mode bleiben, bis sie dieselben abgetragen haben. Wie gut wäre es für die Persianer, wenn sie, was die Pracht und Kostbarkeit ihrer Kleidung anbetrift, eben so vernünftig zu denken pflegeten. Allein, was diesen Punkt anlangt, so denken sie noch viel weniger, als die Europäer, der Vernunft gemäß. Ihre allerschlechtesten Turbane kosten immer funfzig Thaler, und für manchen müssen sie wohl fünf hundert Thaler bezahlen. Was die Persianer, um ihr Haupt zu bedecken, nöthig haben, kostet ihnen weit mehr, als den Franzosen ihre geborgten und falschen Haare, womit sie das ihre zu schmücken sich angelegen seyn lassen.

Leute von vornehmen Stande tragen hier zu Lande einerley Kleid selten zween Tage hintereinander. Ihre Finger bestecken sie mit Ringen, und tragen an ihren Händen eine große Last von Edelgesteinen herum. Vielen sehr andächtigen Leuten sind die Ringe überaus beschwerlich. Ihren Gedanken nach ist es sehr unanständig, wenn sie bey ihrem Gebete zu GOtt so viele kostbare Sachen an sich haben. So oft sie daher ihr Gebet verrichten, legen sie ihren Schmuck von sich weg, immasen sie sprechen, wenn man bey der Gottheit Gnade erlangen wolle, so müsse man demüthig, und arm vor derselben erscheinen. Ist dieses nicht ein vortreflicher Weg, es so einzurichten, daß sich die eitle Pracht mit der Religion verträgt? Diese andächtigen Persianer verhalten sich eben so thöricht, als jene Betrüger, die sich einbilden, sie thun keinen falschen Schwur, weil sie auf eine zweydeutige Weiße reden. Sieht denn das höchste Wesen die kostbaren Steine der Persianer in ihren Schubsäcken nicht eben so gut, als es etwan in dem Herzen der Lügner die Ursache ihrer Zweydeutigkeit wahrnimmt? Nichts ist so ungereimt, als wenn man sich vorstellt, die Gottheit lasse sich hintergehen, und niemand giebt sich mehr Mühe, dieses zu thun, als diejenigen, die so gar sehr andächtig heisen wollen. Manche unter den Persianern treiben ihre Verblendung noch viel weiter. Sie lassen ihre Demante auf Silberne Ringe setzen. Alsdenn haben sie kein Gold an sich herum, und in solcher Verfassung dürften sie sich gar kein Bedenken machen, zu ihrer Gottheit zu beten. Was für eine Thorheit! Was für ein ungereimter Aberglaube! Ein Demant der zehen tausend Thaler werth ist, soll weiter kein Schmuck seyn, der

wider die Demuth streitet, wenn er in Silber gefaſ-
ſet wird!

Die Liebe zu koſtbaren Steinen iſt bey den Perſia-
nern ſo groß, daß ſie es bey den Ringen, die ſie an
den Fingern tragen, nicht bewenden laſſen. Sie
hangen über dieſe noch acht bis zehen Ringe an eine
Schnure, und tragen dieſelbe an dem Halſe. Dieſe
ſtecken ſie ſich unter den Kleidern auf die Bruſt, und
ſuchen ſie von Zeit zu Zeit hervor, um entweder da-
mit zu ſiegeln, oder auch nur das Vergnügen zu ge-
nieſen, und ſie einmal anzuſehen, oder andern, bey
welchen ſie ſich befinden, zu zeigen.

Die Weibsperſonen putzen ſich eben ſo gern, als
die Männer. Ja, es iſt ganz natürlich, daß ſie es
hierinnen noch weiter, als das männliche Geſchlecht
treiben. Dieſes gehet immer gern ſo weit, daß ſie
das Vermögen ihrer Ehemänner damit verthun. Es
iſt ganz unglaublich, was für eine entſetzliche Pracht
in den Serailen einzelner Privatleute herrſchet. Im-
merfort werden neue Kleider angelegt; wohlriechen-
de Dinge, die das meiſte Geld koſten, werden darin-
nen überflüßig verthan, und die allerkoſtbarſten Ge-
tränke getrunken. Die Liebe, die in den dortigen
Gegenden ſehr viel vermag, macht Liebhaber und
Ehemänner, einen ſo verſchwenderiſch, als den an-
dern. Die Weibsperſonen werden in lauter Weich-
lichkeit, und Faulheit erzogen. Ihre einzige Be-
ſchäftigung beſtehet alſo bloß darinnen, daß ſie ſich
putzen, auf das, was die Sinnen reitzet, und auf
die Befriedigung ihrer Wolluſt denken.

Weil ich hier einmal von Dingen rede, welche die Pracht unterhalten, so darf ich wohl zweverley Umstände, welche zu diesem Laster sehr viel beytragen, nicht mit Stillschweigen übergehen. Einer darunter ist der Haß, den die Persianer gegen die schwarze Farbe hegen. In ihren Augen ist sie nicht nur eine traurige und betrübte Farbe, die gar keinen Glanz hat, sondern sie ist gar noch dazu unglücklich, und verhaßt. In Ispahan kleidet man sich ohne Unterschied in alle Farben. Die allerältesten Personen tragen eben so gut, als die jüngsten Leute die allermuntersten und lichtesten. Woferne diese Gewohnheit nicht zu Unterhaltung der Eitelkeit und Pracht dienete, so würde sie mir überaus wohl gefallen. Es ist in der That ein angenehmer Anblick, wenn man auf den Spatziergängen, und an öffentlichen Orten ein Gedränge von Leuten siehet, deren Kleider wegen des Goldes, oder der allerlebhaftesten Farben schön in die Augen fallen.

Mit der Kleiderpracht verbinden die Weibespersonen noch allerhand andern Schmuck, wodurch sie ihre Schönheit zu vermehren trachten. Indessen färben sie derhalben ihr Gesicht weder weiß, noch roth, wie es das Frauenzimmer in Europa in Gewohnheit hat: Sondern, weil in Persien die allerdicksten und schwärzesten Augenbraunen die gröste Schönheit ausmachen, so pflegen sich die Weibspersonen, ihre Augenbraunen, wenn sie nicht von Natur dergleichen Farbe haben, schwarz zu färben, und diesem Fehler, den sie auf solche Weise an sich zu finden glauben, durch die Kunst abzuhelfen. Desgleichen machen sie sich unten an der Stirne, ein

klein

klein wenig über den Augenbraunen einen schwarzen Fleck, der so groß, als der Nagel an dem kleinen Finger ist. In das Grübgen an dem Kinne komme ein anderes kleines Veilgenblaues Fleckgen, welches mit einem sehr spitzigen Eisen, oder Messergen gemacht wird, und daher niemals weggewischet werden kann.

Die Thorheit sich das Gesicht unter dem Vorwande, daß es schöner werden soll, zu verderben, und die Natur verbessern zu wollen, indem man sie verunstalltet, ist ziemlich allen Weibspersonen, sie mögen in einem Lande gebohren seyn, wo sie wollen, zu allen Zeiten eigen gewesen, und ist es auch noch heut zu Tage. Die Europäerinnen streichen sich das Gesicht weiß, und roth an, und auf diese eckelhafte Schminke kleben sie eine große Menge ganz kleiner Pflästerchen von schwarzen Taffent. In einer solchen Verfassung hat ihr Gesicht viel ähnliches mit einer Tygerhaut. Indessen findet man wohl meinen Gedanken nach in der Welt keine Weibspersonen, die in diesem Stücke die Ausschweifung so weit treiben, als die Weibspersonen in dem wüsten Caramanien. Damit sind sie noch nicht zufrieden, daß sie sich eines von ihren Nasenlöchern durchstechen, wie es auch in etlichen Landschaften von Persien zu geschehen pfleget, durch welches Loch sie einen Ring durchstecken, und an den Ring ein paar Perlen anbinden: Sondern sie machen auch noch oben in die Nase ein Loch, und in dasselbe kommt ebenfalls ein Ring, an welchen sie eine Stange von Demanten anknüpfen, welche die eine Seite von der Nase ganz überdecket, wie man etwan die Pferde mit gewissen großen Kupferblechen

anputzet, die ihnen an der Stirne über der Nase herabhangen. Gleichwie übrigens die Zierrathen des weiblichen Geschlechtes in Caramanien lächerlich sind, also muß man dieses auch von den übrigen Weibspersonen sagen. Der ganze Unterschied in Ansehung des Geschmackes bestehet darinnen, daß andere sich nicht die Nasen, sondern die Ohren durchstechen, und man weiß selber nicht, welches von beyden thörichter ist.

Doch, werther Yn-Che-Chan, wir wollen uns bey der Prüfung dieser seltsamen Gebräuche nicht länger aufhalten, und vielmehr wieder zu der Pracht der Persianer zurückkehren. Ihre Pferde kosten ihnen beynahe eben so viel Geld, als ihre Weiber. Sie halten deren eine eben so große Menge, und ihr Stall ist ziemlich eben so zahlreich, als ihr Serail versorgt. Wenn irgend ein vornehmer Mann einen Besuch abstattet, so läßt er drey bis vier Handpferde durch eben so viel gut berittene Bedienten an einer Schnure hinter sich herführen. Vor oder neben seinem Pferde laufen unterschiedene Bediente zu Fuße. Desgleichen hat er etliche andere Bediente bey sich, wovon der eine seine Schnupftaback-Dose, der andere eine gestickte Decke träget, in welcher sich ordentlicher Weiße ein Rock, und eine Mütze befinden. Die Pferde sind insgesammt sehr schön geschmückt. Doch dasjenige, worauf der Herr reitet, ist unter allen am prächtigsten gezieret. Das Geschirr vornehmer Leute ist mit Silber- oder Goldblechen, und oft gar mit Edelgesteinen besezt. Die Ränder an den Sätteln sind mit Maßiv-Golde beschlagen. Die Schaberacke ist gestickt, zuweilen mit Perlen besezt, und hängt sehr tief über die Schenkel des Pferdes hinunter.

Bey einer so gar großen Pracht müssen nothwendig viele Leute zu Grunde gehen. Doch weit gefehlt, daß die Persianer deßwegen darauf dächten, wie sie eine Pracht, die dem gemeinen Besten so sehr nachtheilig ist, abschaffen solten. Sie bestätigen dieselbe vielmehr, und verachten diejenigen, die so viel Vernunft besitzen, daß sie darüber ihr Mißfallen bezeigen. Sie haben unter sich ein Sprichwort, daß die Ehre nach dem Kleide beschaffen sey. Tolle und lächerliche Meynung, welche die Menschen unter die Thiere herabsetzet, immasen ein schönes Pferd um sein selbst willen gut bezahlet wird, und für eine Schindmähre, die mit einem kostbaren Sattel bedecket ist, nicht mehr bezahlet zu werden pfleget, als was das daran befindliche Geschirr werth ist! Es ist in der That sehr ungereimt, wenn man den Werth eines Menschen nach einem kostbar gestickten Zeuge beurtheilet, welcher gar oft mehr als tausend Meilen weit von seinem Vaterlande verfertiget ist. Nach dem Sprichworte der Persianer müssen die Leute ihre Ehre aus den Gewölbern der Kaufleute holen. Ein nichtswürdiger Mensch kann, wenn er Geld hat, seinen Schneider alle Tage schicken, und sich durch denselben Ehre und Ansehen kaufen lassen.

Nachdem ich bißher die Persianer ihrer übertriebenen Pracht wegen zu tadeln für nöthig geachtet habe, so muß ich sie nun auf der andern Seite wegen ihrer mäßigen Lebensart loben. Sie halten des Tages nicht mehr, als zwo Mahlzeiten. Die erste, die sie ordentlicher Weise gegen eilf Uhr des Vormittages einnehmen, bestehet in weiter nichts, als in Obste, Milchspeißen, und Zuckerwerk. Des Abends essen

sie Fleisch, jedoch nicht eben in großer Menge. Ihre Art der Zurichtung ist sehr einfach, und sie brauchen dazu nicht viel kostbares. Gewürzte Speißen, eingesalzenes, und gepeckeltes Fleisch, wie man es in Europa um den Geschmack zu reitzen zurichtet, sind unter ihnen völlig unbekannt. Pfeffer oder andere Gewürze gebrauchen sie sehr wenig, und wenn sie sich dessen bedienen, so stoßen sie dieselben nicht, sondern thun sie ganz an die Speißen, damit der Magen nur die Kraft daraus genieſſen, und die irrdischen Theilgen davon, die sehr unverdaulich sind, nicht bekommen möge.

Die gewöhnlichen Mahlzeiten der Persianer, sie mögen nun Gäste bey sich haben, oder nicht, dauern niemals länger, als eine halbe Stunde. Die Europäer wollen dieser heilsamen Gewohnheit lieber ihren Beyfall versagen, und bedenken nicht, daß die Zeit, da man nach eingenommener hinlänglicher Nahrung am Tische sitzen bleibet, der Gesundheit des Leibes sowohl, als der Munterkeit der Seele nachtheilig ist. Übermäsiges Essen und Trinken schadet dem Körper so sehr, als der Seele. Die leztere wird dadurch allmählich tumm gemacht, und der erstere in kurzer Zeit entkräftet. Sonderlich ist es in warmen Ländern fast allemal gefährlich, wenn man sich in Essen und Trinken übernimmt, und dabey auch nur eine kurze Zeit hintereinander fortfähret. Daher siehet man auch, daß Europäer, die sich in diesem Stücke nicht in acht nehmen, kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Persien sterben. Bloß die Veränderung der Speisen ist schon vermögend, in sehr warmen Ländern ansehnlich zu schaden. Die verschiedene

Eigen=

Eigenschaft der Säfte thut dem Magen ausserordentlichen Tort, der durch die Zerstreuung der Geister, welche von der allzugroßen Wärme veranlasset wird, schon mehr als zu sehr geschwächet zu werden pfleget. Uberhaupt ist in dem ganzen Morgenlande die Schwelgerey ein Laster, das eine natürliche Strafe nach sich ziehet. Hätte man diese nicht zu befürchten, wenn man ein lüderliches und schwelgerisches Leben führete, so würde man dort vielleicht eben so wenig, als in Europa, nüchtern leben. Die menschlichen Tugenden haben bey den Menschen grösstentheils keine andere Quelle, als den Eigennutz. Die Laster, die der Gesundheit des Körpers nicht schaden, gehen in einem Lande so sehr, als in dem andern im Schwange. Es giebt in Indien, und Persien eben so gut, als in den kalten Ländern Rachsüchtige, Lügner, Schalkhafte, und Geizhälße. Dieses ist also ein mächtiges Vorurtheil wider den Bewegungsgrund, warum die Morgenländer mäsig und nüchtern leben.

Eine von den vorzüglichsten guten Eigenschaften der Persianer ist die Liebe, die sie zu der Gastfreyheit haben. Dergleichen Liebe kann nicht genugsam gerühmet werden, und es wäre zu wünschen, daß alle Völker sich dieselbe zur Nachahmung dienen liesen, die den Ruhm haben wollen, daß sie verstehen was Tugend, und wohlanständige Lebensart sey. Wenn bey den Persianern der Tisch gedeckt und die Speße aufgetragen wird, so schliessen sie nicht etwan die Thüre zu, wie es fast bey allen Völkern in der Welt zu geschehen pfleget. Sie laden vielmehr alle diejenigen dazu, die sich in dem Hause befinden, und behalten sogar die Bedienten fremder Leute bey der

Mahlzeit. Was davon übrig bleibet, dasselbe wird unter die Armen, die sich zu solcher Zeit auf der Gaße befinden, vertheilet, und niemals wird von demjenigen, was einmal auf dem Tische gestanden hat, etwas aufgehoben.

Die Persianer sprechen, unter allen Tugenden sey die Gastfreyheit diejenige, die der Gottheit am meisten gefalle. Bey der Ausübung dieser Tugend machen sie weder unter dem Stande, noch unter dem Vaterlande, oder der Religion der Leute den geringsten Unterschied. Der Gast mag seyn, wer er will, so ist er allemal in ihren Augen eine ehrwürdige Person. Sie sprechen, einer von ihren Erzvätern, den sie Abraham nennen, habe niemals ohne Gast gespeiset Bey dieser Gelegenheit erzählen sie, dieser rechtschaffene Mann habe eines Tages gesehen, daß noch niemand in der Mittagsstunde zu ihm gekommen sey. Daher sey er aus seinem Zelte gegangen, und habe sich umgesehen, ob sich nicht etwan ein Gast finden lasse. Zu Vergeltung seiner Frömmigkeit wären ihm drey himmlische Geister in menschlicher Gestallt erschienen, welche er zu bewirthen die Ehre gehabt hätte. Diese Geschichte erzählen die Europäer mit einer kleinen Veränderung, und sie findet sich in ihren vorzüglichsten Glaubens-Büchern. Unterdessen wird in Europa die Gastfreyheit heut zu Tage unter allen Tugenden am allermeisten verabsäumet. Schande genug, daß Völker, die sich sonst auf ihre gesittete Lebensart so viel einbilden, einen von den hauptsächlichsten Lehrsätzen des Naturgesetzes ganz und gar übertreten! Der Europäische Wohlstand ist öfters nicht so viel werth, als die Bäuerische Einfalt der Araber.

Lebe wohl, und sey in allen deinen Unternehmungen glücklich

Ispahan. —

Der vier und dreyßigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Ich habe, lieber Yn-Che-Chan, etliche Tage in einer Stadt zugebracht, die dreyßig Meilen weit von Paris entfernet ist. Diese Stadt ist die Hauptstadt in einer Provinz, welche die Normandie heißet. Doch ihr Ansehen hat sie noch mehr von der großen Anzahl ihrer Einwohner, von dem Umfange ihrer Handlung, von der Größe ihrer Ringmauer, und von der Art, wie sie gebauet ist. Die Einwohner in der Normandie haben größtentheils einen lebhaften, muntern, und durchdringenden Verstand, und können es in allen Wissenschaften sehr weit bringen. Sie können die größten Dichter aufweisen, die jemals in Frankreich, oder besser zu reden, in Europa gewesen sind. Aus der Provinz Normandie stammen die beyden Corneillen. Gleichwie ehemals bey den Alten nur allein Griechenland dem Sophocles an dem Euripides einen Nebenbuhler geben konnte, eben also scheinet es auch, als ob unter den Neuern niemand den großen Corneille besser, als sein eigener Bruder habe nachahmen können und sollen.

Vielleicht wäre es für die Leute in der Normandie vortheilhafter, wenn sie nicht sogar viel Witz hätten. Ein wenig mehr Ungeschicklichkeit würde

ohne Zweifel die übertriebene Neigung zu Rechtshändeln, die man an ihnen findet, um ein großes dämpfen. Ich bin versichert, sie würden nicht so gern vor Gerichte zu thun haben, woferne sie nicht in der Fruchtbarkeit und Stärke ihrer Einbildung beständig Hülfsmittel fänden, wodurch sie auch die allerschlimmsten Händel vertheidigen, und ihnen nicht etwan nur einige Wahrscheinlichkeit beylegen, sondern auch den Schein des Rechtes geben können. Man muß in der That sehr viele witzige Einfälle haben, wenn man aus der Kunst, Rechtshändel zu führen, gleichsam ein Handwerk machen will. Ich räume ganz gerne ein, daß der Witz in betrüglichen Ränken für die Ruhe der menschlichen Gesellschaft ein schädlicher Witz ist. Indessen bleibet es doch allemal ein Witz.

Du kannst gar nicht glauben, mein lieber Yn-Che-Chan, wie groß die Lust zu gerichtlichen Händeln bey den Leuten in der Normandie ist. Man hat mich gewiß versichert, unter hundert Hausvätern sey kaum ein einziger, der nicht vor Gerichte zu thun habe. Gleichwie sich überhaupt die Richter, deren Einkünfte auf der Thorheit der Menschen beruhen, nicht zu fürchten haben, daß sie fallen werden; also können auch die Obrigkeiten in der Normandie gewiß versichert seyn, daß ihre Einnahme an gerichtlichen Gebühren nie schlechter werden wird. Man hat sich in der Normandie jederzeit gern vor Gerichte gezanket. Doch itziger Zeit hat die Liebe zu listigen Ränken, wie es scheinet, neue Kräfte bekommen. Man erlebet daselbst alle Tage seltsamere und außerordentlichere Rechtshändel. Ich will dich gegenwärtig mit

einer

einer Geschichte unterhalten, woraus du wahrnehmen kannst, was die Advokaten in der Normandie für Leute sind, und wie die Rechtshändel daselbst getrieben werden.

In dem Ländgen Caux wollte ein gewisser Cure, oder Pfarrer, wie die Französischen gewiße Geistliche nennen, denen die Aufsicht über die Einwohner eines Theiles von irgend einer angesehenen Stadt, oder auch über ein ganzes Dorf anvertrauet ist, ein schönes Hauß bauen lassen. Der bloße Wille reichte freylich zu Ausführung eines solchen Vorhabens nicht zu, und er muste vor allen Dingen hierzu das benöthigte Geld zu schaffen trachten. Unser Pfarrer wuste auf keine andere Weiße Geld aufzutreiben, als daß er gewiße Erbgelder, von welchen er die Zinsen genoß, an jemanden verkaufete. Er wendete sich deßwegen an etliche Kaufleute in Rouen. Diese, ohngeachtet ihnen die Gerichtshändel nichts unangenehmes, oder ungewöhnliches waren, wollten gleichwohl mit einem Geistlichen unter sich nicht gern etwas zu thun haben. Sie wusten gar zu gut, wie sehr die Geistlichen in der Normandie die allerverwegensten Zungendrescher übertreffen. Endlich nahm der Pfarrer seine Zuflucht zu einem Buchhändler, der seine Schwester geheyrathet hatte. Er bat jenen so sehr, die Gelder, deren er sich entledigen wollte, über sich zu nehmen, daß sich der Buchhändler endlich bereden ließ, und ihm die verlangte Summe auszahlte. Sobald er das Geld in Empfang genommen hatte, säumte er nicht, sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Es wurde einem Baumeister aufgetragen, zu einer prächtigen Pfarrwohnung den Riß zu entwerfen. Kurz darnach

wurden Arbeitsleute angenommen, und das neue Hauß so geschwind aufgeführet, als man etwan von bezauberten Schlößern in den Feenmährgen zu erzählen pfleget. So sehr ließ man sich den Bau desselben angelegen seyn. Unter der Zeit, da man daran arbeitete, und auch noch etliche Jahre darnach, wie es schon vollkommen fertig war, kam der Pfarrer sehr oft nach Rouen, und stattete bey seinem Schwager, dem Buchhändler, seinen Besuch ab, der immer sehr lange währete. Er legte es ihm allemal so vor, daß ihn jener herrlich bewirthen muste. Grobe Speisen waren für den Magen Sr. Hoch-Ehrwürden, des Herrn Pfarrers gar zu schwer. Rindfleisch, Schöpsenfleisch, und dergleichen wollte ihm nicht schmecken. Mackrellen, Aale, Schleihen waren lauter Fische, die er seiner Gesundheit wegen nicht essen durfte. Es musten Sohlen, Forellen, und andere wohlschmeckende, und verdauliche Fische seyn. Der geduldige Buchhändler richtete sich nach dem Geschmacke und Willen seines Herrn Schwagers, des Pfarrers. Er führte wider seinen Willen einen kostbaren Tisch, und wunderte sich, daß sein hochwerthester Anverwandter sogar schöne Predigten von der Mäßigkeit halten konnte, und doch selbst nach den Regeln, die er andern gab, nicht im mindesten zu leben pflegte! Der Pfarrer kehrete sich an die Betrachtungen desselben ganz und gar nicht. Er hatte Dinge von weit grösserer Wichtigkeit in seinem Kopfe. Seit langer Zeit zielete sein ganzes Dichten, und Trachten dahin, daß er mit dem Buchhändler einen Zank vor Gerichte anfangen, und die Verschreibungen wieder haben möchte, die er ihm für das zu dem Bau seiner Pfarrwohnung erhaltene Geld abgetreten hatte. Dergleichen

Unter-

Unternehmung verdienete allerdings zuvor reiflich überlegt zu werden, und ein anderer, der kein Geistlicher in der Normandie gewesen wäre, würde sie für etwas ungereimtes angesehen haben. Aber der Pfarrer fand in sich selbst Quellen zu listigen Ränken, die Leuten von seinem Stande ziemlich von Natur eigen sind. Nachdem er der Sache mit allem Ernste nachgedacht hatte, fiel ihm ein, er könne es wohl nicht kluger anfangen, als wenn er es unter dem Vorwande einer Verletzung dahin brächte, daß der Vergleich umgestossen würde. Ohngeachtet, die Leute in China, lieber Yn-Che-Chan, auch ziemlich gern vor Gerichte etwas zu thun haben, so würde man doch daselbst sehr lachen, wenn man sähe, daß ein Bonze in einem Alter von ziemlich funfzig Jahren vor dem höchsten Gerichte verlangete, daß man ihm die Rechte der Minderjährigen angedeyhen lassen sollte. Was, würde man sagen, habt ihr etwan den Verstand verlohren? Außerdem ist es gar unmöglich, daß man euch eure Bitte gewähren kann. Wählet eines von beyden. Entweder ihr habt noch den Gebrauch eurer Vernunft, oder ihr habt ihn verlohren. Habt ihr ihn noch, wie könnt ihr denn verlangen, daß man mit euch anders, als mit andern Menschen umgehen soll? Seyd ihr aber nicht mehr recht bey Verstande, so kann man euch wohl wieder in euere vorige Rechte einsetzen. Dagegen aber müsset ihr euch einen Vormund setzen, und in das Tollhauß einsperren lassen.

Ohne Zweifel, werther Yn-Che-Chan, würden unsere Mandarinen also gegen einen solchen Mann zu reden pflegen. Die Gerichtspersonen in

der Normandie haben zwar auch einen sehr scharfsinnigen Verstand; Indessen machen sie in den vorfallenden Geschäften lange nicht dergleichen richtige Vernunftschlüsse. Gar zu viele Richtigkeit, und strenge Beurtheilung würde die Anzahl der Gerichtshändel verringern, oder sie gar zu bald endigen, und in beyden Fällen müste die Einnahme der Gerichten darunter leiden. Es hilft haußhalten, wenn man nicht auf Kosten seines Beutels gar zu richtig denket. Ein Französischer Dichter hat wohl recht gesagt: **Vor Gerichte leben wir von den Thorheiten unseres Nächsten** *. Gesezt, es wären alle Leute klug, und verständig; wo blieben denn die Ränke vor Gerichte? Und wenn diese nicht wären, wovon lebten denn so unzähliche Menschen, die sich lediglich davon ernähren? Der Pfarrer wuste die Denkungsart seiner Landesleute gar zu gut. Er machte sich daher kein Bedenken, einen Rechtshandel zu unternehmen, der auf einem falschen, und nichtigen Grunde beruhete. In einem andern Lande würde er sich vielleicht nicht getrauet haben, davon etwas zu sagen. Da er sich auf solche Weise fest entschlossen hatte, seine Sache vor Gerichte anzubringen, so dachte er deßwegen eben nicht, daß er von seinem guten Tische abgehen dürfe. Er befand sich bey dem Buchhändler gar zu gut. Alle Tage hatte er gutes Essen und Trinken, ohne daß er etwas dafür gab. Wo hätte er so gutwillige Leute wieder angetroffen? Ein anderer, der kein Pfarrer in der Normandie wäre, würde gedacht haben, es wäre gar nicht möglich, sich mit einem Menschen vor Gerichte zu zanken, und doch auch in seiner Gesellschaft zu speißen. Der Pfarrer aber machte sich die Hof-

* Nous vivons au Palais des sottises d'autrui.

Hofnung, es also einzurichten, daß beydes miteinander bestehen könne. Wenigstens stellte er sich vor, er würde in der Sache sehr weit kommen, ehe noch sein gutthätiger Wirth etwas davon erführe. Zu dem Ende gieng er ganz in der Stille zu einem Anwalde, und vertrauete ihm sein Vorhaben. Zum Unglücke war dieser Anwald ein guter Freund von dem Buchhändler. Er wunderte sich über das, was er hörte, und hielt es für unrecht, die Sache gegen denjenigen zu verschweigen, den sie am meisten angieng. Daher besuchte er den Buchhändler, und erzählte ihm den ganzen Handel. Jener erstaunte, wie leicht zu vermuthen war, ganz entsetzlich darüber, und brachte diese Nachricht seiner Frau in der grösten Geschwindigkeit. » Euer Bruder, sagte er zu » ihr, will dasjenige, was er an uns verkauft hat, » und was wir ihm so theuer bezahlt haben, wieder » zurück verlangen. Redet selbst mit ihm, und su- » chet es ihm auszureden, daß er nicht so ungerecht » mit uns verfahren soll, da wir ihm solche wichtige » Gefälligkeiten gethan haben. Ich meines Orts tra- » ge Bedenken, selbst mit ihm davon zu sprechen. » Es könnte gar leicht kommen, daß ich in die Hitze » geriethe, und ich sehe im voraus, daß ich mich » nicht würde enthalten können, ihm seine Undank- » barkeit auf eine empfindliche Weiße vorzurücken. «

Der Buchhändler speißete denselben Mittag bey einem seiner guten Freunde, und seine Frau blieb nicht lange allein. Der Pfarrer, der kaum zwo Stunden von dem Anwalde weggegangen war, kam mit einer lächelnden, freundlichen Miene in das Hauß, und fragte seine Schwester, was sie denselben Mittag

zu essen hätte. Er verlangte, daß noch ein paar kleine Pastetgen dazu geholt werden sollten, und es wurde unverzüglich darnach geschickt. Er sezte sich an den Tisch. Seine Schwester ließ ihn essen, ohne ein Wort von der Hauptsache mit ihm zu reden. Da sie ihre Mahlzeit verzehret hatten, so sagte sie zu ihm: Ich kann euch, lieber Bruder, nicht verhalten, daß ich mich über euer Verfahren ganz entsezlich wundere. Was! Ihr wollet die Gefälligkeiten, die euch von mir und meinem Manne erwiesen worden sind, mit der schändlichsten Undankbarkeit vergelten! Nicht genug, daß Ihr uns eine ansehnliche Summe Geldes, die wir in unserer Buchhandlung mit dem grösten Vortheile hätten nutzen können, abgeborget habt. Ihr macht gar, wie ich höre, Anstallt dazu, daß wir sie ganz und gar einbüsen sollen? » Ich weiß gar nicht, mei» ne Liebe, gab ihr der Pfarrer zur Antwort, was ihr « damit haben wollt. Gebt lieber ein Fläschgen süs» sen Wein her, daß wir ein Gläßgen trinken können. » Das ist besser, als alle diese unnützen Reden. « Ey, sie sind so unnütze nicht, als ihr denket, antwortete die Frau, und es ist eine Schande, daß ihr noch thun könnet, als ob ihr gar nichts davon wüstet, da ihr doch heute Vormittags bey einem Anwalde gewesen seyd, um einen Rechtshandel anzufangen, der meine Familie unglücklich machen kann. Da der Pfarrer sahe, daß er verrathen war, so versetzte er dagegen, ohne die geringste Veränderung seiner Gesichtsfarbe: » Stille doch, » Schwester, mache keinen solchen großen Lärmen. » Meine Absicht ist ja nicht, mit dir, oder mit dei» nen Kindern einen Proceß anzufangen. Es gilt

» weiter niemanden, als deinem Manne. Dieser
» ist es allein, mit dem ich zu thun habe. «

Was denkest du, werther Yn-Che-Chan, von dieser Art, sich zu erklären? Ist sie nicht artig, und zeigt sie nicht einen Mann von einem ganz sonderbaren Gemüthe an? Gewiß, unsere eifrigsten Sachwalter und Liebhaber von Rechtshändeln in China würden sich dergleichen etwas nimmermehr haben in den Sinn kommen lassen. Man muß aus der Normandie, und was noch mehr ist, ein Geistlicher seyn, wenn man sich einer so seltsamen Ausrede bedienen soll. Du kannst leicht denken, daß die Frau mit einer so hochweisen Entschuldigung gar nicht zufrieden war. Indessen mochte sie dem Pfarrer vorstellen, wie sie wollte, daß es für sie, und ihre Kinder eben so gut, als für ihren Mann ein Schade wäre, wenn er mit dem leztern vor Gerichte Händel anfienge. Der scharfsinnige Gottesgelehrte blieb immer steif und fest bey seiner vorigen Entschuldigung. Er versicherte, daß er seine Schwester auf das zärtlichste liebete, und daß es ihm leid thun würde, wenn er mit ihr auch nur den geringsten Verdruß haben sollte. Er wollte nur bloß mit ihrem Manne vor das Gerichte gehen. Endlich wurde die Frau ungedultig, und sagete zu dem Pfarrer: Gut, weil ihr so schlecht gegen uns handeln wollet, so könnt ihr euch aus meinem Hause fortpacken. Es ist nicht billig, daß ihr auf alle Weiße an meinem Untergange arbeitet.

Uber diesen leztern Bescheid gerieth der Pfarrer ein wenig in Verwunderung. Er hatte sich denselben

gar

gar nicht vermuthet, und es war ihm um so vielmehr verdrüßlich, daß ihn seine Schwester aus ihrem Hause wegwiese, da er nun auf einmal ohne Geld, und ohne Herberge war. Wäre dieser Priester kein Landsmann aus der Normandie gewesen, so würde er sich vielleicht weiter mit nichts zu helfen gewußt haben, als daß er in seine Pfarrwohnung zurück gegangen wäre, sein Gebetbuch in die Hand genommen, und sich von dem täglichen Einkommen seines Kirchspiels ernähret hätte. Für unsern streitbaren Geistlichen war dieses keine Sache. Er half sich aus seiner Verwirrung auf die allerseltsamste Weiße von der Welt. Er nahm seine Zuflucht in ein Wirthshauß, und kaum war er zween Tage darinnen gewesen, so machte er sich kein Gewissen, dem Haußknechte zehen Pistolen abzuborgen. Es war dieses der Lohn von drey bis vier Jahren, den sich der arme Schelm gesammlet hatte. Kaum war der Pfarrer mit den zehen Pistolen versehen, so ließ er die Anwälde und Sachwalter frisch in der Sache arbeiten. Der Buchhändler wurde vor Gerichte gefordert, und auf alle Weiße sehr heftig angepackt.

Darüber wirst du dich, werther Yn-Che-Chan, am allermeisten wundern, daß der arme Mann vor den ersten Gerichten seinen Proceß verlohr. Er mochte sein Recht noch so nachdrücklich vorstellen, er mochte über die Ungerechtigkeit, die ihm widerfuhr, noch so heftig schreyen. Er konnte sich gegen die Verfolgung des Pfarrers auf keine andere Weise retten, als daß er sich an die Obergerichten der Provinz wendete. Gegenwärtig, da ich diesen Brief schreibe, ist die Sache noch nicht völlig entschieden, und ich kann

freylich

freylich so genau nicht wissen, wie es mit diesem so sonderbaren Rechtshandel ablaufen wird. Indessen hat es doch, soviel ich gehöret habe, das Ansehen, daß der Pfarrer mit seinem Suchen abgewiesen werden wird. Am meisten bedauere ich bey diesem Handel den armen Haußknecht, der doch wohl das Gelag bezahlen wird, immasen ich sehr befürchte, er werde nimmermehr wieder zu seinem Gelde kommen. Die Ankunft des Pfarrers in das Wirthshauß, wo er dienet, gehöret unter diejenigen ungefähren Zufälle, welche statt eines Beweises dienen, wie weit sich die Vorherbestimmung erstrecket. Sollte sich wohl dieser arme Schelm jemals eingebildet haben, er werde es sich in seinem Leben so sauer werden lassen, um von einem hungerigen Zungendrescher betrogen zu werden?

Aus der gegenwärtigen Geschichte kannst du dir, Yn-Che-Chan, einen Begrif machen, was die Einwohner in der Normandie für Leute sind. Ehe ich in ihr Land kam, stellte ich mir vor, es sey unmöglich, in der Welt ein Volk zu finden, das so gern, als die Chineser, vor Gerichte zu thun hätte, und um die allergeringsten Kleinigkeiten Händel anfienge. Nunmehr bin ich vollkommen aus meinem Irrthume herausgerissen, und sehe wohl, daß man, es mag eine Nation auch noch so lasterhaft seyn, derhalben immer nicht glauben dürfe, man könne nicht irgend eine andere finden, wo es eben so schlimm zugehet. Bey den Asiatischen Völkern habe ich keinen einzigen Fehler bemerket, den ich nicht eben auch bey irgend einem Volke in Europa angetroffen hätte, und in Europa ist mir keine Tugend vorgekommen, die nicht

auch

auch in Asien bekannt wäre. In Ansehung der Kleidung, der Sprache, und der äuserlichen Sitten, ist unter den Menschen immer ein groser Unterschied. Aber, lieber Yn-Che-Chan, in den Leidenschaften, wodurch sie sich regieren lassen, sind sie einander überaus sehr ähnlich. Könnte man den Menschen eben so gut in das Herz sehen, als man das äuserliche an ihnen siehet, so würden alle Völker in der ganzen Welt eine einzige Nation ausmachen. Lebe wohl.

Rouen. ——

Der fünf und dreysigste Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Ohngeachtet man sich, werther Yn-Che-Chan, seit vielen Jahren ziemlich Mühe gegeben hat, den Verstand der Moskowiten zu verbessern, so sind sie doch immer noch unter den Europäischen Völkern am allerwenigsten gesittet, oder witzig. Es wird noch eine ziemliche Zeit vorbey gehen, ehe man ihnen ihre alte Gewohnheiten völlig abgewöhnen, und ihren Verstand aufklären wird. In meinen Augen sind die Moskowiten wie ein dürrer, unbestellter Erdboden, der viele hundert Jahre lang ungebauet gelegen hat, und sehr groſe Arbeit erfordert, ehe man ihn mild machen kann. Wenn man es auch endlich mit vieler Mühe so weit gebracht hat, so gehet doch immer noch eine groſe Menge von Jahren vorbey, ehe man davon eine reichliche Erndte erwarten darf. Es gehet nicht so gar gählings zu, wenn eine Nation

aus

aus der allergröbsten Unwissenheit, und aus der allerwildesten Lebensart zu der Europäischen Höflichkeit gebracht werden soll. Es muß zwischen zwey, einander so sehr entgegengesezten Dingen, ein gewisses Mittelding seyn; Und dieses sind heut zu Tage die Moskowiten. Freylich sind sie izt ganz anders beschaffen, als sie ehemals waren. Doch fehlet ihnen auch noch sehr viel, ehe sie ihren Nachbarn, den Deutschen gleich werden.

Die Moskowiten haben zu allen Zeiten viel von einem eitlen Stolze, und folglich auch eine große Eigenliebe besessen. Diese beyden Fehler sind allemal beysammen. Ohngeachtet ihre Unwissenheit vor einer Zeit von vierzig biß funfzig Jahren, ganz erstaunend groß war, so setzten sie sich doch immerfort den alten Griechen an die Seite. Gegenwärtig da sich ihre Wissenschaft etwas vermehret hat, ist ihr Stolz nach diesem Verhältnisse viel größer worden. In ihren Gedanken achten sie sich für die allervollkommensten Leute in der ganzen Welt. Man sollte glauben, sie merketen mit Hülfe der Künste und Wissenschaften, welche die Fremden ihnen schon gelernet haben, und noch alle Tage lernen, daß sie, so zu sagen, kaum die ersten Buchstaben der menschlichen Erkänntniß begriffen haben. Und sie denken schon, sie haben die höchste Vollkommenheit erreichet. Es ist ihnen bey allerhand Gelegenheiten von ohngefähr dieses und jenes gelungen, und dieses trägt zu der guten Meynung, die sie von sich selbst haben, vieles bey.

Seit fünf und zwanzig Jahren haben die Wissenschaften in Moskau einen ganz guten Fortgang

gehabt. Allein es dürften nur alle diejenigen Ausländer, die gegenwärtig darinnen sind, wieder ausziehen, so würden die Leute in einer Zeit von halb so vielen Jahren in ihren vorigen Zustand gerathen. Die großen Herren, denen die Regierung des Landes anvertrauet ist, sind von dieser Wahrheit vollkommen überzeugt, und aus diesem Grunde halten sie die Ausländer, sonderlich die Deutschen, ganz besonders lieb und werth. Der gemeine Mann hingegen kann sie nicht recht leiden, weil er sich entweder von seiner alten, und ungesitteten Gewohnheit, andere Nationen zu verachten, noch nicht loßreissen kann, oder weil sein Stolz sich beleidiget findet, da er siehet, daß Ausländer in die wichtigsten Aemter des Staats eingesezt, und mit den vorzüglichsten Würden unter dem Kriegsheere bekleidet werden. Uberhaupt hat es das Ansehen, als ob die Gastfreyheit eine von den Tugenden ist, die das gemeine Volk in Moskau biß izt noch am allerwenigsten kennt. Es werden auch noch viele Jahre vorüber gehen, ehe es soweit zu bringen seyn wird, daß es eines von den vornehmsten Gesetzen der Natur hochschätzen, und erfüllen lernet.

Der Stolz der Moskowiten kann dasjenige, was die Geschichtschreiber der Europäischen Nationen von ihren Gebietern sagen, durchaus nicht vertragen. Wenn diese Schriftsteller wahr reden, so sind die Russen im Jahre 955 noch insgesammt Götzendiener gewesen. Sie selbst hingegen behaupten, sie hätten den Christlichen Glauben gleich von Anfange seiner Stiftung erhalten. Doch die Unrichtigkeit ihrer Jahrbücher erhellet mehr als zu deutlich daher, weil

sie

sie gar nicht mit einander übereinkommen. In den Jahrbüchern von Moskau heißt es, ein gewisser, mit Namen Andreas habe sich in einem Hafen von Griechenland zu Schiffe gesetzet, sey über das schwarze Meer gefahren, und an den Ufern des Boristhenes, wo sich dieser Fluß in das Meer ergießet, an das Land gestiegen. Sodann begab er sich zu Lande nach Kiou, welches damals die stärkste Handels-Stadt in Rußland war. Sobald als er daselbst anlangte, fieng er an, die Einwohner zu unterrichten, und zu überreden, daß sie den Christlichen Glauben annehmen sollten. Von da verfügte er sich in das Fürstenthum Novogrod, welches zu der damaligen Zeit von dem Moskowitischen Reiche getrennet war. Das leztere Volk befand er in seiner Lebensart eben so thätig, als das erstere. Nachdem er ihnen seine Grundsätze in Ansehung der Religion beygebracht hatte, setzte er sich zu Schiffe, gieng nach Rom, und traf daselbst lange nicht so verständige, und willige Leute, als unter den Russen an. Er hatte eben nicht Ursache, sich auf diese Reise so gar viel einzubilden. Daher verließ er die leztere Stadt, und wendete sich nach Peloponneß. Daselbst aber gieng es ihm noch viel schlimmer, als in Italien. Denn er wurde gar an das Kreutz geschlagen.

Diese ganze Geschichte wird durch die Jahrbücher von Novogrod ausdrücklich widerleget. Sie reden von diesem Andreas eben so wenig, als von dem Kayser Cunsicu, der vor ohngefähr neuntausend achthundert Jahren in China gelebt, und regieret haben soll. Das, was jene dem Andreas nachsagen, legen diese einem gewissen Antonius bey.

Übrigens lassen sie zwar diesen Antonius eben auch von dem Morgenländischen Meere herkommen. Doch soll es auf einem etwas ungewöhnlichen Fahrzeuge geschehen seyn. Statt eines Schiffes hat er, wie sie vorgeben, auf einem großen Mühlsteine gesessen, und ist damit über das Meer weggefahren. Dieses schien den Einwohnern in Novogrod etwas so ausserordentliches zu seyn, daß sie kein Bedenken trugen, den guten Ermahnungen eines Mannes zu folgen, der auf eine so wunderbare Weise bey ihnen angelanget war. Die Moskowitischen Mönche, die eben so voll listiger Streiche, und eben so geldhungrig, als die Bonzen sind, haben ohngefähr vor einem oder zwey Jahrhunderten in einem von ihren Klöstern zu Novogrod einen ungeheuren großen Mühlstein aufgestellet, den sie für eben denjenigen Stein ausgeben, auf welchem dieser Antonius sich bey ihnen eingefunden haben soll. Indessen ist in der Welt niemals ein solcher Mann gewesen, und diese zweyte Geschichte ist eben so erdichtet, als jene.

Damit hat es wohl seine völlige Richtigkeit, und alle guten Europäischen Schriftsteller stimmen hierinnen überein, daß zu den Zeiten des Rurik, der im Jahre siebenhundert und sechzig nach der Christlichen Zeitrechnung regieret hat, ganz Moskau noch abgöttisch, und einer Religion zugethan war, die noch viel unvernünftiger, als der Glaube der Anhänger des Foe ist. Wo war denn nun damals Andreas, Antonius, oder der Mühlstein? Nach dem Tode des Rurik vermählte sich sein Sohn und Nachfolger Igor mit einer Gemahlinn, welche Ola hieß, und von Pleskow gebürtig war. Er zeugete mit ihr einen

Sohn,

Sohn, mit Namen Stoslaus, welchem er nach seinem Tode das Reich in einer sehr zarten Jugend hinterließ. In seiner Minderjährigkeit verwaltete seine Mutter Ola das Reich, und begab sich um das Jahr neunhundert und fünf und funfzig nach Constantinopel. Nachdem sie daselbst den Christlichen Glauben angenommen hatte, so kehrete sie sodann in ihre Staaten zurück, und bemühete sich diesen Glauben auch daselbst einzuführen. Aber dieses Vorhaben gelung ihr nicht sonderlich. Fast alle Moskowiten beharreten standhaft bey ihrem alten Glauben. Sogar ihr Sohn Stoslaus lebte und starb in der Abgötterey. Erst nach dem Tode dieses Fürsten ließ sich **Wolodimir** auf die Vorstellung der Gesandten verschiedener Christlicher Fürsten, und besonders des Kaysers von Constantinopel, nachdem er durch ihre Gründe überzeuget war, zu Annehmung des Christlichen Glaubens bewegen. Viele von seinen Unterthanen folgeten seinem Beyspiele.

Wolodimir wuste ganz wohl, daß unter den Christen allerhand verschiedene Sekten waren. Diese wollte er allesammt kennen lernen, ehe er sich entschloß, es mit einer von ihnen zu halten. Er erkundigte sich nach ihren verschiedenen Glaubens-Lehren, und wählte sich endlich den Griechischen Glauben. Er schickte Gesandte nach Constantinopel an die beyden Kayser **Basilius** und **Constantinus**, um ihnen zu melden, er habe sich entschlossen, ihre Religion anzunehmen, doch unter der Bedingung, wenn sie ihm ihre Schwester zur Gemahlinn geben, und einen Offensiv- und Defensiv-Vergleich mit ihm eingehen wollten. Die Griechischen Kayser nahmen

diesen Vorschlag an. Wolodimir begab sich nach Constantinopel, vermählte sich daselbst, nahm die gemeldete Religion an, und wurde nach der Zeit Basilius genennet.

Dieses ist der eigentliche Zeitpunkt, da die Moskowiten angefangen haben, die Irrthümer ihres lächerlichen Götzendienstes zu erkennen; Die damalige Veränderung geschahe vielmehr aus Staats-Absichten, als aus einer wirklichen Uberzeugung Wolodimirs, von der Christlichen Lehre. Dieser Fürst, dessen Mutter die Tochter eines Bürgers von Novogrod war, hatte noch zween Brüder gehabt, die ihm das Reich streitig machten. Er hatte das Glück, daß er sie überwand, und sich ihrer gänzlich entledigte. Weil er aber immer noch einen neuen Aufstand befürchtete, so hielt er es für rathsam, sich durch den Bund mit den Griechischen Kayfern eine mächtige Hülfe zu versichern. Dieses war es eigentlich, was ihn dazu bewog, daß er den Christlichen Glauben annahm, und der Griechischen Sekte vor den übrigen allen den Vorzug gab, weil sie für ihn am allervortheilhaftesten war. Wenn man sich, werther Yn-Che-Chan, die Mühe nehmen wollte, sorgfältig zu untersuchen, warum alle Fürsten in der Welt ihren Glauben geändert haben, so bin ich versichert, es würde sich auch nicht ein einziger unter ihnen finden, den nicht gewisse Staatsabsichten dazu veranlasset, oder wenigstens an seiner Religionsveränderung großen Antheil genommen hätten.

Hat nun die Staatskunst bey den Fürsten in der Veränderung ihres Glaubens so großen Einfluß, so findet sie auch eben sowohl alsdenn statt, wenn sich einzel-

einzelne Unterthanen eines Reiches zu dergleichen Aenderung entschliessen. Die Unterthanen des Wolodimirs folgeten, um ihm zu gefallen, seinem Beyspiele, und es währete nicht lange, so war der ganze Hof Christlich. Die allgemeine Veränderung unter diesem Fürsten schreiben die Moskowitischen Geistlichen, als große Liebhaber von Abentheuern, einem besondern Wunderwerke zu. Sie sprechen, nachdem er alle Provinzen des Reiches mit gewafneter Hand unter seine Gewalt gebracht, so habe er die vornehmsten Einwohner davon zusammen kommen lassen, und in ihrer Gegenwart ein Buch in das Feuer geworfen, welches man wieder aus den Flammen unversehrt herausgenommen hätte. Dieses hatte bey ihnen einen so großen Eindruck, daß sie alle ihre alten Meynungen fahren liessen, und ihre Götzen zerschlugen.

Die Europäischen, besonders aber die Französischen, Deutschen, Spanischen, und Italienischen Schriftsteller treiben mit diesem vorgegebenen Wunderwerke ihr Gespötte. Sie sprechen, es habe gar nicht Statt finden können, weil die Moskowiten doch nicht einen Irrthum fahren lassen, und einen andern dagegen annehmen würden, und weil es nicht zu vermuthen sey, daß GOtt zum Behuf einer falschen Lehre ein Wunderwerk thue. Wenn man dem halben Theile der Europäer Glauben zustellet, so haben die Moskowiten durch die Zerstörung ihrer Götzenbilder ihr Schicksal auch nicht im mindesten verbessert. Sie haben nunmehr eben sowohl, als in ihrem vorigen Zustande, ewige Strafe und Quaal zu gewarten. Denn ihrer Meynung nach werden die Ketzer eben so

gut, als die Götzendiener und Gotteslaugner verdammet. Sie müssen doch also auf gleiche Weiße strafbar seyn, und wenn es nach der Rede eines Franzosen, oder eines Italieners gehet, so wäre es eben so gut, wenn die Rußen noch ihren Götzen * Piouruni, Mocoffi, Chorfi, Stribi, opferten, als, daß sie sich dem Patriarchen von Constantinopel unterworfen haben, und es mit seinen irrigen Meynungen halten.

So machen es nun die Christen gegeneinander. Es kommt ihnen nicht darauf an, daß eine Parthey die andere zu ewigen Strafen verdammt. Zum Theil geschiehet es wegen gewisser unerheblicher Streitigkeiten, die sie über den Vorzug, welchen man ihren Geistlichen geben soll, oder über die Art und Weise, das zu dem Gebrauche in ihren Tempeln erforderliche Brod zuzubereiten, untereinander haben. Denn dieses sind die hauptsächlichsten Dinge, welche die Trennung zwischen den Griechen und Römern veranlassen. Darf es uns nun wohl wunderbar vorkommen, wenn sie den allerrechtschaffensten Leuten, die seit so vielen Jahrhunderten in China gelebet haben, so ungescheut ihren Platz in der Hölle anweisen, und sogar den Confucius, der doch den Chinesern zu ihrem Glücke, und Unterrichte gebohren ist, nicht einmal davon ausnehmen?

Gleichwie aber die Europäer, die dem Römischen Glauben zugethan sind, die Gelehrten, und die Geistlichen unter den Moskowiten verachten, also vergelten diese auch jenen gleiches mit gleichen. Freylich sind

* Dieses sind die Namen der alten Moskowitischen Götzen.

sind die Umstände nicht auf beyden Seiten einerley. Unter den Römern giebt es große und berühmte Gelehrte, welche zu Vertheidigung ihrer Meynungen alle nur mögliche Gelehrsamkeit, und Beredsamkeit angewendet haben. Die Moskowitischen Gottesgelehrten hingegen können kaum lesen: Und auch soweit ist es nicht eher gebracht worden, als biß der Kayser Peter der Große sie mit aller Gewalt dazu gezwungen hat. Nachdem dieser Fürst in seinem Reiche eine ganz neue Einrichtung gemacht hatte, so wurde dieses als ein großes Wunder betrachtet, daß man zu Petersburg in Moskowitischer Sprache predigen hörte. Vor diesem hielten die Prediger, und geistlichen Lehrer daselbst niemals öffentliche Predigten. Sie erklärten nicht einmal die Glaubensbücher ihrer Religion, sondern liessen es dabey bewenden, daß sie dieselben lasen. Es hieß, alle solche weitläuftigen Unterweisungen, und gelehrt ausgearbeiteten Reden hätten nicht den geringsten Nutzen, und dieneten weiter zu nichts, als zu Vermehrung der Irrthümer. Vermittelst eines solchen scheinbaren Vorwandes blieben sie in ihrer Unwissenheit stecken, und gaben ihrem Haße gegen die Wissenschaften ein sehr großes Ansehen.

Du kannst leicht denken, lieber Yn-Che-Chan, daß diese unwissenden Geistlichen derhalben nicht gelehrt worden sind, weil ihr Fürst die schönen Künste in Ehren hatte. Wenn sie auch seinen Absichten gemäß handeln, und zu Erfüllung seines Endzweckes das Ihrige beytragen wollten, so waren immer sehr viele Jahre dazu vonnöthen. Man wird nicht gelehrt, wenn man es bey dem bloßen Verlangen dar-

nach bewenden läßt: Ja wenn man schon eine gewisse Anzahl von Jahren erreichet hat, so wird man es selten, ob man schon allen Fleiß und Mühe daran wendet. Der Verstand ist durch eine lange Reihe von Jahren, die in der Unwissenheit verlaufen sind, stumpf, und gleichsam schwer worden. Daher er sich nicht so, wie er eigentlich sollte, erheben kann. Da jene unwissenden Geistlichen die vor ohngefähr dreyfig Jahren lebeten, gar nichts von der Gelehrsamkeit wusten, so konnten sie auch denen, die an ihre Stelle kamen, nichts lernen. Es haben zwar wohl etliche junge Leute von der Hülfe der Ausländer gute Vortheile gehabt. Allein ihre Anzahl ist sehr gering, und überhaupt kann man die Moskowitischen Geistlichen, was ihre Unwissenheit betrift, den Bonzen, und den Lamas * an die Seite setzen. Sie haben, einer wie der andere, weiter nichts an sich, als daß sie fest an ihren Gebräuchen halten, und an ihre Vorurtheile mit der grösten Halsstarrigkeit glauben.

Gesezt auch, der vorhin gemeldete Czaar hat die Geistlichen in seinem Lande nicht gelehrt machen können; So hat er sie doch wenigstens ärmer gemacht. Er hat den Mönchen und Kirchen, die gar zu reich waren, einen Theil von ihren Gütern entzogen, und mit den Gütern der Krone vereiniget. Vielleicht mochte er denken, das allersicherste Mittel, seinen Geistlichen Lust zu der Gelehrsamkeit zu machen, sey dieses, wenn er ihnen die Mittel, ein wollüstiges, sinnliches Leben zu führen, entzöge, und er thäte ihnen

* Bonze ist ein Chinesischer, oder Japanischer Pfaffe; Lama ist ein Pfaffe in der Chinesischen Tartarey. Übers.

nen dadurch, daß er sie arm machte, einen sehr heilsamen Dienst. Ist dieses wirklich sein Augenmerk gewesen, so glaube ich, die Europäischen Geistlichen würden es in diesem und jenem Lande nicht gerne sehen, wenn man auf die Gedanken geriethe, daß man sie durch eben solche Mittel zu dem Fleiße in den Wissenschaften ermuntern wollte. Gleichwohl wären diese vielleicht die allernützlichsten und nachdrücklichsten Mittel. Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan.

Moskau. —

Der sechs und dreyßigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Es ist mir keinesweges entfallen, lieber Yn-Che-Chan, daß ich mich anheischig gemacht habe, dir zu melden, wie es den allerberühmtesten Französischen Weltweisen ergangen ist. Heute will ich mein Versprechen erfüllen, und du wirst sehen, daß es großen Männern hier zu Lande lange nicht so gut gehet, und daß sie solche Ehre keinesweges erlangen, als ihnen in Pecking wiederfähret. Wie sehr hält man nicht das Andenken des Confucius in Ehren? Ohngeachtet er nun schon so viele hundert Jahre todt ist, so hat doch sein Ruhm biß hieher auch nicht den mindesten Abbruch gelitten. Das ganze Reich betrachtet ihn noch heut zu Tage mit eben der Ehrerbietung, die ihm in seinem Leben wiederfahren ist. Solang er lebte, war er zwar kein König; Indessen hatte er eben so viel Gewalt, als ein regierender Herr. Beherrschete er gleich China nicht, als

ein

ein weltlicher Monarch, so leitete und regierte er es doch vermöge seiner Gesetze, und heilsamen Verordnungen. Dadurch daß er die Regenten unterwieß, beförderte er die Wohlfahrt der Unterthanen, und indem er die Unterthanen tugendhaft machte, sezte er die Könige auf ihren Thronen feste.

Das, was die Chineser diesem großen Manne zu danken haben, und die Ehrfurcht, womit die Kayser noch itzt sein Andenken beybehalten, hat Anlaß gegeben, daß man seiner Familie auf immer einen erblichen Adel zugestanden hat. Dieses Vorrecht hat weiter keine im ganzen Reiche. Die Erkänntlichkeit der Nation, und ihrer Beherrscher hat es bey solchen Kennzeichen der Hochachtung und Ehrfurcht noch nicht bewenden lassen. Man hat diesem Weltweisen an den Ufern des Flußes Su ein prächtiges Grabmal eben an dem Orte aufgerichtet, wo er sich mit seinen Schülern zu versammlen, und sie zu unterweisen pflegte. Es war allerdings billig und recht, werther Yn-Che-Chan, daß dieser Platz, der ehemals durch die daselbst gehaltenen nützlichen Unterredungen so ehrwürdig gemacht worden war, durch die Asche dieses Weltweisen auf immer geweyhet wurde. Ich will mich nicht länger bey der Erzählung der Ehrenbezeigungen aufhalten, die man wohlverdienten Leuten in China zu erweisen pfleget. Dasjenige, woran ich dich eben izt erinnert habe, und das Verhalten gegen alle Gelehrte, sie mögen seyn, von welcher Gattung sie wollen, welches du selbst alle Tage vor Augen hast, wird dir deutlich genug zu erkennen geben, was für ein großer Unterschied zwischen dem Schicksale der Gelehrten in Frankreich, und in China sey.

Ich kann wohl mit gutem Grunde sagen, werther Yn-Che-Chan, daß sich in den Ländern, wo ich izt herumreise, Weltweisen befunden haben, die ziemlich so groß, als Confucius, gewesen sind. Die Anzahl dieser großen Männer ist noch dazu sehr ansehnlich. Unterdessen will ich es daran genug seyn lassen, daß ich die vornehmsten anzeige, und darunter sollen besonders diese seyn, deren Schriften du zum Theil gelesen hast, da theils unsere Freunde, die Mißionarien, theils unser Kaufmann von Nantes dir dieselben geliehen haben. Der erste, von dem ich dir etwas sagen muß, ist Charon, ein Mann, dessen Sitten allemal untadelhaft gewesen sind, dessen Geschicklichkeit bey allen wahrhaften Gelehrten sehr großen Beyfall erhalten hat. Gleichwohl ist ihm nach seinem Tode auf eine unbarmherzige Art Schimpf und Schande angethan worden. Man wollte es verhindern, daß einer von seinen Freunden ein vortrefliches Buch, das er ihn nach seinem Tode öffentlich bekannt zu machen, gebeten hatte, nicht drucken lassen sollte. Man steckte sich zu dem Ende hinter das Oberhaupt * der hohen Schule des Königreichs, und nahm noch etliche andere Gelehrte zu Hülfe. Ja man zog sogar die Obrigkeit † in den Handel. Endlich brachte es der Freund des Charons nach vieler Mühe und Arbeit doch dahin, daß er die Schrift drucken lassen durfte. Vorher aber muste sie von einem Präsidenten mit Namen Jeannin geprüfet werden. Er strich darinnen unterschiedene Stellen aus, die man hernach in Holland nachgedrucket hat. Damit also die gelehrte Welt die vor-

* Der Recktor der Universität zu Paris.
† Der General-Procurator des Parlaments zu Paris.

vortrefliche Abhandlung des Charons von der Weisheit vollständig haben möchte, so musten die Nachbarn der Franzosen ihre Fehler gut machen.

Michael von Montagne, dessen Versuche du mit so vielem Vergnügen gelesen hast, muß sich fast täglich und stündlich durch einen Haufen abergläubischer Leute, Mönche, Geistliche, und Unwissende mißhandeln lassen. Anstatt diesem großen Manne ein Ehrendenkmal aufzurichten, siehet man es vielmehr mit Gelassenheit an, daß seine Schriften in unzählichen schlechten Büchern heruntergemacht, er selbst an seiner Ehre angegriffen, und seinem Andenken viele Schandflecke angehangen werden. Wäre in China irgend ein Lettree so niederträchtig, daß er einem Schriftsteller nach seinem Tode übel nachredete, da er sich nicht verantworten kann, wenn es besonders ein Schriftsteller ist, der der Nation durch seine Geschicklichkeit Ehre macht, so würde man ihm die Hand abhauen. Dergleichen Strafe verdienet auch wirklich ein solches Verbrechen, das man nicht sorgfältig genug unterdrücken kann. Das erlaube ich noch einem Schriftsteller, daß er über die Meynungen eines Weltweisen, der nicht mehr lebet, seine Gedanken sagt. Daß er aber ihn in seinem Grabe stören, und sein Andenken durch Lügen beschimpfen sollte, dieses ist eine Tollheit, die wir den Europäern überlassen wollen. Bey uns wird sie allemal etwas verhaßtes seyn. Dem Gassend gieng es eben nicht besser, als dem Charon, und dem Montagne. Er wurde in seinem Leben verfolget, und nach seinem Tode hatte er eben dasselbe Schicksal. Cartesius muste gar außer seinem Vaterlande leben und sterben.

Alle

Alle diese Weltweisen, lieber Yn-Che-Chan, und noch etliche andere, die sich durch gelehrte Schriften hervorgethan haben, sind niemals so glücklich gewesen, daß sie von ihrer Nation auch nur im mindesten vorzüglich geehret worden wären. Wenn man ihnen noch etwan eine Bildsäule gesetzet, oder ein prächtiges Grabmal aufgerichtet hätte, so könnte es doch heissen, die ganze Nation der Franzosen überhaupt nehme an der ungesitteten Raserey einzelner Personen, die sie verfolget haben, keinen Antheil. So aber weiß man fast nicht einmal, wo ihre Körper eingescharret sind. Es wäre dieses ganz in Vergessenheit gerathen, wenn nicht einige von ihren Freunden, die ihr Leben beschrieben haben, das Andenken davon auf die Nachwelt fortgepflanzet hätten.

Ist eine solche Aufführung, werther Yn-Che-Chan, nicht für Frankreich eine ewige Schande? Wie sehr muß dieses nicht einen Chineser befremden, wenn er in das gemeldete Land kommt? Bey dieser Gelegenheit muß ich dir etwas erzählen, das mir etliche Tage nach meiner Ankunft in Paris begegnet ist. Ich gieng in eine gewiße Kirche, * die an dem Fluße gebauet ist, und wurde darinnen ein prächtiges Grabmal gewahr. Von den Gebräuchen der Franzosen hatte ich noch einen gar geringen Unterricht; Ich kannte sie nur obenhin aus den Erzählungen der Missionarien, und aus den Büchern, die mir in die Hände gekommen waren. In beyden Fällen aber wird man immer gern betrogen, und kann sich schlechterdings nicht darauf verlassen. Anfänglich glaubte ich, es würde das Grabmal des Carrefius seyn, und ich

* Die Kirche an der von Mazarin gestifteten Schule.

ich muß dir frey gestehen, daß ich von dem Gegentheile auch nicht den mindesten Argwohn hatte. Durch die Unterredungen, die ich zu Pecking mit den Europäern gehabt hatte, war ich gewohnt worden, den gemeldeten Weltweisen für den Confucius der Franzosen anzusehen. » Ist dieses etwan, sagte ich » zu einem Manne, der mit mir gieng, die Art, » wie man sich zu den Zeiten des Cartesius gekleidet » hat? « Was denken Sie denn, antwortete mir jener mit einer verwundernden Miene? Sie glauben wohl gar diese Bildsäule stellet den Cartesius vor. Es ist die Bildsäule eines Italienischen Kardinals, dessen Geitz und Ehrsucht das Reich mehr, als einmal dahin gebracht haben, daß es dem Verderben nahe war. Für den ehrlichen Cartesius, von welchem Sie reden, würde ein solches Grabmal viel zu kostbar gewesen seyn. Der kleineste Theil davon hat mehr zu bauen, als alle gelehrten Leute seit dem Ursprunge der Welt zu begraben gekostet. Jener große Weltweise hat vor andern weiter nichts voraus, als eine Grabschrift die an der Mauer einer Kirche befestiget ist. Dergleichen Ehre genießt ein jedweder Schuhflicker, wenn er etwan funfzehen Thaler zu einer jährlichen Seelenmeße ausserzet. » Je, wenn es mit » dem, war meine Antwort, was Sie mir von dem » Kardinale sagen, seine Richtigkeit hat, warum » zerschläget man nicht seine Bildsäule in Stücken? » Warum wird es denn gelitten, daß man der Asche » eines Mannes, der dem Königreiche soviel Ubels » zugefüget hat, dergleichen Ehre erweiset, und so » viele große Leute, die für das Reich rühmlich ge- » wesen sind, nach ihrem Tode in einer schändlichen » Vergessenheit lässet? « Diese

Diese großen Männer, versezte mein Begleiter, waren Leute, die keine vornehmen Erben nach sich zurück liesen, die ihr Gedächtniß bey der Nachwelt erhalten konnten. Deßwegen haben sie auch weiter keine Denkmale, ausser solchen, welche ihnen Leute, die den Wissenschaften mit wahrer Liebe ergeben sind, in ihren Herzen widmen. Der Kardinal hingegen hat seine Familie durch Diebereyen reich gemacht, und biß zu dem höchsten Range erhoben. Dafür unterstüzet sie auch durch ihr Ansehen den Ruhm desjenigen, dem sie so viel zu danken hat. Daran ist gar nicht zu gedenken, daß das Grabmal, woran sie sich so sehr ärgern, eingerissen werden sollte. Es bekommen vielmehr gewisse Leute alle Jahre ein gewisses Geld, daß sie demjenigen, der hier begraben liegt, eine Lobrede halten. » Was, schrie ich, bleibt es » denn noch nicht einmal dabey, daß sie die Laster» haften durch kostbare Gebäude beehren? Geben » Sie denn auch zu, daß man ihr Andenken alle » Jahre erneuert? Lassen Sie einem Menschen, dem » man in seinem Grabe allen Schimpf und Schande » anthun sollte, auch noch eine Lobrede halten? Nun » wundere ich mich nicht mehr, daß reiche und an» gesehene Leute sich sogar wenige Mühe geben, die » Hochachtung der Menschen zu verdienen, da sie » versichert sind, daß ihnen von den Nachkommen » eben so viele Ehre wiederfähret, als wenn sie die » Pflichten ihres Amtes auf das allergenaueste erfül» let hätten. Sagen Sie mir doch, fuhr ich fort, » was für Ehre Sie dem klugen Kardinale, der ge» genwärtig bey ihnen der erste Königliche Rath ist, » mit der Zeit erweisen werden? Sie müssen ihn gar

» unter die Götter versetzen, außerdem können sie zu
» seiner Ehre nichts weiter thun, als was Ihre Vor-
» fahren dem hier begrabenen Kardinale erwiesen ha-
» ben, und Sie ihm noch heut zu Tage erweisen las-
» sen. Gleichwohl hat der eine für Frankreich eben
» so viel Gutes, als der andere Böses gestiftet. «

Wenn der noch izt lebende sterben wird, erwiederte mein Begleiter, so wird der ganze Unterschied zwischen diesen beyden Ministern darinnen bestehen, daß vielleicht der tugendhafte ein Grabmal erhalten wird, das seiner Denkungsart gemäß ist. Es wird gar nicht kostbar, sondern ganz bescheiden seyn, und diejenigen, die es sehen, an die Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit desjenigen erinnern, der darunter begraben lieget. » Das heißt soviel, war meine
» Gegenantwort; « Wenn die Hochachtung und
» Ehrfurcht bey der Familie des noch lebenden Kar-
» dinals nicht eben das ausrichten, was bey jener
» von dem verstorbenen Kardinale Eitelkeit und Prah-
» lerey gethan haben, so wird er vielleicht mit eben
» so wenig Pracht begraben werden, als bey dem
» Cartesius, wie Sie gesaget haben, geschehen ist.
» Der Staat wird es sich nicht eben so gar sehr an-
» gelegen seyn lassen, zu Bezeigung seiner Erkänntlichkeit dasjenige zu thun, woran die Sittsamkeit
» vielleicht die Erben des Kardinals nach seinem To-
» de hindern wird. O wie klug ist diejenige Nation,
» wo es dem grösten Weltweisen, und dem berühmtesten Minister nicht die geringste Mühe kostet, ein
» Loch sechs Fuß lang zu erhalten, worinnen sie be-
» graben werden können! Wir Chineser sind in der

» That

» That sehr einfältige Leute, und müssen doch ganz
» anders, als die Herren Franzosen denken, weil
» sich die Gebäude, die wir um das Grab des Con-
» fucius herumgebauet haben, noch izt beynahe alle
» Jahre vermehren, und aus diesem einzelnen Grabe
» fast eine kleine Stadt worden ist.«

Der Franzose, lieber Yn-Che-Chan, mit welchem ich redete, merkete mehr als zu wohl, wohin ich mit meiner Spötterey zielete. Ich weiß wohl, was Sie mir sagen wollen, erklärte er sich gegen mich. Es ist schlimm genug, daß unsere Nation gegen das Andenken großer Männer, welche ihre Landsleute sind, so wenig Ehrfurcht, und Hochachtung bezeiget. Das Beyspiel, das unsere Nachbarn uns geben, sollte es freylich dahin bringen, daß wir diesen schimpflichen Fehler verbesserten. Er hatte guten Grund, also zu reden. Die Holländer haben mitten in Rotterdam, einer von ihren schönsten Städten, dem Erasmus eine metallene Bildsäule aufgerichtet. Nur vor kurzem haben sie es auf die glaubwürdigste Weise öffentlich an den Tag geleget, wie sehr sie den Verlust des gelehrten Boerhaave bedauern. Die Engelländer sind noch mehr darauf bedacht, daß sie das Gedächtniß großer Männer in Ehren halten. Sie setzen ihnen Grabmäler neben den Begräbnissen ihrer Könige. Eben dergleichen nachdrückliche Kennzeichen von ihrer Hochachtung gegen wahre Verdienste geben sie auch Leuten, die nicht ihre Landsleute sind, wenn sie etwan von ohngefähr in ihrem Lande sterben. Sie können es unmöglich vertragen, daß die Asche eines Weltweisen, eines vernünftigen Mannes, welchen die Men-

schen von Rechtswegen für einen von jenen Lehrern ansehen sollten, die ihnen von der Göttlichen Vorsehung von Zeit zu Zeit ihres Unterrichts wegen zugesendet werden, mit der Asche der übrigen Menschen vermenget wird. Dem St. Evremond ist es fast eben so, wie allen andern Französischen Weltweisen ergangen. Er wurde eben so, wie jene verfolget, und genöthiget aus dem Reiche zu gehen. Einige Zeit hielt er sich in Holland auf. Endlich wählte er sich in Engelland einen beständigen Aufenthalt *, und lebte daselbst noch eine ziemliche Anzahl von Jahren, biß in das späteste Alter. Da er starb, war er neunzig Jahre, fünf Monate, und zwanzig Tage alt. Er behielt nicht allein in diesem hohen Alter, sondern auch sogar biß an den lezten Augenblick seines Lebens, jene lebhafte Einbildungs- und gründliche Beurtheilungs-Kraft, die ihm eine allgemeine Hoch-

* Von dem St. Evremont erzählt der Verfasser der Memoires d'un homme de qualité, qui s'est retiré du monde, er habe in London die Aufsicht über die Enten und Gänse gehabt, und deßwegen den Titel eines Enten-Aufsehers von St. James geführet. Dieses Amt, das er sich selbst zum Spaß ausgebeten hatte, trug ihm hundert Guineen ein. Das Hauß, wo er wohnete, stund auf der grossen Gasse neben dem Königl. Palaste, welcher Pall-mall heißt. Er soll sich nicht reinlich gehalten, und deßwegen mit seiner Wirthinn immer Zank gehabt haben, weil er sich sein Zimmer von ihr nicht so oft waschen und reinigen lassen wollte, als es die Engelländer gewohnt sind. Reich war er freylich nicht, und lebete hauptsächlich von der Gutthätigkeit gewisser groser Herren, und besonders des Herzogs von Montaigü, der ihm alle Jahre einen Gehalt von ohngefähr zwey hundert Guineen gab. Indessen brauchte er eben nicht viel, weil er überall zu essen fand, er mochte hinkommen, wo er hin wollte. Bey Hofe hat man ihn allemal gern gesehen. In den lezten Jahren seines Lebens schätzte man ihn bloß der vergangenen Zeiten wegen. Übersez.

Hochachtung in ganz Europa erworben hatten. In seinem Testamente verordnete er, daß man ihn ohne alle Pracht begraben sollte. Dieser seiner Verordnung wollten die Engelländer zwar nicht gern zuwider handeln; Indessen hielten sie es doch auch für unrecht, daß ein Mannn, der die grösten Ehrenbezeugungen verdienete, seiner Sittsamkeit wegen derselben beraubet seyn sollte. Ohngeachtet er sich nicht zu der im Lande herrschenden Religion bekannte *, und ein Ausländer war, so wählte man doch zu seinem Begräbnisse einen Tempel, der durch die Denkmäler der Könige von Engelland, und anderer vornehmen Leute, welche ihrer Wissenschaft, und der dem Staate geleisteten Dienste wegen eines solchen Begräbniß-Platzes sich würdig gemacht hatten †, berühmt war.

Ich bin für Verdruß ganz ausser mir, mein werther Yn-Che-Chan, wenn ich bedenke, daß Locke jener Engelländische Weltweise, dessen Schriften du mit so grosser Verwunderung gelesen hast, woferne er in Paris gestorben wäre, nimmermehr in einem ansehnlichen Grabmale beerdiget seyn würde. Ja

* Sie fragen mich, mein Herr, was St. Evremont in Ansehung der Religion für Gedanken geheget hat. Hierauf kann ich Ihnen sagen, er habe sich allemal zu der Römisch-Catholischen Religion bekannt, in welcher er gebohren war. Maizeaux Vie de St. Evremont. p. 307.

† Man erblickt daselbst die Gräber des Casaubonus, Cambden, Barrow, Chaucer, Spencer, Cowley, Newton, u. s. w. Alle diese Leute würde man in Paris auf den Schindanger begraben haben, so wie Moliere, der gröste Dichter im Lustspielen, den Frankreich jemals gehabt hat, beynahe dahin gekommen wäre.

man würde ihm sogar ein ehrliches Begräbniß versaget haben, und weil er nicht von der in dem Reiche herrschenden Religion gewesen wäre, so hätte man ihm vielleicht im freyen Felde irgendwo einen Platz zu seinem Begräbnisse angewiesen. Die allerwildesten Völker halten gleichwohl das Gedächtniß grosser Leute in Ehren. Sie lassen sich von den Ehrenbezeigungen, die sie ihnen erweisen, durch nichts abhalten. Und bey den Parisern muß sogar die Religion zum Vorwande dienen, wodurch sie die allerschändlichsten Verbrechen, und die allerungesittesten Gebräuche beschönigen. Ey, wenn wir doch in China die Franzosen so gut kenneten, wie ich sie izt nach und nach kennen lerne! Wir würden gewiß künftighin lange nicht so viel auf sie halten, als wir bisher auf sie gehalten haben; Ja wir würden sie in unsern Gedanken sehr weit unter uns herab setzen.

Lebe wohl, und melde mir bald, wie du dich befindest.

Paris. ——

Der sieben und dreyßigste Brief.

Tiao, an Yn=Che=Chan.

Moskau, werther Yn=Che=Chan, ist zwar groß, aber eine unflätige, schlecht gebauete Stadt, wo sich auch nicht das geringste befindet, das der Neugier eines Reisenden würdig wäre. Die Einwohner haben noch einen grossen Theil von dem groben, bäuerischen Wesen ihrer Vorfahren an sich.

Da

Da der Hof sich beständig in Petersburg aufhält, so haben sie freylich keine Gelegenheit gehabt, an den täglichen Beyspielen zu lernen, welche ihnen theils die gesitteten Hofleute, theils die Ausländer, die sich immerfort bey der Hofstatt des Fürsten befinden, und eine sehr beträchtliche Anzahl ausmachen, hätten geben können.

Die Einwohner von Moskau können sich immer noch nicht recht über den Verlust ihrer Bärte zufrieden geben. Ihr Kayser Peter der Große ließ den Befehl ergehen, daß sie dieselben herunterschneiden muſten. Es fehlte nicht viel, daß es nicht darüber zu einem allgemeinen Aufstande kam. Der Landes-Herr muste alle seine Macht und Ansehen zusammen nehmen, um einen gefährlichen Aufruhr zu hintertreiben. Die Moskowiten wären beynahe eben so gern gestorben, als daß sie mit einem glatten Kinne herum gehen muſten. In ihren Gedanken war es etwas ganz entsetzliches, daß man von ihnen verlangete, sie sollten in ihren alten Gebräuchen etwas ändern. Die neuen Einrichtungen, die der Czaar machte, mochten noch so nützlich seyn; Dem ohngeachtet gaben sie vielen Leuten Anlaß zu Mißvergnügen. Ihr Landes-Herr muste alles anwenden, was nur in den Bezirk einer unumschränkten Herrschaft gehört, um es dahin zu bringen, daß seine Befehle angenommen wurden. Er hatte mit einem harten ungelehrigen Volke zu thun, das von Ehre, und Ruhme sehr wenig, und, man möchte wohl sagen, gar keine Empfindungen hatte, das an die allerstrengsten Züchtigungen gewöhnet war, das auf seine Laster sehr viel hielt, und seine Unwissenheit als eine vollkommene

Weisheit betrachtete. Verhielte man sich heut zu Tage nicht immer noch gegen dieses Volk sehr hart, und strenge, so würden die alten Gewohnheiten gar bald über die neuern die Oberhand behalten, und die langen Bärte unter ihnen noch einmal aufkommen.

Ich kann gar nicht begreifen, mein lieber Yn-Che-Chan, wie Leute, die nicht ganz und gar des gesunden Verstandes beraubet sind, sich dieses so gar sehr zu Herzen gehen lassen können, wenn sie sich mehr auf die eine, als auf die andere Art kleiden müssen. Ich dächte, es könnte ihnen gleich viel seyn, ob sie sich den Bart und die Haare abscheren, oder beydes wachsen lassen. Daß die Moskowiten, wenn sie die Wahl hätten, lieber sterben, als ein glattes Kinn tragen würden, das halte ich solchen Leuten, wie sie sind, noch zu gute. Unwissenheit, und rohes Wesen sind die Hauptursachen dieser Halßstarrigkeit. Daß aber Chineser, so erleuchtete, so gesittete, und zu einer so feinen Lebensart gewöhnte Leute es eben so gemacht haben, und in eben so grosse Ausschweifungen, als die allerrohesten Völker gerathen sind, dieses kann ich gar nicht zusammen reimen. Gleichwohl ist nichts gewissers, als daß unsere Väter zu der Zeit der Eroberung von China durch die Tartarn sich über den Verlust ihrer Haare eben so sehr, als die Moskowiten über den Verlust ihrer Bärte gekränket haben. Sie wollten durchaus nicht dran, da man ihnen die Verordnung gab, daß sie sich nach Art der Tartarn scheren lassen sollten. Sie wehreten sich eine lange Zeit, und wie sie endlich sahen, daß sie sich entweder drein ergeben, oder die Todes-Strafe ausstehen musten, so entschlossen sich

unter-

unterschiedene, lieber das Leben hinzugeben, als ihre langen Haare nicht mehr zu tragen. Was für eine Thorheit, lieber Yn-Che-Chan! Wie groß ist nicht die Gewalt der Vorurtheile über den Verstand aller Völker! Ohngeachtet der Unterschied zwischen der Gemüthsart der Moskowiten, und der Chineser ziemlich groß ist, so kommen sie doch darinnen überein, daß jene für ihren Bart, und diese für ihre Haare zu sterben sich entschliessen können. Wer weiß, ob nicht irgend einmal Leute in der Welt gewesen sind, die das Vorrecht lange Nägel zu tragen, oder sie bis auf das Fleisch abschneiden zu dürfen, durch einen Aufstand erzwungen haben. Noch einen Umstand muß ich beyfügen, welcher noch deutlicher zeiget, was für ein seltsamer Eigensinn in den Menschlichen Gemüthern herrschet. Eben diejenigen Leute, welche aufstützig wurden, und sich lieber tödten, als etliche sogar gleichgültige Gebräuche fahren lassen wollten, liessen sich die allerstrengsten Befehle mit der grösten Unterwürfigkeit gefallen, sie zahlten ohne Widerrede übermäsige Auflagen, und stunden ihrem Landes-Herrn mit ihrer Freyheit, mit Haab und Gut, mit Weib und Kind unverweigerlich zu Diensten. Alle diese Treue, und alle diese Standhaftigkeit verschwand auf einmal, wenn es darauf ankam, daß sie ein paar Haare einbüsen sollten, die ihnen doch zu gar nichts nütze, und was die Gesundheit, und Wohlfahrt des Körpers betrift, eben so gleichgültig, als ein anderer Auswurf der Natur sind, dessen sich der Körper vermöge seiner natürlichen Verfassung, zu entledigen pfleget.

Doch, wieder auf die Moskowiten zu kommen, lieber Yn-Che-Chan: Ehemals war der Patriarch, der sich in Moskau aufhielt, das Oberhaupt ihrer Religion. Vor Alters wurde er durch die Patriarchen von Constantinopel ernennet. Nach der Zeit wählten ihn etliche Geistlichen, die von dem Czaare hierzu ernennet wurden. Dieser Patriarch stund in grossem Ansehen. Alles, was in die Religion einen Einfluß hatte, entschied er ohne allen Widerspruch. Sogar der Fürst selbst zog ihn in gewissen Fällen zu Rathe. Er war in einen langen schwarzen Rock gekleidet. Seinen Hirten- oder Amts-Stab trug er allezeit vor sich her, er mochte zu Fuße gehen, oder reiten, oder fahren. Das Volk rannte von allen Orten Haufenweiße herbey, um den Segen von ihm zu erlangen, den er ihm auf solche Weise ertheilete, daß er zween Finger ausstreckte, die andern beyden krumm beugte, und den Daumen darüber legte. Dieser Seegen stund dem Czaar Petern nicht an. Das grosse Ansehen des Patriarchen war ihm in einem Staate, dessen alte Gewohnheiten er ganz und gar ändern wollte, seinen Gedanken nach zu gefährlich. Uber dieses gehörten die Geistlichen auch unter diejenigen Stände, die er auf einen ganz neuen Fuß setzen wollte. Demnach schaffete er die Würde eines Patriarchen ganz und gar ab, und unterwarf seine Unterthanen aufs neue dem Patriarchen von Constantinopel. Dadurch bekam er über die Geistlichen noch mehr Gewalt, als er zuvor gehabt hatte. Das Ansehen des Patriarchen ist weiter nichts, als ein leerer Schatten, der nur in soferne statt findet, als es der Fürst haben will, und sogleich verschwindet, wenn er es für gut befindet.

Es giebt noch etliche andere Ober-Priester in Moskau. Die vornehmsten, die man Metropolitane nennt, sind einer zu Novogrod, der andere zu Rostow, der dritte zu Kasan, und der vierte zu Sarskeinsi. Diese vier Geistliche haben noch allerhand andere unter sich, welchen man den Namen der Erzbischöffe giebt. Man zählet deren sieben, welche ihren Sitz in Kiow, Moskau, Wolodimir, Roholsko, in Siberien, in dem Königreiche Kasan, und in Astracan haben. Diesen Bischöffen ist eine unzähliche Menge anderer Geistlichen, Priester und Mönche unterworfen, und werden von ihnen gesezt. Die Anzahl derselben ist so groß, daß man versichert, in der einzigen Stadt Moskau habe man seit einigen Jahren, ohne die Mönche zu rechnen, vier tausend Popen gezählet. Dieses ist der Name, den die Moskowiten ihren Geistlichen geben.

Von den Weltgeistlichen unterscheidet man die Popen hauptsächlich durch eine kleine Mütze, welche Schuffia heißt, und ihnen am Tage ihrer Aufnahme von dem Bischoffe auf den Kopf gesetzet wird. In dieser Mütze stecket ihr ganzes Ansehen, und Verdienst. Wenn man einem Popen Schläge geben will, so nimmt man ihm seine Schuffia ganz erbar ab. Denn woferne etwan ein Stockschlag darauf fallen, oder man die Mütze auf die Erde werfen sollte, so würde man nachdrücklich gestrafet werden. Es ist gar nichts neues, daß die Geistlichen in Moskau geschlagen werden. Sie gehen gar oft in die Schenkhäuser, und betrinken sich daselbst in Biere, Meethe, und Brandeweine. Wehe ihnen, wenn sie in der Trunkenheit mit jemanden Händel anfangen, und dabey etwan ihre Mütze einbüsen.

Es geschiehet gar oft, daß ein Handwerksmann in Moskau eben denjenigen Popen, den er den Tag vorher in einem Wirthshause halb todt geschlagen hat, auf der Gaße antrift, und sich mit einer demüthigen Miene den Seegen von ihm ausbittet. Jener ertheilet ihm denselben mit vieler Ernsthaftigkeit, indem er auf die Stirne, und auf die Brust ein Kreutz machet. Zulezt giebt er ihm noch einen Kuß. Hier bemerke ich, werther Yn-Che-Chan, zwischen einem Moskowiten, der einen Popen zu einer Zeit schläget, zu der andern hingegen ehret, und zwischen einem Chineser, der seinem Götzen den einen Tag opfert, und den andern ihn peitschet, indem er die allerhestigsten Lästerreden gegen ihn ausstößet, eine ziemliche Aehnlichkeit. Wenn man den Menschen in seinen Vorurtheilen betrachtet, so ist er überall einerley. Seine Schwachheiten sind einmal, wie das andere beschaffen. Ohngeachtet sie sich unter einer verschiedenen Gestallt darstellen. Der eine schlägt einen Priester, den er verehret, der andere peitschet einen Götzen, den er anbetet. Was für ein seltsamer Mischmasch von Religion, und Rache, von Aberglauben, und Gottlosigkeit!

Nächst den Zehenden, und anderen Einkünften, welche die Bischöffe, und gemeinen Popen genieffen, haben sie auch noch den Vortheil, daß sie alle Aemter, Würden, und Stellen, die von ihnen abhangen, verkaufen. Zwar ist ihnen dieses vermöge ihrer Religion verboten. Immittelst lassen sie sich daran nicht im mindesten hindern, und der geistliche Handel wird in Moskau eben so öffentlich, als mit Kaufmanns-Waaren getrieben. Der Bischof verkaufet an die

Prie-

Priester, und diese wiederum an alle diejenigen, die von ihnen kaufen wollen.

Die Tempel der Moskowiten sind durchgängig rund gebauet, und mit einem Gewölbe bedecket. Dieses soll, wie sie sprechen, die Allmacht des grossen Gottes, der den Himmel geschaffen hat, andeuten. Dergleichen Gedanken haben eine große Aehnlichkeit mit der Meynung der Lettreen, die den Tien für den obersten Gebieter des Himmels erkennen. Daher würden sie ohne Zweifel die Gestallt, welche die Moskowiten ihren Tempeln geben, ihres Beyfalls würdigen. Hingegen glaube ich nicht, daß sie mit den Moskowiten in Ansehung der großen Kraft einig wären, welche die leztern den Glocken beylegen. Mit denselben versorgen sie ihre Kirchen so reichlich, als nur möglich ist. Ich kann nicht einsehen, aus was für einem Grunde das Getöse, das durch zwey Stücken Metall verursachet wird, wenn man sie an einander stösset, ihnen eben so gar schätzbar, und so heilsam vorkommt. Denn sonst verwerfen sie ja schlechterdings alle Gattung von Musik, so bald sie zu dem Gottesdienste gebrauchet wird. Sie müssen doch von den himmlischen Ohren, nach ihrem rohen Gehöre urtheilen. Dieses macht es ohne Zweifel, daß sie glauben, ein entsetzliches Getöse von Glocken, wovon ein jeder anderer betäubet wird, der kein Moskowite ist, sey dem wohlklingenden Schalle einer Orgel vorzuziehen.

Unter den Moskowiten gehen noch allerhand Meynungen im Schwange, welche eben so seltsam sind. In ihren Tempeln dulten sie durchaus keine erha-

erhabenen Bilder. Sonst aber haben sie eine große Menge Gemälde. In wie ferne ein Gemälde mehr, oder weniger dick ist, in so ferne achten sie es mehr oder weniger in Ehren. Was für eine Thorheit, lieber Yn-Che-Chan, und was für abgeschmackte Begriffe! Entweder es ist erlaubt, menschliche Bilder in den Tempeln aufzustellen, oder es ist wider die Ehrerbietung, die man der Gottheit schuldig ist. Sind die Bilder wirklich erlaubt, zu was dienet der lächerliche Unterschied zwischen einem Gemälde, und einer Bildsäule? Und was hat er abermals für Nutzen, wenn sie nicht erlaubet sind?

Noch eine Gewohnheit, lieber Yn-Che-Chan, die eben so ungereimt ist, als die vorhergehenden. Wenn verheyrathete Personen einander die eheliche Pflicht geleistet haben, so dürfen sie sich nicht eher wagen, in einen Tempel zu kommen, als biß sie sich in ihrer Badstube gebadet haben. Ist dieses denn nicht eine von den allerheiligsten, und verehrungswürdigsten Handlungen der Natur? Eine Handlung, worauf die Erhaltung des menschlichen Geschlechtes beruhet: Eine Handlung, die nach den Lehrsätzen der Christen dem ersten Menschen von dem höchsten Wesen anbefohlen ist: Eine Handlung, welche die Menschen vollkommen glücklich macht, die das Band der menschlichen Gesellschaft knüpfet, und unterhält: Ist denn etwan die Vollstreckung dieser Handlung der Ehrbietung, die man der Gottheit schuldig ist, auch nur im mindesten zuwider? Ist sie etwan für diejenigen unanständig, die sich öffentlich dazu bekennen, daß sie die Gottheit verehren? Wäre dieses etwan wegen der fleischlichen Verunreinigung, die man

sich

sich bey einer solchen Handlung zuziehen kann? In solchem Falle würde es noch viel eher nothwendig seyn, diejenigen aus den Tempeln zu verweisen, und zu verbannen, die den Tag über sich der Nothdurft der Natur gemäß verhalten, und den Abgang von den zu sich genommenen Nahrungsmitteln durch die Untertheile von sich geschaft haben. Da die Moskowiten einmal von den Muselmännern die Gewohnheit ihrer Reinigungen nach dem ehelichen Beyschlafe angenommen hatten, so sollten sie es ihnen auch fein in solchen Gebräuchen nachthun, deren sich jene nach der Verrichtung ihrer Nothdurft zu bedienen pflegen.

Ich kann mich, werther Yn-Che-Chan, nicht enthalten, über die Leichtgläubigkeit der Menschen zu lachen, wenn ich betrachte, worinnen nach der Meynung des grösten Theiles unter ihnen das wesentlichste Stück des Dienstes bestehen soll, den sie der Gottheit leisten. Einige glauben, sie dadurch zu ehren, daß sie sich mit großer Sorgfalt den Hintern waschen, andere, wenn sie sich in ihren Badstuben baden, manche, indem sie sich die Körper zerfleischen, einige, wenn sie nicht essen, viele, indem sie sich in lächerliche Gestalten, und Verrenkungen verdrehen. Es giebt wieder Leute, die es für einen Gottesdienst achten, wenn sie sich des weiblichen Geschlechtes enthalten, und eine immerwährende Keuschheit angeloben, oder, welches eben soviel heißt, der menschlichen Gesellschaft unnütz werden, und sich Zeit ihres ganzen Lebens quälen, um bey dem bösen und schädlichen Beyspiele, welches sie geben, immerfort zu verharren. Viele denken, sie dienen Gott,

wenn sie Menschen todt schlagen, und erwürgen, um sie zu der rechtgläubigen Kirche zu bringen. Endlich machen einige auch daraus einen Gottesdienst, wenn sie die Altäre des allerhöchsten Gottes mit Menschenblute besprützen, und die Natur beleidigen, um ihren Urheber zu ehren.

O was für ein weites Feld von Betrachtungen, lieber Yn-Che-Chan, öfnet uns die Thorheit, Wuth, und Raserey der Menschen? Bey ihnen stammen alle abscheulichen, und widernatürlichen Leidenschaften aus dem falschen Begriffe, den sie sich von demjenigen Dienste machen, welchen man der Gottheit zu leisten schuldig ist. O wie glücklich sind doch kluge Weltweise! Sie erkennen, daß alle äuserlichen Gebräuche, alle übel angebrachte, selbst erwählte Marter, alle grausamen Verfolgungen, und unmenschliche Opfer in den Augen des Höchsten Wesens, des allergerechtesten Wesens, welches die Menschen nicht sowohl nach der Reinlichkeit ihrer Körper, als nach den Gesinnungen ihres Herzens richtet, ein Greuel und Abscheu sind.

Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan, und gieb mir von deinen Umständen einige Nachricht.

Moskau. —

Der acht und dreyßigste Brief.

Yn-Che-Chan, an Choang.

Ich bin mit dir, wertheſter Choang, vollkommen einig, daß die wahren Schüler des Confucius

von

von der Gottheit beynahe einerley Meynungen mit den Persianern haben. Nur findet sich zwischen ihnen, was die Erschaffung der Welt anlanget, ein großer Unterschied; Und mich dünket, du hast der Schwierigkeit, welche sie trennet, nicht sattsam nachgedacht. Hierinnen stimmen sie beyderseits miteinander überein, daß alles, was in der Welt ist, seinen Ursprung, und seine Erhaltung dem Willen, und der Gütigkeit eines allgütigen, allmächtigen, allweisen, und ewigen Wesens zu danken hat. Nur daß die Persianer denken, dieses Wesen habe alles, was vorhanden ist, aus nichts erschaffen, und die Materie aus einem Nichts hervorgezogen. Die Chinesischen Lettreen hingegen können sich gar nicht vorstellen, daß die Materie nicht eben so ewig, als das höchste Wesen gewesen sey. Sie behaupten so, wie alle alten Weltweisen, sowohl Indianer, als auch Griechen und Egyptier, es sey unmöglich, daß sie habe aus nichts hervorgezogen werden können, und müße daher ganz nothwendig eben so ewig, als GOtt selbst seyn.

Ich habe mich, lieber Choang, um die Meynungen der Alten über eine so kützliche Sache mit allem Fleiße erkundiget. Deßwegen habe ich alle Schriftsteller in der Büchersammlung unserer Freunde der Mißionarien durchgeblättert. Soviel ich darinnen finde, hat man in den alten Zeiten, was die Ewigkeit der Materie anlangt, durchgängig einerley Meynung gehabt, und die alten Afrikaner sowohl, als die Europäer haben in diesem Falle eben so, wie unsere Stamm-Väter gedacht.

Die Egyptier, die von den Griechen als ihre Lehrmeister in den Wissenschaften und Künsten angesehen wurden, glaubten, die Materie sey von ewigen Zeiten her zugegen gewesen. Das Daseyn der ersten Menschen, und aller übrigen Thiere schrieben sie der Fruchtbarkeit der Erde zu, die durch die Sonnen-Hitze erwärmet worden wäre. Ihrem Vorgeben nach hatte das menschliche Geschlecht seinen Anfang in Egypten genommen. Hier ist das, was Diodorus von Sicilien hiervon schreibet. * » Die Egyptier » führen die ausnehmende Fruchtbarkeit ihres Erd» bodens, und die von dem Nile herrührenden Vor» theile, als Beweißgründe an, wenn sie sagen, die» ser Fluß bringe von sich selbst eine große Anzahl » von Thieren, nebst allen Gattungen von Nah» rungs-Mitteln, wie sie sich für dieselben schicken, » die Rohrwurzel, den Baum Lotos, die Egypti» sche Bohne, die Frucht, welche Corseon heißt, » und unterschiedene andere Gewächse, oder Früch» te, die auch Menschen zur Nahrung dienen, hervor. » Ins besondere führen sie das Beyspiel der Ratten » an, deren wir bereits gedacht haben, und wovon » sie sagen, daß alle diejenigen, die diese Thiere se» hen, erstaunen. Denn man siehet zuweilen etliche » davon mit der Hälfte ihres Leibes aus der Erde » hervorragen, welche vollkommen fertig und leben» dig ist, da hingegen die übrige Hälfte noch aus » lauter solchem Schlamme bestehet, wie derjenige » ist, in welchem sie stecket. Hierdurch wird also, » sprechen sie, zur Gnüge erwiesen, daß, sobald die » Elemente entwickelt worden sind, Egypten die er» sten Menschen hervorgebracht hat, weil sogar nach

»der-

* Diodor. Sicul. Lib. I. Cap. V.

» derjenigen Verfassung selbst, worinnen sich die
» ganze Erdkugel heut zu Tage befindet, Egypten
» das einzige Land ist, welches lebendige Thiere her-
» vorbringet. — Da die neuen Menschen die
» Bildung der Welt betrachteten, und die darinnen
» befindliche Ordnung und Schönheit bewunderten,
» so regte sich besonders eine große Ehrfurcht bey
» dem Anblicke der Sonne, und des Mondes. Die-
» se beyden Gestirne betrachteten sie als zwo vor-
» zügliche, und ewige Gottheiten. «

Dieses ist, mein werther Choang, die Meynung der Egyptier, der allerersten Völker, wovon die Europäer einige Wissenschaft haben. Sie hielten nicht allein die Materie für ewig, sondern sie leiteten auch ihre hauptsächlichsten Gottheiten aus einem Theile von dieser Materie her. Es ist ihnen gar nicht eingefallen, daß sie gedacht hätten, die Welt habe können durch ein erstes Wesen aus einem Nichts hervorgezogen werden, weil sie der Materie die Kraft beylegeten, daß sie Menschen, und Thiere hervorbringen konnte.

Die Griechen waren insgesammt in diesem Stücke mit den Egyptiern einerley Meynung, und unter den verschiedenen Seckten, die sich unter ihnen befanden, hat niemals auch nur eine einzige die Erschaffung der Materie angenommen, und keine hat geglaubet, daß sie aus nichts gemacht worden sey.

Die Anhänger des Plato glaubeten, GOtt * und die Materie wären die Grunddinge aller Wesen.

* Δύο δὲ τῶν πάντων ἀπέφηνεν ἀρχὰς, θεὸν καὶ ὕλην, ὧν καὶ νῦν προσαγορεύει καὶ αἴτιον. Εἶναι

Die Materie ist nach ihren Meynungen von Ewigkeit her ungestallt, und ohne eine bestimmte Bildung gewesen. Sie bewegete sich ohne Ordnung. GOtt gab ihr eine Gestallt, und eine bestimmte Einrichtung. Plato erkläret sich ganz deutlich |* über die Ewigkeit dieser ersten Materie, die von aller Gestallt entblöset gewesen seyn soll, und über die unregelmäßigen Bewegungen, womit sie herumgetrieben wurde, ehe der Geist, das ist GOtt, sich zu Bildung der Welt, derselben bedienete. Diese Meynung der Platoniker hat Cicero in einer von seinen Schriften auf eine sehr richtige und genaue Weise eingerücket †.

Die

δὲ τὴν ἐλην ἀσχημάτισον καὶ ἄπειρον, ἐξ ἧς γίνεσθαι τὰ συγκρίματα. Ἀτάκτως δὲ ποτε αὐτὴν κινεμένην, ὑπὸ τῦ θεῦ φυσὶν εἰς ἕνα συναχθῆναι τόπον, τάξιν ἀταξίας κρείττονα ἡγησαμένου. Er redete von zweyerley Dingen, die der Ursprung aller Dinge wären, GOtt und die Materie. Jenen nennet er auch den Verstand, und die Ursache. Die Materie aber sey ungestallt und unendlich gewesen, aus welcher die Zusammenfügungen entstanden. Sie hätte sich aber ohne Ordnung beweget, und wäre von GOtt an einen einzigen Ort zusammen gebracht worden, weil er die Ordnung für besser geachtet, als die Unordnung. Diogen. Laërt. Vit. Plat. L. III.

* Ἐκ γὰρ τῆς αὐτῆς τὸ παράπαν οὐκ ἐξισασθαι δυνάμεως. Δέχεται γὰρ ἀεὶ τὰ πάντα. Καὶ μορφὴν ὐδεμίαν ποτὲ ὐδενὶ τῶν εἰσιόντων ὁμοίαν εἴληφεν ὐδαμεῖ ὐδαμῶς. Plato in Timæo. C. 484.

† Sed subjectam putant omnibus sine ulla specie, atque carentem omni illa qualitate materiam quandam, ex qua omnia expressa atque effecta sunt; quæ tota omnia accipere possint, omnibusque modis mutare, atque ex omni parte: eoque etiam interire, non in nihilum, sed in suas par-

Die Stoicker redeten von der Materie, * als von dem allgemeinen Grunddinge aller Dinge in der Welt. Unter der ersten Materie verstunden sie zweyerley, ein gewisses grobes Wesen, und den Geist, welcher dieses grobe Wesen, in welchem er ausgebreitet war, belebete **. Sie schlossen die Gottheit in der Welt ohngefähr also ein, wie die Seele in dem Körper eingeschlossen ist. Jene that in der ganzen Materie eben dieselben Verrichtungen, welche die Seele in einer von ihren Theilen thut. Demnach war es nach der Meynung dieser Weltweisen schlechterdings nöthig, daß die materialische Grund-Ursache eben so, wie die belebende Grund-Ursache von Ewigkeit her vorhanden war.

Die Peripateticker, die es mit der Lehre des Aristoteles hielten, glaubeten eben so, wie ihr Lehrer, daß die Welt ewig sey †: Unter allen Meynungen, welche

tes, quæ infinite secari, ac dividi possint. *Cicero* Acad. Quæst. l. 7.

* Οὐσίαν δὲ φασὶ τῶν ὄντων ἁπάντων τὴν πρώτην ὕλην, ὡς καὶ Χρύσιππος ἐν τῇ πρώτῃ τῶν Φυσικῶν, καὶ Ζήνων. Porro rerum omnium substantiam primam materiam dicunt, ut & Chrysippus in primo rerum naturalium, & Zeno. *Diogenes Laërt.* L. VII. in Vit. Zenon. Segm. 150.

** Deum materiæ conglutinabant Stoici ad eum modum, quo anima hæret corpori. In materia ipsum obire jubebant officium formæ non *assistentis* sed *informantis*, sic enim loquimur in Scholis. *Dissert.* XV. *ad Thes.* XII. Stoicus deus forma mundi informans. In *Jac. Thomasio*, p. 177. Edit. Lips.

† Mundum esse genitum omnes antiqui Philosophi ante ipsum Aristotelem posuerunt, ut Anaxagoras, Democritus,

welche dieser Griechische Weltweise behauptet hat, ist dieses diejenige, worüber er sich am wenigsten zweifelhaft ausdrückte. Er nahm zur Grund-Ursache aller Dinge die Form, die Materie, und die Privation. Diese drey Dinge waren von aller Ewigkeit vorhanden gewesen, und die Materie hatte zu allen Zeiten nach und nach ihre Form, oder Gestallt verändert, und folglich, indem sie eine neue annahm, die Privation, oder Beraubung der andern gehabt.

Was die Epikuräer anlängt, so behaupteten sie, daß die Atomen allezeit da gewesen wären *. Diese Meynung hatte Epikur von dem Demokrit, und Democrit von dem Leucipp angenommen.

Alle Weltweisen, in den alten Zeiten, sie mögen nun geglaubet haben, daß die Welt durch einen ungefähren Zufall gebildet worden sey, oder sie mögen ein verständiges Wesen, das dieselbe in ihre gehörige Ordnung gebracht, angenommen haben, sind, was die Ewigkeit der Materie anlangt, durchgängig einerley Meynung gewesen. Sie haben allemal geglaubet, es sey unmöglich, daß man auch durch eine göttliche Macht ein materialisches Wesen aus Nichts hervorbingen könne. Die Europäischen Schriftsteller, welche

Empedocles, Melissus, Plato cum ceteris. Sed ipse Aristoteles omnium primus ingenitum & æternum fecit, ut de se ipsemet ait l. *de Cœlo*, *text.* 102 — & qui illum sequuntur, mundum ingenitum & ab æterno ponunt. *Franciſc. Toleti Societ. Jeſu* Comment. in octo Libros Aristotelis de Physica auscultatione. In Lib. VIII. Physic. Aristot. C. 2. Qu. I. f. 210. Col. 1. Edit. in 4to.

* Principium hinc cujus exordia sumet,
Nullam rem e nihilo gigni divinitus unquam.
Lucret. de Rer. Nat. Lib. I.

welche heut zu Tage leben, gestehen es aufrichtig, daß zwischen ihnen, und zwischen den andern Weltweisen ein Widerspruch sey. Allein, sie sprechen, der Teufel habe diejenigen, die nicht ihrer Meynung sind, betrogen *. Was mich anlangt, werther Choang, so denke ich immer, sie selbst haben sich von ihren Vorurtheilen zu sehr einnehmen lassen. Du weißt, ich habe mit unsern Freunden den Mißionarien niemals hierüber einig werden können, daß die Materie aus Nichts hervorgebracht worden sey. Wegen der Eigenschaften des höchsten Wesens, der ersten verständigen, über alles gerechten, und allmächtigen Grand-Ursache, bin ich zwar allemal ihrer Meynung gewesen. Hingegen habe ich auch behauptet, und behaupte es noch, daß die Materie eben so ewig, als dieses Wesen, doch freylich ihm allemal unterworfen gewesen seyn müsse.

Wenn das höchste Wesen die Materie erschaffen hat, woher hat es denn dieselbe genommen? Ist der Stof dazu außer ihm gewesen? Dieses kann nicht seyn, weil es nicht möglich ist, daß außer ihm noch etwas sey, und es würde nicht unendlich seyn, wenn es durch irgend eine Sache eingeschränket wäre. Ist er in ihm gewesen? Dieses ist eben so unmöglich, als

* Gentilibus omnibus persuasum fuit cum Deo, materiam increatam ab æterno coextitisse. Tetigi hoc in *Sched. Hist.* §. 37, *Lit.* O. & duas causas exposui, quibus a Satana mendacium hoc persuaderi sibi fuerint passi: unam, quod ne a Deo quidem crederent ex pure nihilo quidquam fieri posse; alteram, quod existimarent, ni materia detur, quae sit independens principium mali, fore ut Deus habeatur autor malorum. *Dissert.* XII. Stoicis materia principium mali. Ad *Thes.* XII. *Jacob. Thomas.* p. 162.

jenes. Es würde dadurch eben wieder eingeschränket werden. Die Materie, die in ihm war, muste darinnen doch wohl einen Punkt machen, und alles das, in welches man einen Punkt setzen kann, ist meßbar. Die Mißionarien glauben, sie können dieser Schwierigkeit dadurch ausweichen, daß sie sprechen, GOtt habe die Materie weder in sich, noch außer sich gefunden, sondern durch seinen Willen erschaffen. Nichts ist leichter, als die Widerlegung dieses Einwurfs, selbst durch diejenigen Grundsätze, deren sie sich bedienen. Denn nach ihren Reden ist es einerley, man mag sagen, GOtt habe die Materie durch seinen Willen erschaffen, oder er habe sie selbst gemacht. Sie trennen in dem göttlichen Wesen die Eigenschaften nicht voneinander. Der Wille Gottes ist GOtt selbst. Wären seine Eigenschaften getrennet, so würde mehr als ein unendliches Ding seyn, imasen seine Gerechtigkeit, seine Gnade, seine Macht eben so gut, als sein Wille unendlich sind. Nun kann aber nicht mehr, als ein unendliches Wesen seyn, und der Begrif der Unendlichkeit schliesset alle Begriffe von einer Vermehrung aus. Wenn demnach die Mißionarien sprechen, GOtt habe die Materie durch seinen Willen gemacht, so wiederholen sie mit andern Worten, die aber einerley bedeuten, daß GOtt die Materie erschaffen hat. Es bleibet doch allemal die Schwierigkeit übrig, daß niemand weiß, woher er sie genommen hat, da er sie schuf. Allein es giebt noch mehrere Schwierigkeiten, welche nicht weniger ansehnlich sind.

Wenn die Gottheit die Materie erschaffen hat, woher kommt es denn, daß sie so mangelhaft ist, als

wir

wir an ihr sehen? Kann die Unvollkommenheit aus einem vollkommenen Wesen ausfliessen? Woher kommt das sittliche Ubel, welches in der Welt anzutreffen ist, wenn es nicht von den Mängeln der Materie herkommt? Das Nichts hat es nicht hervorbringen können; denn aus Nichts kann nichts hervorkommen. GOtt kann eben so wenig der Urheber davon seyn, da sein Wesen demselben gerade entgegen gesetzet ist. Gleichwohl ist es vorhanden. Es muß doch also etwan seinen Ursprung aus der Materie haben, die an sich selbst mangelhaft und lasterhaft ist, welche von aller Ewigkeit vorhanden gewesen ist, und welche allezeit der Ursprung des Bösen, gleichwie hingegen das höchste Wesen die Quelle des Guten gewesen ist.

Die Mißionarien mögen sich drehen, und wenden, wie sie wollen, so müssen sie doch einräumen, daß, wenn die Materie nicht eben so von Ewigkeit her gewesen ist, als GOtt, dieser die Ursache sowohl des sittlichen, als des natürlichen Ubels sey. Ist er es hingegen nicht, so ist er nicht der Urheber alles dessen, was vorhanden ist. Denn wenn sie antworten, wie sie immer pflegen, daß das Ubel von dem Nicht-seyn, und von dem Nichts, herkomme, so heißt dieses, Leute zum Spotte haben. Hätte das Nichts die Macht, Wesen zu erschaffen, so erstreckete sich die Macht desselben eben so weit, als die Macht Gottes; welches lächerlich und ungereimt ist. Die Antwort, welche sie auf einen so mächtigen Einwurf ertheilen, klinget ganz erbärmlich. Sie sprechen, das Ubel sey eine Privation, oder Beraubung, welche von dem Nicht-seyn herrühret, gleichwie die Krankheit eine Beraubung der Gesundheit ist. Al-

lein es ist mehr, als zu deutlich, daß das sittliche Übel, und das natürliche Übel eben so gut wirkliche Wesen, als das sittliche Gute, und das natürliche Gute sind. Was hindert einen Menschen, wenn er einmal dunkele Ausdrücke zu seinen Absichten mißbrauchen, und zu zweydeutigen Worten seine Zuflucht nehmen will, daß er saget, die Gesundheit sey eine Beraubung der Krankheit, und folglich sey die Gesundheit eine Beraubung, die von dem Nicht-seyn herrühret? Es bleibt wohl sicher und gewiß, daß das Übel ein eben so wirkliches Wesen, als das Gute ist, und daß die Laster aus einer eben so wirklichen Quelle, als die Tugenden herrühren. Ein Mensch, der seinen Nächsten aus Geitze bestiehlt, begehet eine eben so wirkliche That, als ein Mensch, der einem Armen aus Mitleiden ein Allmosen giebt. Kann man wohl in Abrede seyn, (man müste denn mit Gewalt die Augen zu thun), daß die verschiedenen Wirkungen des Verstandes dieser beyden Menschen eine so gut, als die andere wirkliche Handlungen sind? Ist demnach das Übel ein wirkliches Wesen oder Ding, wie es denn dergleichen etwas ist; kann GOtt nicht die Ursache davon seyn; kann das Nichts auch nicht dafür angegeben werden, immasen es sonsten einerley Macht mit GOtt haben; und auf ein Gerathewohl alle Tage neue Wesen hervorbringen und bilden müste *, welches wir aber gleichwohl nicht sehen; So folget ganz nothwendig daraus, daß das Übel seinen Ursprung von der Materie hat, welche ihrer Natur nach mangelhaft, und dem ohngeachtet eben so ewig, als die Gottheit ist.

Hier

* Nam si de nihilo fierent, ex omnibus rebus
Omne genus nasci posset, nil semine egeret.
Lucret. de Nat. Rer. L. 1.

Hier hast du, werther Choang, meine Gedanken. Ich weiß ganz wohl, daß sie bey dir keinen Beyfall finden. Du hast einmal, was die Schöpfung der Welt anlangt, die Meynung unserer Freunde der Mißionarien ohne alle Einschränkung angenommen. Vielleicht bist du aber mehr verblendet, als wirklich überzeuget. Lebe wohl.

Pecking. —

Der neun und dreyßigste Brief.

Tiao, an Yn=Che=Chan.

In meinem lezten Brief, werther Yn=Che=Chan, erzählte ich dir von den Tempeln der Moskowiten. Dabey aber habe ich vergessen zu erinnern, daß es den Christen, die sich nicht zu dem Griechischen Glauben bekennen, schlechterdings verboten ist, hinein zu kommen. Sollte jemand dieser Verordnung zuwider handeln, und sich etwan auf frischer That ertappen lassen, so würden sie ihm auf eine sehr strenge Weise die Knute * geben, oder vielleicht würde er auf seine ganze Lebenszeit zu dem Zobelfange nach Siberien verurtheilet werden. Einem Römischkatholischen, oder einem Holländer würde es eben so viele Gefahr bringen, wenn er sich in eine Moskowitische Kirche wagen wollte, als einem Juden, der einem Inquisitor von Goa in die Hände fällt.

Die Moskowiten setzen die Hunde, und diejenigen, die nicht zu ihrem Glauben gehören, in eine Klasse

* Ein Rußisches Wort, welches eine Geissel bedeutet.

Klasse zusammen. Es mag ein Pudelhund, oder ein Spanier in eine von ihren Kirchen kommen, so wird sie von dem einen so sehr, als von dem andern entheiliget. Der Hund mit den zottichten Haaren, und der Mensch sind in Ansehung der Verunreinigung, die sie verursachet haben, in keinem Stücke verschieden. Gesezt, der Pudelhund ist voll Unflath, und der Spanier wider die Gewohnheit seiner Nation reinlich, und mit wohlriechenden Sachen vortreflich erfüllt, so muß man doch in beyden Fällen den Tempel von neuem einweihen, und alle dabey gewöhnlichen Gebräuche beobachten. Ein Französischer Kaufmann, ein guter Freund von mir, bey welchem ich mich aufhalte, hat mir bey dieser Gelegenheit eine sehr kurzweilige Geschichte erzählet. Es kostete mich viele Mühe, sie zu glauben. Um mich davon zu überzeugen, wieß er mir das Buch, in welchem er sie gelesen hatte. Ich will dir dieselbe von Wort zu Wort hier erzählen *.

» Vor etlichen Jahren begab sich ein Engelländischer Gesandter nach Moskau, und brachte einen » großen Affen dahin, dem er ordentliche Livere» gegeben hatte, als wenn es einer von seinen Hauß» bedienten wäre. Dieser Affe lief an einem Tage » aus dem Hause weg, und sprang in eine Kirche, » die dem Hause des Gesandten gerade gegenüber » stund, und damals offen war. Gleichwie nun diese » Thiere insgemein sehr muthwillig sind, also unter» ließ auch der Affe nicht, allerhand Unfug zu stiften. » Er kletterte in der ganzen Kirche herum, riß die » Bilder, die an den Mauern hingen, herab, that

» daran

* Religion des Moscovites, p. 17.

» daran vielen Schaden, und machte dergleichen Un-
» ordnung mehr. Der Küster, welcher den Lärmen
» hörete, lief in die Kirche. Da er nun den Affen
» sahe, der die Liverey des Engelländischen Gesand-
» ten angezogen hatte, so sahe er ihn für einen von
» seinen Bedienten an. Er schloß die Kirche zu, und
» machte sich alsbald auf den Weg, um dem Patriar-
» chen von dem, was vorgegangen war, Nachricht
» zu geben. In demselben Augenblicke begab sich
» der Patriarche in dem grösten Zorne und voller Hitze
» zu dem Czaar, dem er eine so entsetzliche Handlung
» berichtete. Man gab sogleich den mit Hellebarden
» bewafneten Strelitzen Befehl, sich des Ruchlosen
» zu bemächtigen, der sich unterfangen hätte, die
» Kirche zu entheiligen, und den man für einen Be-
» dienten hielte. Wie die Strelitzen in die Kirche
» hinein kamen, so fanden sie den Affen auf dem al-
» lerniedrigsten Altare, wo er aus allen Kräften ar-
» beitete. Sie droheten ihm, und ertheilten ihm die
» Verordnung, herunter zu steigen, wenn er nicht
» eine tüchtige Tracht Schläge haben wollte. Weil
» sie aber nur mit einem unvernünftigen Thiere rede-
» ten, so wurde auf ihren Befehl nicht geachtet.
» Der Affe wieß ihnen vielmehr die Zähne, wie es
» diese Thiere ordentlicher Weise im Gebrauche ha-
» ben. Dieses brachte einen von den Strelitzen so
» heftig in Zorn, daß er auf den Affen loßging, und
» ihm mit seinem Spieße etliche Schläge auf den
» Rücken gab. Der Affe, der ein sehr starkes und
» großes Thier war, gerieth über die empfangenen
» Schläge in eine heftige Wuth, sprang auf den
» Strelitzen, und ohngeachtet man ihm die heftigsten
» Schläge gab, damit er ihn fahren lassen sollte, so

» rich-

» richtete er doch den Mann so erbärmlich zu, daß
» man ihn als einen Todten nach Hause tragen muste.
» Den andern Strelitzen kostete es unterdessen sehr
» viele Mühe, sich des Affen zu bemächtigen. Sie
» konnten damit nicht eher zu Stande kommen, als
» biß sie ihn so arg geschlagen hatten, daß er ent-
» kräftet auf den Erdboden hinfiel. Nach diesem
» banden sie ihn, und schleppeten ihn in einer solchen
» Verfassung in das Gefängniß, wobey ein entsetz-
» licher Zulauf von Leuten war, die diesen Handel
» mit ansahen. Es fehlete nicht viel, daß man mit
» dem Gesandten nicht eben so sträflich, als mit sei-
» nem Affen umging. Er muste zu seiner Sicherheit
» sich eine Wache von Soldaten vor sein Hauß aus-
» bitten, immasen der Pöbel wider ihn erbittert war,
» in der Meynung, er selbst wäre der Urheber der
» begangenen Entheiligung ihres Tempels. Es gab
» sogar Leute, die diesen Herrn in Verdacht hatten,
» daß er mit den bösen Geistern einen vertrauten Um-
» gang habe, weil er einen Teufel mit sich herum
» führe, aus welchem man kein Wort heraus brin-
» gen könne. Freylich, da es weiter nichts, als ein
» Affe war, so konnte er natürlicher Weise nicht re-
» den. Die vornehmsten Hofbedienten und Kauf-
» leute gingen an den Czar, und stellten ihm vor,
» daß derjenige, der den Unfug in der Kirche gestif-
» tet hatte, keinesweges ein Mensch sey: Es sey
» ein unvernünftiges Thier, das man in Ost-Indien
» gefangen, und alsdenn kirre gemacht habe. Der
» Gesandte erbot sich, den Schaden, der in der Kir-
» che geschehen war, doppelt zu ersetzen. Aber die-
» ses alles war nicht hinlänglich, dem Affen das Le-
» ben zu retten. Der Patriarch bestund darauf, das

» Thier müsse schlechterdings sterben, es möchte nun
» ein bloses unvernünftiges Thier, oder ein einge-
» fleischter Teufel seyn, weil es nicht nur eine Kirche
» entheiliget, sondern auch an einem heiligen Orte
» Lärmen und Unordnung gemachet hätte. Nach
» dem Ausspruche dieses Urtheils wurde der arme
» Affe gebunden und geknebelt in der ganzen Stadt
» herum geschleppet, und hernach, weil man sich
» für demselben Thiere so sehr, als für dem Teufel
» fürchtete, durch etliche von den allerkühnsten und
» verwegensten Strelitzen erschossen. Sobald als
» diese vortrefliche Todesstrafe an ihm vollstrecket
» worden war, ließ man öffentlich ausrufen, es sollte
» niemand bey Lebensstrafe sich an der Person des
» Gesandten vergreifen «.

Ohngeachtet diese Begebenheit überaus seltsam und lächerlich ist, so darf sich doch niemand vorstellen, daß sie sich etwan vor vielen hundert Jahren zugetragen habe. Sie ist vielmehr ziemlich neu, und der Czaar Peter der Große hatte nur etwan ein paar Jahre regieret, da ein so lustiger und sonderbarer Handel vor sich ging. Hieraus läßt sich urtheilen, wie weit sich die Dummheit, und die grobe Unwissenheit der Moskowiten nur noch vor wenigen Jahren erstrecket hat. Heut zu Tage sind sie dem izt gemeldeten Czaare vielen Dank schuldig, daß sie dergleichen ungereimte Sachen nicht mehr vornehmen. Itziger Zeit wird man freylich in Moskau keinen Affen weiter für einen Teufel ansehen. Indessen hat sich deßwegen ihr Haß gegen die Ausländer keinesweges vermindert. Sie thun noch alle Jahre diejenigen in den Bann, die sich nicht zu ihrer Religion beken-

bekennen. Das allerlustigste dabey ist dieses, daß der Römische Bischof eben denselben Tag zu Rom alle diejenigen verbannet, die es nicht mit seinem Glauben halten. Wer weiß, ob nicht der Mufti bey den Türken eben zu derselben Zeit einen dritten Bann ausspricht? Es ist in der That wunderbar, wenn man siehet, daß die Menschen einander wechselsweise zu ewigen Strafen verurtheilen, und einer um den andern sich der allerverehrungswürdigsten Rechte der Gottheit bedienet, gleich als ob sie ihm dieselben in seine Verwahrung gegeben hätte. Übrigens erwirbt man bey den Moskowiten die Macht in den Bann zu thun dadurch, daß man gewisse Worte in das Ohr schreyet. Priester, welchen man nicht diese Zauber-Worte in den Gang des Gehöres geblasen hat, sind unvermögend, Menschen zu verbannen.

Ob schon die Moskowiten Todtfeinde von den Römisch-Catholischen sind, so halten sie es doch mit ihnen, und sind ihre Nachahmer in einer großen Anzahl von Untergottheiten, die sie dem höchsten Wesen an die Seite setzen. Ein gewisser, mit Namen Basilides ist derjenige, der den Rang, und die Würde dieser Halbgötter in gehörige Ordnung gebracht hat. Nach der Vorschrift desselben weiset man ihren Bildern in den Kirchen einen Platz an. Dieser Basilides, lieber Yn-Che-Chan, muß wirklich ein sehr eingebildeter Mann gewesen seyn, und einen großen Stolz besessen haben, weil er sich hat unterstehen können, die Rangordnung des Himmels auf eine so eigenmächtige Art fest zu setzen. Du denkest wohl gar etwan, es ist ein Kayser, oder sonst

ein

ein berühmter Eroberer gewesen. Keinesweges. Es war ein bloser Mönch. Stelle dir einmal vor, was man in China denken würde, wenn etwan ein Lamas, oder ein Bonze sich die Freyheit nehmen, und die Stelle bestimmen wollte, welche der Tien dem Confucius, oder den Kayfern, die ihren Staat weißlich regieret haben, angewiesen haben soll. Eben dieser Basilides verbot es auch, daß man sich in dem Gewerbe mit den Bildern durchaus nicht der Worte kaufen und verkaufen bedienen darf, weil sie dieselben bey der Erwerbung eines Heiligen von männlichen sowohl, als von weiblichen Geschlechte für gar zu unanständig achten. Er gab die Verordnung, man sollte das Wort vertauschen dazu gebrauchen. In Moskau findet sich ein Ort, wo Bilder gehandelt und vertauschet werden. Man giebt dafür Geld nach Beschaffenheit der Gestallt, die man haben will.

Jeder Moskowite hat seinen Heiligen, oder Halbgott vor sich in seinem Hause, den er bey den allerbedenklichsten Zufällen um seinen Beystand anrufet. Ehemals liehen die Leute einander den Haußheiligen, bey welchem sie sich wohl befunden hatten. Wenn mit dem Heil. Jakob nichts auszurichten gewesen war, so borgte man den Heil. Andreas von dem Nachbar. Auf jeder Gaße befanden sich kleine Bilder, die in großem Ansehen stunden, nach welchen die Nachfrage eine Zeitlang eben so stark, als nach einem wohlgebildeten Mädgen in Pecking, war. Jederman wollte an ein solches Bild greifen, und wissen, wie er sich dabey befinden würde. Das Seinige mochte noch so gut seyn, und ihm noch so heilsame Hülfe leisten, so war er doch damit nicht zufrieden. Die Moskowiten

waren in ihrer heftigen Liebe und Hochachtung gegen Bilder, die in großem Ruffe stunden, eben so schwach, als die Chineser, wenn sie eine schöne Frau haben, und gleichwohl von einer berühmten Hure, die ihnen gefällt, deßwegen nicht ablassen können. Der Czaar Peter der Große untersagete die so sehr im Schwange gehende Veränderung der Heiligen, und gab den Befehl, es sollte ein jeder den Seinigen behalten. Das allerschlimmste war, daß er den Geistlichen und Mönchen befahl, diese Bilder sollten fernerhin kein einziges Wunder mehr thun. Vor diesem Fürsten kamen alle diejenigen, welche geschahen, bloß und allein auf den Willen, und Geitz der Geistlichen an. Heut zu Tage behält demnach ein jeder einzelner Bürger seinen Haußgott vor sich, und wenn er ihn ja seinem Nachbar leihet, so geschiehet es verstohlner Weise.

Das vornehmste, und berühmteste unter allen Bildern, die sich in Moskau befinden, soll vor ohngefähr siebenzehen hundert Jahren von einem gewissen Lukas, einem Schüler von dem Gesetzgeber der Christen, gemalet worden seyn. Doch dieser Lukas muß es in der Malerkunst nicht weit gebracht haben, immasen das Bild sehr schlecht gemalet ist. Ein Italiener, mit welchem ich hier gesprochen habe, hat mir im Vertrauen gesagt, es sey von diesem Lukas nicht gemalt. Er urtheilete davon nach einem andern Gemälde *, das er zu Rom von diesem Maler gesehen hätte, welches viel besser und künstlicher, als das Moskowitische Gemälde ausgearbeitet wäre. Ein Fran-

* Dieses Bildniß, welches St. Lucas gemalt haben soll, befindet sich zu Rom in der Malerkirche.

Franzos aber findet an beyden viel auszusetzen, und hat mich versichert, das eine sey von einem elenden Griechischen Maler, und das andere von einem Schüler des Pietro Perugini gemalet worden. Es lasse sich dieses mit leichter Mühe erkennen, wenn man nur eine kleine Känntniß von der Malerey besitze. Doch dem sey, wie ihm wolle, genug, Basilides hat diesem Gemälde den ersten Platz eingeräumet, und versichert, es habe geredet, und gesagt, man sollte um dasselbe herum schreiben: Meine Gnade und meine Tugend sollen bey diesem Bilde seyn.

Eben dieser Basilides hat den Moskowiten versprochen, so lange dieses Bild in der Stadt Moskau bliebe, so lange würde das Reich allemal glücklich seyn. Die Erhaltung desselben lassen sich die Moskowiten eben so angelegen seyn, als die Troianer ehemals Achtung gaben, daß ihnen niemand die Bildsäule der Pallas entführen möchte.

Unter demjenigen, was man in den alten Zeiten geglaubet hat, es mag gleich noch so ungereimt seyn, ist nicht leicht etwas, das nicht auch in den neuern Zeiten aufgewärmet worden wäre. Die izt lebenden Völker geben den Alten in dem Aberglauben nicht das mindeste nach. Sollte sich heut zu Tage in Moskau ein Mensch unterstehen, wider die Verehrung, die man diesem Bilde erweiset, auch nur das geringste einzuwenden, so würde man ihn gewiß verbrennen. Wie würde man sich nun gegen denjenigen verhalten, der sich, als ein zweyter Ulysses, unterfangen wollte, dieses zweyte Palladium zu entfüh-

ren? * Ich habe es mit angehöret, wie ein alter Moskowiter behauptete, alle Siege Peters des Grossen habe man ganz allein diesem Bildnisse zuzuschreiben, und an dem Tage, da Karl der Zwölfte die unglückliche Schlacht verlohr, habe es ein viel röthe-res Gesicht, als gewöhnlich gehabt. Lauter Wunderwerke, welche abermals den alten Trojanern abgeborget worden sind **. Wie ihr Pallas-Bild in das Lager der Feinde hineingebracht wurde, so ließ es aus seinen Augen funkelnde Flammen herausschiessen, schüttelte seine Lanze und seinen Schild, und verrichtete noch andere dergleichen Heldenthaten.

Das Vergnügen, welches ich, werther Yn-Che-Chan, darinnen finde, daß ich bey vorfallender Gelegenheit die alten Thorheiten mit den neuern vergleiche, bezahlet mir in gewissem Maaße die Mühe, die ich seit mehr als zwölf Jahren um von den Europäischen Wissenschaften eine Känntniß zu erlangen, angewendet habe. Ich bin unsern Freunden, den Mißionarien, unendlichen Dank schuldig, und in Betrachtung der vortreflichen Nachrichten, die sie uns mitgetheilet haben, verzeihe ich ihnen allerhand ab-

geschmack-

* Omnis spes Danaum, & cœpti fiducia belli
Palladis auxiliis semper stetit, impius ex quo
Tydides, sed enim scelerumque inventor, Ulysses
Fatale adgressi sacrato avellere templo
Palladium, cæsis summæ custodibus arcis,
Corripuere sacram effigiem.

Virg. Aeneid. Lib. II.

** Vix positum castris simulacrum, arsere coruscæ
Luminibus flammæ arrectis, salsusque per artus
Sudor iit, terque ipsa solo (mirabile dictu)
Emicuit, palmamque ferens hastamque trementem.

Id. Ibid.

geschmackte Sachen, und Hirngespinste, wovon sie überaus sehr eingenommen sind. Wollten die Europäischen Gelehrten sich die Unterweisungen der Chinesischen Lettreen eben so gut zu Nutzen machen, als wir uns die Ihrigen zu Nutzen gemachet haben, wie weit würden sie es nicht bringen können? Sie würden in ihrer Wissenschaft es den himmlischen Geistern ziemlich gleich thun. Doch die Natur hat alle Menschen einem gewissen allgemeinen Gesetze unterworfen, vermöge dessen sie sich nicht ganz und gar von ihren Vorurtheilen loßreissen können. Eben dieses, daß man glaubet, sie ganz und gar von sich entfernet zu haben, ist eines von den allergrösten, und allerschädlichsten. Der Weise muß sich niemals einbilden, er sey der Vollkommenheit nahe, oder könne jemals dazu gelangen. Dergleichen Gedanken sind die Klippen, an welchen die menschliche Weisheit scheitert. Er muß nur bloß darauf denken, daß er sich soviel, als ihm möglich ist, von den Lastern befreyet.

Wir sind von unserer Geburt an zu den Irrthümern versehen. Der allererleuchteste ist derjenige, der sich am wenigsten verirret, und der allertugendhafteste der, welcher am wenigsten strafbar handelt. Nimmermehr können es die menschlichen Wissenschaften, und Tugenden Umgang haben, daß sie nicht durch einige Wolken, und durch allerhand Mängel verdunkelt werden sollten. Wenn ein Chineser gleich die Europäischen Tugenden an sich nimmt, so legt er darum die Fehler seines Vaterlandes nicht gänzlich ab; Und ohngeachtet ein Europäer von den Chinesischen Wissenschaften Nutzen ziehet, so behält er doch

immer gewisse Vorurtheile. Es muß in dem Menschen allemal etwas menschliches übrig bleiben, wenn er sich auch noch so eifrig bestrebet, seine Natur gleichsam in eine neue Gestallt zu giessen.

Es ist Zeit, lieber Yn-Che-Chan, daß ich meinen Brief schliesse. Meine Absicht ist, ehestens von Moskau weg, und nach Petersburg zu reisen. Hier werde ich Gelegenheit haben, die neuen Moskowiten kennen zu lernen, wie sie der ehemalige Czaar Peter der Große gebildet hat. Sodann werde ich auch im Stande seyn zwischen allen denen, die ich biß hieher gesehen habe, eine richtige Vergleichung anzustellen. Diejenigen, die mir biß izt bekannt sind, haben von den alten wenigstens noch eben soviel, als von den neuen. Lebe wohl.

Moskau. —

Der vierzigste Brief.

Tiao, an Sioeu Tcheou *.

Wenn die Gebräuche, werther Sioeu-Tcheou, welche die Moskowiten bey der Geburt ihrer Landsleute beobachten, abgeschmackt sind, so verdienen andere, deren sie sich bey ihren Begräbnissen bedienen, diesen Namen noch weit mehr. Man findet an ihnen eines Theils alles lächerliche, was an den Gebräuchen der alten Griechen auszusetzen ist, andern Theils alles abergläubische der iztlebenden Römer.

Wenn

* Weiter unten wird die Antwort auf den gegenwärtigen Brief vorkommen, und darinnen wird man die Begräbniß-Gebräuche der Chineser finden.

Wenn in Moskau ein Mensch stirbet, so lässet man ihn drey Tage lang in seinem Bette liegen, und verhält sich gegen ihn beynahe eben so, als wenn er noch lebete. Man redet sogar von Zeit zu Zeit mit ihm. Seine Kinder oder Erben fragen ihn unterschiedene Male mit Thränen, wie es kommt, daß er gar nicht redet, und was die Ursache seines Stillschweigens ist. Nach diesen ersten Fragen, worauf der Todte natürlicher Weise keine Antwort giebt, geschehen noch allerhand andere Fragen an ihn. Man bittet ihn, die Gründe zu sagen, die ihn bewogen haben, daß er sich dem Todte ergeben hat. Man stellt ihm vor, er habe ja zu seinem Unterhalte soviel, als er nur wünschen könne, er sey von seiner Familie lieb und werth geachtet. Auf alles dieses bleibt der Todte, wie leicht zu erachten, die Antwort schuldig. Es wird mit den Fragen auf das neue der Anfang gemacht, und jener beharret, wie gewöhnlich, bey seinem Stillschweigen.

Mit dieser traurigen, und verdrüßlichen Handlung werden drey Tage zugebracht; Nach deren Verlaufe wird der Todte mit wohlriechenden Sachen angefüllt, und zu seinem Grabe geschaft. Es muß dabey allezeit ein großer Kasten mit wohlriechenden Sachen hinter ihm her getragen werden. Allem Ansehen nach müssen doch die Moskowiten denken, dieser Gebrauch sey zu der Ruhe der Verstorbenen eben so wesentlich nöthig, als die Egyptier die Einbalsamirung der Leichen für nothwendig geachtet haben. Die leztern bildeten sich ein, in dem großen Umlaufe der Zeit, welcher nach einer gewissen Anzahl von Jahrhunderten zu Stande käme, begäben

sich die Seelen wiederum in diejenigen Körper, die sie zuvor belebet hätten, und woferne etwan diese Körper in Staub verwandelt wären, so wären sie hernach des Vergnügens, in die Welt zurückzukommen, beraubet. Wer weiß, ob die Moskowiten sich nicht auch, wie die Italiener und Spanier vorstellen, es stecke in den wohlriechenden Dingen eine gewisse geheime Kraft, die von Sünden reiniget, und die bösen Geister vertreibet. Diese Völker sind sorgfältig darauf bedacht, daß sie um ihre Todten herum allerhand wohlriechende Sachen verbrennen, und ehe sie in die Gruft, oder in das Gewölbe hinein gelassen werden, das zu ihrem Begräbnisse bestimmet ist, gehet ein Geistlicher etlichemale um den Sarg herum, und hat dabey sein Rauchfaß in den Händen.

Gewisse Europäische Mißionarien, lieber Sioeu-Tcheou, haben uns die Ehre, die wir unsern Verstorbenen wiederfahren lassen, übel auslegen wollen. Gleichwohl sind dergleichen Ehrenbezeigungen weiter nichts, als Zeichen der Freundschaft, die wir ihrem Andenken widmen. Wider solche unschuldige und ehrerbietige Gebräuche haben diese Europäer so sehr geeifert, und gleichwohl erweisen sie selbst ihren Todten göttliche Ehre. Bey ihnen gehen die Priester um die Leiche herum, und beräuchern sie mit einer eben so gravitätischen Mine, als ein Bonze ein Götzenbild, das bey dem gemeinen Volke in dem grösten Ansehen steht. Kommt dir dieses nicht sehr lächerlich vor? Ich wundere mich gar nicht, daß verschiedene von unsern Landsleuten, die sich anfänglich durch die Lehren der Mißionarien verblenden liessen, nach der Zeit von ihnen abgegangen sind, wie sie gewahr

wurden,

wurden, daß die Europäer dasjenige, was sie an den andern Nationen verwarfen, gleichwohl selbst thaten. Es ist wunderbar genug, daß Leute, die auf den in Asien herrschenden Aberglauben unaufhörlich schelten, und das falsche, und lächerliche desselben vollkommen deutlich zeigen, doch unter allen Sterblichen dem Aberglauben am meisten ergeben sind. Hier haben wir also ein sehr nachdrückliches Beyspiel von der Macht der Vorurtheile. Doch wir wollen uns, werther Sioeu-Tcheou, wiederum zu den Begräbniß-Gebräuchen der Moskowiten wenden.

An dem Tage, da man den Verstorbenen an den Ort bringt, wo er begraben werden soll, miethen die Anverwandten der Leiche eine gewisse Anzahl von Klageweibern. Diese gehen vor der Leiche her, erheben ein Geschrey und Wehklagen, heulen erbärmlich, und thun nichts anders, als jene Unglückliche, die durch gewisse giftige Thiere, wovon der Mensch im Kopfe verrücket wird, gebissen worden sind. Nach Beschaffenheit des Reichthums der Erben, auf deren Kosten die Beerdigung veranstaltet wird, ist die Anzahl dieser Klageweiber groß oder klein. Wenn man der Gewohnheit der Moskowiten, Leute zu bezahlen, daß sie den Tod ihrer Anverwandten beweinen, ein wenig aufmerksam nachdenket, so sollte man fast meynen, sie selbst fänden sich darüber nicht sonderlich gerühret, und weil sie sich ihres harten und unbeweglichen Herzens schämeten, gleichwohl aber den Wohlstand einigermasen beobachten wollten, so liessen sie dasjenige, was eigentlich ihre eigne Schuldigkeit wäre, von andern thun. Doch betrachter man

auf der andern Seite die Klagen, das Geschrey, die Geberden, und alle die äuserlichen Merkmale der Betrübniß, die sie bey solchen Gelegenheiten an sich blicken lassen, so siehet man wohl, daß man den Gebrauch solcher Klageweiber, die sich ums Lohn auf eine gezwungene Weise betrüben, einer alten Gewohnheit zuschreiben muß, die sie von den Griechen entlehnet haben. Wie groß ist die Thorheit der Menschen, kluger Sioeu-Tcheou! Aus den allertraurigsten Begebenheiten machen sie ein Possenspiel. Heißt das nicht, den traurigen und frommen Gebrauch, seinen Anverwandten die lezte Ehre zu erweisen, in ein lächerliches Possenspiel verwandeln, wenn man bey dergleichen Gelegenheiten Leute aufstellet, welche deßwegen weinen, weil man sie bezahlet, und die eben zu der Zeit im Grunde ihres Herzens, über den Tod dererjenigen, die sie dem äuserlichen Scheine nach bedauren, lachen, weil sie dadurch etwas gewinnen, wodurch sie ihr Leben unterhalten können? An vielen Orten in Asien begehet man eben dergleichen Thorheiten, als hier in Moskau, und man glaubet daselbst ebenfalls, man erweiset den Verstorbenen durch erkaufte Thränen eine Ehre.

Wenn man bey dem Grabe angelanget ist, in welches die Leiche versenket werden soll, so nimmt ein Pope das Bild des Heiligen vom Hause, welches er auf dem Leichen-Gange getragen hat, und setzet es dem Todten auf die Brust, wo er es immerfort stehend erhält. Sodann räuchert man abermals sowohl für das Bild, als für die Leiche. Wenn dieses geschehen ist, so küßen die Anverwandten das

Heili-

Heilige Bild mit großer Ehrerbietigkeit, und bitten den Heiligen, daß er demjenigen, der die Ehre seinen Namen zu führen gehabt hat, die Gnade erweisen, und ihm bey dem Heiligen Petrus eine gütige Aufnahme verschaffen soll. Diesen Halbgott müssen die Moskowiten doch etwan für den Ober-Zoll-Einnehmer des Himmels ansehen. Ohne Zweifel glauben sie, er sey in der Einnahme seiner Gebühren, und in der Verwaltung seines Amtes ein sehr strenger Herr. Du wirst dieses aus der Abschrift abnehmen, die ich dir von dem Paße, und von dem Zeugnisse überschicke, welches der Geistliche dem Verstorbenen vor der Einsenkung in die Gruft zustellt, und ihm zwischen zween Finger an der rechten Hand hineinstecket. Ich habe die Abschrift von einer solchen Kundschaft genommen, die sie allezeit für den ersten, der die Reise in die andere Welt antreten soll, in Bereitschaft halten *: Wir N. N. Bischof und Priester, bekennen und urkunden hiermit öffentlich durch gegenwärtigen Brief, daß der gegenwärtige N. N. als ein guter und wahrhafter Griechischer Christe gelebet hat; Und ob er wohl Sünden begangen hat, so hat er sie doch auch bekannt, und zur Vergebung eben dieser Sünden die Absolution, und das Heilige Abendmahl empfangen. Desgleichen hat er GOtt und seinen Heiligen den gebührenden Dienst geleistet, und gefastet, und gebetet, wie es sich geziemet, und hat sich gegen mich, seinen Beichtvater, allezeit sehr wohl verhalten; So daß ich ihm eine völlige Verzeihung aller seiner Fehler habe angedeyhen lassen. Demnach haben wir ihm dieses glaubwürdige

* Religion Universelle des Moscovites. p. 141.

dige Zeugniß zugestellet, um es dem Heiligen Peter, und den übrigen Heiligen, zu überliefern, damit er durch dessen Vermittelung ohne einige Hinderniß zu der Thüre der ewigen Herrlichkeit eingelassen werden möge.

Diese öffentliche Urkunde wird durch den obersten Bischof, oder Patriarchen von Moskau, oder durch sonst einen andern Bischof unterzeichnet. Die Moskowiten machen daraus so viel, daß sie gewiß glauben würden, es sey demjenigen, der nicht damit versehen ist, der Eingang in den Himmel auf ewig verschlossen. Daher lassen sich die Anverwandten der Verstorbenen sehr angelegen seyn, sie damit zu verwahren. Den Verlust eines solchen Zeugnisses achtet man für eine so wichtige Sache, daß die allerärmsten unter ihnen nach ihrem Tode allemal soviel Allmosen finden, daß sie das benöthigte Geld zu Bezahlung dieser geistlichen Kundschaft zusammenbringen, ohngeachtet ihre Landsleute sonst immer gern sehr geitzig sind. Bezahlt aber muß sie werden, immasen ihre Popen nicht das geringste umsonst thun. Sie sind eben so unerbittlich, als der Charon. Die Seelen der Armen würden sie nach ihrem Tode, wenn sie nicht das erforderliche entrichteten, insgesammt eben so gut an der Thüre des Paradieses herum laufen lassen, wie der höllische Fährmann bey den Griechen diejenigen, die nicht begraben worden waren, auch nicht übersezte *. Wir wollen einmal, wer-

* Cocyti ſtagna alta vides, Stygiamque paludem,
Dii cujus jurare timent & fallere Numen.
Hæc omnis, quam cernis, inops inhumataque turba eſt.
Portitor ille Charon. Hi, quos vehit unda, ſepulti.

werther Sioeu-Tchevu, zwischen den Moskowiten, und den Griechen ein unpartheyisches Urtheil fällen. Wir wollen es eine Weile vergessen, daß wir in den neuern Zeiten leben. Alle Eigenliebe wollen wir bey Seite setzen, und sehen, ob die Menschen nicht heut zu Tage eben so unweise sind, als sie in den vorigen Zeiten waren. Zwey tausend Jahre haben sie nicht im mindesten weiser gemacht. Unsere Asiatischen Landsleute sind abergläubischer, und lächerlicher, als ihre ersten Stammväter waren. Was die Europäer betrift, so magst du, lieber Sioeu-Tcheou, selbst den Ausspruch thun, ob sie klüger worden sind, und was zwischen den Gebräuchen der alten Griechen, und der neuern Moskowiten für ein Unterschied sey. Darf ich meine Gedanken sagen, so kommen mir die Moskowiten noch viel thörichter vor. Bey der Thorheit der Griechen war mehr Einfalt. Sie urtheileten von dem Geitze ihrer Götzen nach dem Geitze ihrer Pfaffen. Ich würde es den Moskowiten zu gute halten, wenn sie eben also dächten. Ihre Popen geben ihnen dazu mehr, als zuviel Anlaß, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie einem Todten einen Rubel mitgäben, wovon er seinen Eingang in das Paradies bezahlen könnte. Was ist aber ein Stück Papier, das ein Pope unterzeichnet hat? Man muß ganz und gar verrückt im Kopfe seyn, wenn man sich vorstellet, ein armseliger Sterblicher habe das Recht, einen Paß zu der himmlischen Herberge auszufertigen, und die Rangordnung nach Stand und Würden zu machen.

Wenn

Nec ripas datur horrendas, nec rauca fluenta
Transportare prius, quam sedibus ossa quierunt.

Virg. Aeneid. Lib. VI. v. 323. *seqq.*

Wenn man diese thörichte Gewohnheit betrachtet, so wundert man sich nicht weiter über alle die übrigen Gottesdienstlichen Gebräuche unter den Moskowiten. Es kommt hernach niemanden seltsam vor, wenn sie sogar sorgfältig darauf bedacht sind, daß sie ihre Todten in der Gruft allemal mit dem Kopfe gegen Morgen legen. Sie müssen sich doch etwan vorstellen, die Seelen kommen manchmal wieder, und bringen irgend eine Zeit in ihrem ehemaligen Gehäuse zu. Oder sie sehen die todten Körper vielleicht für die Landhäuser der Geister an, und richten daher die vornehmsten Zimmer derselben gegen Morgen. Denn wenn nicht irgend ein solcher seltsamer Einfall daran Ursache wäre, woher käme es denn sonst, daß sie diesen Gebrauch sogar genau zu beobachten pflegen? Was kann denn wohl einer Seele daran liegen, ob der Kopf desjenigen Körpers, den sie ehemals belebet hat, gegen Abend oder gegen Morgen in dem Grabe geleget wird? Sobald als sie aus der Behausung, worinnen sie gewohnt hat, ausgezogen, oder aus dem Kerker, in welchen sie eingesperret war, erlöset ist, nimmt sie daran weiter keinen Antheil. Eben diejenige Materie, die von ihr belebet wurde, nimmt eine ganz andere Gestallt an. Sie wird wohl gar etwan oftmals durch andere Geister beseelet, die sie zu tausenderley verschiedenen Gestallten, oder Veränderungen fähig machen. Ordentlicher Weise wird ein todter Körper in Würmer, in Ungeziefer, in Fliegen verwandelt. In dem Kopfe hausen sie immer gern am allermeisten. Was hilft es denn also, daß er gegen Morgen liegt, und was hat denn die Himmelsgegend, es mag gleich Abend oder Mitternacht seyn, in den Verstorbenen für einen Einfluß?

Die

Die Türken sind eben solche Thoren, als die Moskowiten. Ihre Todten begraben sie also, daß sie mit dem Gesichte gegen Mekka gerichtet sind. Denn sie bilden sich ein, am Tage der allgemeinen Auferstehung werden die bösen Engel sich sogleich aller derjenigen bemächtigen, die zu der Zeit, da sie aus dem Grabe heraus kommen, nicht alsbald die Augen auf die Seite der heiligen Moschee richten. Meiner Meynung nach, lieber Sioeu-Tcheou, ist dieses wohl eine von den grösten Thorheiten, wenn man sich einbildet, die Seligkeit des einen Menschen beruhe auf dem Verhalten des andern. Warum sollte denn ein Mensch um eines Fehlers willen bestrafet werden, woran er keine Schuld hat, wenn es anders ein Fehler ist, daß ein todter Körper in dem Grabe mit dem Kopfe gegen Abend lieget? Nach allen Vorschriften der Gerechtigkeit muß GOtt eher diejenigen, die ihn begraben, und keinesweges denjenigen strafen, welcher begraben wird. Eben dieses läßt sich von mancherley andern Meynungen unter den Europäern sagen, die fast eben so abgeschmackt, als die Meynungen der Moskowiten, und der Persianer sind. In Europa giebt es sehr viele Dinge, deren Verabsäumung die Menschen in ewige Strafen bringet, und welche auch die alleraufmerksamsten Menschen gleichwohl nicht im Stande sind, so genau zu beobachten, daß nicht etwas dabey versehen werden sollte. Ist es nun nicht ungereimt, daß man die Religion mit einer unzählichen Menge von Gebräuchen überladen, und daraus Hauptartikel des Glaubens gemacht hat? Gleichwohl sind die Europäer, die sich so gar klug und einsichtsvoll zu seyn rühmen, eben diejenigen, welche sich sogar unklug

klug verhalten haben. Wenn man ihnen zuhöret, wieviel sie an den abergläubischen Gebräuchen der Einwohner von Asien auszusetzen haben, so sollte man glauben, es wären Weltweise, die von allen Vorurtheilen entlediget sind. Hingegen wollen wir ihr Thun und Wesen recht aufmerksam betrachten, so werden wir sie hundertmal schwächer, und dem Aberglauben weit ergebener finden, als diejenigen Völker sind, die sie so sehr gering schätzen.

Es ist Zeit, werthester Sioeu-Tcheou, daß ich einmal an den Schluß meines Briefes denke. Indessen kann ich mich doch nicht enthalten, dir von etlichen Gebräuchen der Moskowiten noch ein paar Worte zu sagen. Ihre Trauer dauert niemals länger, als sechs Wochen. Unter der Zeit geben sie einem Priester ein gewisses Geld, daß er zum Trost und zur Ruhe der Seele des verstorbenen alle Tage etliche Gebete heraus stammelt. Dieser Geistliche sperret sich in ein kleines Kämmergen ein, welches bloß zu solchem Gebrauche bestimmet ist. Er unterläßet nicht, von Zeit zu Zeit etliche große Gläser Wein auszuleeren, und dadurch seine Gebete zu befeuchten. Laß dich dieses nicht etwan befremden. Die Verfassung und die Umstände der Moskowiten mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, so lassen sie sich doch davon keinesweges abhalten, tapfer zu trinken. Ihre Betrübniß ist niemals so groß, daß ihnen darüber die Lust, Wein, und andere starke Getränke zu sich zu nehmen vergehen sollte. Wenn sie einen Todten zu Grabe geschaffet haben, so ist dieses bey der Zurückkunft nach Hause ihre gewöhnliche Verrichtung, daß sie sich zu Tische setzen. Alle diejenigen,

die

die der Beerdigung beygewohnet haben, nehmen an der Mahlzeit Antheil. Man trinket daselbst zum Andenken des Verstorbenen, man überhäufet sich demselben zu Ehren mit Speiße und Tranke, und feyert den Tag, seines Todes eben so, wie die Römer das Bacchusfest zu feyern pflegten. Die Moskowiten geben den Klageweibern Geld, um bey der Beerdigung ihrer Anverwandten Thränen zu vergiessen. Hingegen ist es bis izt noch keinem unter ihnen eingefallen, Leute zu bezahlen, daß sie zum Andenken der Verstorbenen trinken sollen. Diese lezte Ehre erweisen sie ihnen allemal selbsten. Wenn es nur nicht bey solchen Gelegenheiten geschähe, so würde ich ganz gerne einräumen, es sey besser, daß man trinke, als daß man weine.

Lebe wohl. Morgen habe ich meine Abreise nach Petersburg festgesezt.

Moskau. ——

Der Ein und vierzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Ohngeachtet ich auf deine Meynungen, werther Yn-Che-Chan, allemal ein großes Vertrauen setze, so kann ich dir doch unmöglich einräumen, daß die Materie eben so ewig, als das Höchste Wesen, der Tien, der HErr des Himmels sey. Ich weiß, daß dasjenige, was ich dir sage, allen gewöhnlichen Begriffen der Chinesischen Lettreen, sie mögen von einer Sekte seyn, von welcher sie wollen, wi-

derstreitet. Doch bin ich von meiner Meynung fest überzeuget, und behaupte, daß die Lehre von der Erschaffung der Materie unter allen Wahrheiten, und erhabenen metaphysischen Sätzen, die wir unsern Freunden, den Europäern zu danken haben, die allererhabenste, und wichtigste Wahrheit sey. Ich gebe daher dem Glauben der Persianer Beyfall, und ziehe ihn dem Glauben unserer Lettreen gar sehr vor.

Du sagest mir, es hätten alle alten Weltweisen geglaubet, die Materie sey eben so ewig, als die Gottheit. Aber alle diese Weltweisen haben sich in diesem überaus wichtigen Punkte eben so, wie in vielen andern, geirret. Konnte wohl etwas seltsamers gefunden werden, als das, was sie von ihrer ersten Materie sageten? Sie sprachen ihr alle Gestallt ab, und gaben vor, sie bestünde in dem Chaos. Wie kann eine Materie ohne Gestallt seyn, immasen die Unförmlichkeit selbst eine Gestallt ist? Wie kann sie ferner ohne die Gestallt bestehen, da ja die Form eben zu dem Wesen einer Sache gehört, und eine Materie ohne Gestallt eine Materie ohne Ausdehnung wäre? Wenn man die erste Materie so, wie die Alten sie beschrieben haben, annimmt, so ist es eben, als spräche man, ein Wesen bestehe, und es bestehe auch nicht, als behauptete man, es gebe Körper ohne Ausdehnung, und ohne Tiefe; Hiermit nimmt man den allerungereimtesten Grundsatz von der Welt an; Und ich mag wohl sagen, es sey dieses eine Rede eines Menschen, der im Gehirne nicht richtig ist. Wir wollen uns zu einem andern Einwurfe wenden, der eben so ansehnlich ist, als der vorhergehende.

Ich

Ich frage diejenigen, welche die Macht des Höchsten Wesens einschränken wollen, ob es dieses nicht ist, welches der Materie, die sie für ewig ausgeben, und von der sie sagen, sie sey in der Ewigkeit vor der Schöpfung ganz ohne Bewegung gewesen, Leben, und Bewegung gegeben hat? Da sie einmal einräumen, GOtt habe das Leben, und die Bewegung erschaffen, warum denken sie denn, es gehöre mehr Macht zu Erschaffung der Materie selbst? Sind denn Fruchtbarkeit, Electricität, Leben, Gedanken, nicht wirkliche Wesen? Gleichwohl sind sie aus nichts erschaffen. Also kann doch die Gottheit durch ihre Allmacht etwas aus dem Nichts hervorziehen.

Hätte GOtt nicht der einzige Stifter von der Schöpfung aller Wesen seyn können, so würde es ihm auch unmöglich gewesen seyn, in den verschiedenen Wesen Dinge hervorzubringen, die einander gerade entgegen gesetzet sind. Thut denn derjenige, der aus einerley Materie Feuer und Wasser machet, ein geringeres Wunderwerk, als derjenige, der diese Materie erschaffet? Nun stimmen aber alle alten Weltweisen hierinnen überein, daß die erste Materie nicht die geringste Eigenschaft, gleichwie auch keine Gestallt gehabt habe. Demnach hat die Gottheit durch diese unförmliche Materie alle verschiedenen Elemente hervorgebracht. Das heißt, sie hat aus einer einzigen Natur die Naturen des Feuers, des Wassers, der Erde, und der Luft erschaffen. Ist denn zu Erschaffung aller dieser verschiedenen Dinge nicht soviel Macht, als die Materie zu erschaffen, vonnöthen?

Es ist gar leicht zu erweisen, daß es keine einzige Sache giebt, die nicht eine besondere Schöpfung an sich haben sollte. Ich verstehe darunter eine große Anzahl von Eigenschaften, die man der Natur der ersten Materie keinesweges zuschreiben kann. Ich sage noch mehr, und behaupte ungeschenet, daß die Materie ohne diese Eigenschaften, von welchen man gestehet, daß sie erschaffen sind, gar nicht würde bestehen können. Sie muß also zugleich mit ihnen erschaffen worden seyn. Wir wollen eine Pflanze zum Beyspiele annehmen. Was war sie ursprünglich nach den Lehrsätzen der Coeternisten? Eine Materie, die gar keine Eigenschaft an sich hatte; Ein Wesen ohne alle äuserliche Gestallt. Unmöglich kann man sich davon einen Begrif machen. Dergleichen Vorgeben ist allen den allerdeutlichsten Begriffen von der Natur der Körper völlig entgegen. Doch gesezt, wir wollen diesen falschen Satz gelten lassen, und sehen, wie viele Dinge in der Pflanze erschaffen worden sind, und wieviel verschiedene Eigenschaften sie wirklich in sich fasset. Sie ist innwendig warm, auswendig kalt, in der Rinde roth, in dem Holze weiß. Das Mark ist reinigend, die Blätter sind anhaltend. Wer hat alle diese verschiedenen Eigenschaften erschaffen, wer hat sie in eine einzige Sache alle zusammen hineingelegt, wenn es nicht die Gottheit gewesen ist? War dann nun zu so vielen Schöpfungen weniger Allmacht, als zu einer einzigen vonnöthen?

Die Eigenschaften und Kräfte, die man in der Materie siehet, sind weit vorzüglicher, als die Materie selbst, wenn sie ihrer beraubet ist. Man kann sich nicht genug wundern wenn man die ausseror-

dent-

deutlichen Wirkungen gewisser Pflanzen, und gewisser Metalle betrachtet. Der Magnet ziehet das Eisen an sich, und weiset immerfort nach dem Pole. Die Zwiebel benimmt ihm seine Kraft. Agtstein hat an leichten Dingen eben dieselbe Wirkung, die der Magnet an dem Eisen beweiset? Rhabarbar führet alle übeln Feuchtigkeiten ab, und macht die Schwermüthigen nach und nach lustig; Niesewurzel verhilft den Leuten wieder zu dem Gebrauche der Vernunft, wenn sie derselben beraubet sind. Ich wiederhole es nochmals, werther Yn-Che-Chan, ist dieses alles bloß ein Werk der Materie? Ohne Zweifel nicht. Sind diese Eigenschaften nicht weit vorzüglicher, als die Materie? Daran ist gar nicht zu zweifeln. Es war daher überaus schwer, sie aus nichts hervorzubringen. Unterdessen sind sie wirklich aus nichts erschaffen worden, weil sie in der ersten Materie nicht vorhanden waren. Wer die erste von diesen Wahrheiten einräumet, derselbe muß auch die zweyte zugeben; Und wer ein erstes Wesen zugiebt, welches bey der Bildung und Einrichtung des ganzen Weltgebäudes die Aufsicht gehabt hat, derselbe muß schlechterdings, er mag wollen, oder nicht, diesem Wesen die Macht zu erschaffen beylegen. Denn man mag die Materie sich vorstellen, wie man will, so wäre es doch unmöglich, daß die Welt so seyn könnte, wie sie heut zu Tage ist, ohne einige neue Wesen zu erschaffen. Wer einige Wesen hat erschaffen können, derselbe konnte sie alle erschaffen, und wenn ich die unübersteiglichen Unbequemlichkeiten betrachte, die mit der Möglichkeit der gegentheiligen Meynung verbunden sind, so muß er sie auch erschaffen haben.

Ist die Materie eben so ewig, als GOtt, so muß sie von ihm völlig unabhängig seyn. Denn ein jedes Wesen, das einem andern nichts zu danken hat, dessen Natur durch eine fremde Natur nicht verändert werden kann, welches vor sich selbst ist, und bestehet, kann von keiner fremden Macht abhangen, und eben so wenig irgend eine neue Eigenschaft von ihr erhalten. Wenn nun die Materie von aller Ewigkeit her gewesen ist, so hat ihre erste Natur nicht im mindesten geändert werden können, imasen das Wesen einer ewigen Sache darinnen bestehet, daß sie allemal einerley bleibet, und keines Wechsels, keiner Veränderung fähig ist. Was von Ewigkeit vorhanden gewesen ist, dasselbe muß auch eben so, wie es ehemals war, in alle Ewigkeit fortdauern. Wie ist es nun also möglich, daß GOtt der ersten Materie so viele neue Eigenschaften, die sie nicht hatte, hat geben konnen? Wie hat er ihr die Bewegung, das Leben, die Electricität, die Fruchtbarkeit mittheilen können? Wie konnte er in einer ewigen Sache eine neue Natur bilden, das ist, machen, das dasjenige aufhörte ewig zu seyn, was es bißher gewesen war, und was seinem Wesen nach niemals einiger Veränderung unterworfen seyn konnte? Wenn man dieses annimmt, so findet sich eine gewisse sichtbare, und gar leicht wahrzunehmende Ungereimtheit. Doch wir wollen einen Augenblick einräumen, daß eine ewige Sache aufhören könne, es zu seyn, und daß sie in ihrer Natur verändert werden könne, sollte wohl überhaupt demjenigen, der eine solche Macht gehabt hat, etwas unmöglich seyn?

Es kommt mir niemand wunderbarer vor, als solche Leute, welche ein erstes allmächtiges Wesen zugeben, und doch der Macht dieses Wesens Gränzen setzen wollen. Dieses heißt, in den alleraugenscheinlichsten und offenbarsten Widerspruch gerathen; Es heißt, gerade wider die festgesezten Grundsätze reden. Es heißt endlich, an den Tag legen, daß man in seinen Meynungen niemals fest stehet, wenn man Meynungen behauptet, die einander so gerade entgegen gesetzet sind, und deren eine die andere nothwendiger Weise aufhebet.

Ist die Materie unerschaffen, so muß schlechterdings weiter kein erstes Wesen, als sie allein seyn. Es ist eine unnütze Sache, wenn man noch ein anderes verständiges Wesen von gleicher Ewigkeit voraus setzen will. Alles, was unerschaffen ist, muß auch nothwendiger Weise unendlich seyn, weil nichts ist, das ihm Gränzen setzen, oder es einschränken kann. Der Begrif des Unendlichen schließt schlechterdings alle andere Unendlichkeit aus. Es ist also unmöglich, daß zwey unerschaffene, das ist, unendliche Wesen zu irgend einer Zeit haben beysammen stehen können, und eben so wenig können sie auch izt beysammen stehen. Eines von diesen beyden ersten Dingen muß man nothwendiger Weise weglassen. Man muß entweder bloß die Ewigkeit der Materie annehmen, und in alle Irrthümer der neuen Ausleger gerathen, oder man muß die Erschaffung der Materie nach der Meynung der Mißionarien unserer guten Freunde erklären, und sich sicherer Grundsätze bedienen, um dasjenige zu entwickeln, was in den Worten der canonischen Bücher, und in den Ausle-

gungen des Confucius dunkel scheinet. Ehe sie uns von ihren Meynungen unterrichtet haben, hatte freylich kein einziger Chineser von dieser Schöpfung, die in der Reihe der Dinge schlechterdings statt finden muß, auch nur den geringsten Begrif. Dieses räume ich ganz gerne ein. Aber da wir einmal von den Ausländern die Wahrheit gehöret haben, so dürfen wir sie auch nicht verwerfen. Ich meines Ortes nehme sie allemal mit dem grösten Vergnügen an, sie mag mir angeboten werden, von wem sie wolle. Hätte ich in andern Sätzen des Christlichen Glaubens eben so große Deutlichkeit, als in diesem gefunden, so würde ich mich auch nicht einen Augenblick besonnen haben, die Religion unserer Freunde anzunehmen. Du, mein lieber Yn-Che-Chan, bist doch sonst von den falschen Meynungen der neuen Ausleger so sehr entfernet, und der Meynung derer aufrichtig zugethan, welche ein ewiges, verständiges, und von der Materie schlechterdings unabhängiges Wesen zugeben. Es wundert mich also in der That, daß du es nicht wahr genommen hast, wie nöthig es sey zu glauben, daß eben diese Materie lediglich und allein vermittelst der Schöpfung von ihm ausgegangen ist. Erlaube mir, daß ich zu den bereits angezeigten Gründen noch ein paar andere hinzusetze, die mir nicht weniger überzeugend zu seyn scheinen.

Ich frage dich, werther Yn-Che-Chan, ob du nicht angefangen hast, seit funfzig Jahren vorhanden zu seyn? Dieses ist, wenn ich nicht irre, die Zeit deiner Geburt. Ohne Zweifel wirst du mir diese erste Frage mit Ja beantworten. Hingegen wirst du

spre-

sprechen, die Materie, aus welcher du zusammengesetzet bist, habe damals nicht erst angefangen zu seyn: Sie habe nur eine andere Ordnung und Einrichtung erhalten, wie sie zu Bildung deines Körpers erforderlich war. Es ist aber auch nicht eigentlich der Körper, wovon ich hier rede, und wenn ich spreche, Du, so verstehe ich darunter jenes denkende Wesen, welches wirklich Du ist, kraft dessen dein Körper wirksam ist, lebet, und bey allem, was in die Sinnen fällt, eine Empfindung hat. Dieses Wesen nun ist vor ohngefähr funfzig Jahren erschaffen worden, und nicht ewig. Das wirst du doch gewiß einräumen; Denn ich glaube nicht, daß du behauptest, du seyst von aller Ewigkeit ein denkendes Wesen gewesen. Du bist von dem Gegentheile gar zu sehr überzeuget. Da du nun in dir selbst einen deutlichen Beweiß hast, daß alle Tage neue Wesen vermittelst der Schöpfung aus dem Nichts ausfliessen, warum solltest du es denn eben für unmöglich halten, daß andere, lange nicht so edle, und lange nicht so vollkommene Wesen aus demselben haben herausgehen können? Allein, sprichst du vielleicht, ich begreife gar nicht, wie etwas aus nichts habe erschaffen werden können. Was liegt aber daran, ob du es begreifest oder nicht? Genug, du hast in dir selbst einen deutlichen Beweiß, daß es sich also befinde, und du bist von der Wahrheit dieses Beweises eben so gewiß, als von deinem eigenen Daseyn überzeugt. Deßwegen, weil du eine Sache nicht begreifest, bist du nicht gleich berechtiget, die Wirklichkeit derselben zu leugnen. Um einen hinlänglichen Grund zu haben, daß du also handeln mögest, must du dagegen begreifen können, daß sie

augenscheinlich falsch sey; Wie kannst du aber von der Wahrheit, oder Falschheit einer Wirkung urtheilen, da du weder den Umfang von der Macht der wirkenden Ursache weißt, noch von den Mitteln, die die Vollendung eines Werkes befördern können, eine gehörige Känntniß hast? Wie kannst du, sag ich, über eine Sache einen Ausspruch thun, wovon du so wenig verstehest, und was noch mehr ist, wie kannst du dieses den Gründen zuwider thun, welche dir die tägliche Erfahrung an die Hand giebt? Siehest du nicht, was für erstaunende Wirkungen durch die Vereinigung der Seele und des Leibes hervorgebracht werden? Wilst du etwan deßwegen, weil du nicht weißt, wie es damit zugehet, sprechen, sie sind nicht wirklich da? Begreifest du, wie es zugehet, daß ein Körper durch sonst etwas, als durch die Berührung eines andern Körpers in Bewegung gesetzet wird? Gleichwohl beruhet es bloß auf den Willen des Menschen, was für Glieder seines Leibes sich bewegen sollen. Vielleicht wirst du mir darauf antworten, es geschehe dieses deßwegen, weil die Seele der Bewegung der Lebensgeister eine neue Bestimmung giebt. Doch diese Erklärung dienet zu nichts, und es wird damit weiter nichts, als etwan dieses gesagt, daß die Bewegungen in dem Menschen soweit geschehen, als die Seele will. Denn die Lebensgeister sind Körper; um sie zu bewegen muß ein anderer Körper sie berühren. Nun ist der Wille der Seele kein Körper. Wie kann er sie denn also in Bewegung setzen? Sprichst du etwan die Seele, welche sie beweget, sey selbst körperlich. So frage ich dich wieder; Was beweget denn nun die Seele, und durch wen erhält sie alle diejenigen verschiedenen

Bewe-

Bewegungen, womit sie sich immerfort beschäfriget? Nunmehr weißt du dir abermal eben so wenig, als vorhin, zu helfen. Da es in der Natur so viele Geheimnisse giebt, die du nicht deutlich entwickeln kannst, warum wilst du denn eine Sache bloß deßwegen nicht glauben, weil du nicht sagen kannst, wie es damit zugegangen ist? Lieber Yn-Che-Chan, wir wollen der Macht des Tien keine Gränzen setzen, und es will sich für uns endliche Geschöpfe nicht geziemen, daß wir von der Macht des Unendlichen unser Urtheil fällen. Lebe wohl.

Ispahan. —

Der zwey und vierzigste Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Hier zu Lande, lieber Yn-Che-Chan, sind die Heyrathen eben so, wie alle andere öffentliche Handlungen mit einer großen Anzahl von Gebräuchen verbunden. Indessen dünket mich doch, die Gebräuche der Moskowiten sind in vielerley Absichten klüger, als die unsrigen. Wir verheyrathen uns mit einer Weibsperson, die wir in unserm Leben nicht gesehen haben, bloß auf die Beschreibung, die man uns von ihrer Gemüthsart und Schönheit machet. Wenn alles zwischen den beyden Familien gehörig in Richtigkeit gebracht ist, so bringet man die Braut in einer zugemachten Sänfte nach dem Hauße ihres zukünftigen Gemahls, der sie an der Thüre erwartet. Er öfnet die Sänfte, und siehet, ob man ihm seine zukünftige Frau nach der Wahrheit beschrieben

ben hat. Zuweilen wird er, wiewohl zu spät, gewahr, daß er ganz entsetzlich mit Unwahrheit berichtet worden ist. Alsdenn bleibt ihm weiter nichts übrig, als daß er eine von den beyden Entschliessungen, die aber beyderseits sehr unangenehm sind, wählen muß. Entweder, er muß seine Braut wieder nach Hauße schicken, und sein Wort zurück nehmen. Thut er dieses, so beschimpfet er nicht allein diejenige, die er zurückschicket, sondern auch ihre ganze Familie. Dergleichen schimpfliche Zurückweisungen tragen sich nur gar zu oft zu, und geben zu dem so sehr unter den Chinesern überhandnehmenden unversöhnlichen Haße Gelegenheit. Oder, wenn er es nicht gerne will dazu kommen lassen, so wird die Heyrath vollzogen; Er muß solchergestallt sein Leben mit einer Person zubringen, die ihm sehr gleichgültig, oder wohl gar zuweilen verhaßt ist.

Unter allen Gebräuchen kann wohl keiner so ungereimt seyn, als wenn man sich mit einer Person verheyrathet, die man in seinem Leben niemals gesehen hat. Ehemals handelten die Moskowiten, was diesen Punkt anlangt, eben so lächerlich, als unsere Landsleute. Seit verschiedenen Jahrhunderten aber haben sie wohl eingesehen, was für eine unangenehme Sache es sey, wenn man statt einer wohl gewachsenen, jungen und hübschen, eine häßliche, bucklichte, hinkende, oder einäugichte Frau bekommt. Zu Entscheidung eines so kützlichen Handels bedienen sie sich ihrer eigenen Augen, ohne sich auf die Augen anderer Leute zu verlassen.

Bey den Heyrathen der Handwerksleute und unter dem gemeinen Volke beobachten sie hier zu Lande weit wenigere Gebräuche, als wenn sich reiche Bürger, oder Leute von vornehmen Stande vermählen. Wenn ein gemeiner Mann im Begriffe ist, seine Heyrath zu vollziehen, so bittet er die nächsten Verwandten zu seiner Verlobung. Er nimmt dieselben in dem besten Zimmer seiner Wohnung an. Seine zukünftige Frau hält sich in einem darneben befindlichen Zimmer auf, und ist mit einem Schleyer bedecket. Wenn die eingeladenen Gäste insgesammt zugegen sind, so führet der Vater der jungen Frau dieselbe, mit ihrem Schleyer verhüllet, mitten in die Versammlung, und fragt sie, ob sie noch auf dem Vorsatze ihren gegenwärtigen Bräutigam zu heyrathen verharret. Sie antwortet mit einer sehr sittsamen Stimme: Ja. Sobald sie dieses Wort ausgesprochen hat, giebt ihr der Vater mit einer kleinen ganz neuen, und ausdrücklich zu dieser Feyerlichkeit erkauften Ruthe zween, oder drey Schläge auf die Schultern, und spricht zu ihr: Meine liebe Tochter, dieses sind die lezten Schläge, die ihr von mir empfanget. Biß auf diesen Tag seyd ihr unter meiner Zucht gewesen. Künftighin wird euer Ehemann an meine Stelle treten. Ihm kommt es zu, euch zu züchtigen, wenn ihr nicht gehorsam seyd. Hierauf bietet der Vater dem Ehemann die Ruthe an. Er weigert sich hingegen, dieselbe als eine unnütze Sache, die er niemals vonnöthen haben wird, anzunehmen. Der Vater, der die Gemüthsart der Weiber besser, als sein Eydam kennet, und dem es wohl bewust ist, wie gut es sey, wenn sie in der Zucht erhalten werden, dringt

dar-

darauf, daß jener das angebotene Geschenk annehmen soll. Sodann gehet es an einen Wettstreit von Höflichkeitsbezeigungen über die Verweigerung der Ruthe nach Moskowitischer Art, biß endlich der Eydam sich bewegen läßt die Ruthe anzunehmen, worauf er seiner Braut einen Kuß giebt.

Ich weiß nicht, werther Yn-Che-Chan, woher es kommt, daß sich die jungen Moskowiten so sehr wehren, und das Zeichen der Gewalt, die ihnen von Rechts wegen zugehört, ihre Weiber zu strafen, nicht annehmen wollen. Das Beyspiel ihrer Väter sollte sie schon ein wenig gewöhnt haben einzusehen, wie nöthig es sey, sich dieser Ruthe zu bedienen. In ganz Europa werden die Weiber nirgends mehr, als bey den Moskowiten geschlagen. Es giebt aber auch fast nirgends solche Weiber, die es mehr, als diese verdienen. Es ist gar nichts neues, daß sie sich betrinken. Die Treue gegen ihre Ehemänner lassen sie sich eben nicht sonderlich angelegen seyn; Sie sind Faullenzerinnen, und rachsüchtig. Ist es nun wohl bey solchen Umständen etwas wunderbares, wenn man sie nicht anders, als mit der Ruthe in der Hand verheyrathet, und sie aus dem Hauße ihrer Väter in das Hauß ihrer Ehegatten bey nahe eben so, wie die Roßkämme die Pferde aus einem Stalle in den andern zu bringen pfleget? Weiber von gewissem Range sind freylich ordentlicher Weiße so gar großen und schändlichen Fehlern nicht unterworfen; Dafür dürfen sie sich auch die Feyerlichkeit mit der Ruthe nicht gefallen lassen.

Wenn der, zu der Hochzeit eines vornehmen Mannes, oder eines reichen Bürgers bestimmte Tag herannahet, bestellet sich derjenige, der die Heyrath unternehmen will, zwey Weiber, welchen man den Namen der Aufseherinnen beyleget. Sie müssen alles, was bey dergleichen Festen nöthig ist, besorgen, und verordnen den übrigen Leuten im Hauße, was ein jedes zu thun hat. Eine von diesen Aufseherinnen hält sich hauptsächlich zu dem Bräutigam, und die andere zu der Braut. Die leztere hat an dem Tage der wirklichen Vermählung dafür zu sorgen, daß sie das Braut-Bette macht, das mit lauter seidenem Zeuge behangen, und beschlagen, zuweilen auch wohl gar mit Golde oder Silber gesticket ist. Dieses Bette stellet sie auf vierzig Garben Getreyde, und um und um setzet sie etliche Fäßer mit Weitzen, Hafer, und Gerste. Man sollte meynen, dergleichen Anstallten schicketen sich eher zu der Aufnahme der Pferde, als zu einer Schlafstätte für ein paar junge Eheleute. Indessen achten die Moskowiten alle dergleichen Gebräuche für sehr vernünftig. Sie haben dieselbe angeordnet, um den Uberfluß anzudeuten, den man dem neuen Ehepaare anwünschet.

Wenn alle diese Vorbereitungen gemacht sind, so begiebt sich der Bräutigam in Begleitung seiner Familie, und des Popen, der die Trauung verrichten soll, zu dem Hauße seiner Braut, deren Anverwandte ihn mit allen nur möglichen Kennzeichen der Höflichkeit aufnehmen. Hierauf machen sie Anstallt, daß er sich an den Tisch sezt. Ehe er daran Platz nimmt, muß er zuvor einen darauf sitzenden jungen Menschen durch Geschenke bewegen, daß er ihm diesen

sen Platz einräumet. Dieses ist abermals eine unumgänglich nothwendige Feyerlichkeit. Es erfolgen aber noch etliche andere, die in den Augen der Moskowiten nicht weniger nöthig sind. Wenn sich der Bräutigam an den Tisch gesetzet hat, so stellet sich die Braut unter einem Schleyer ein, und setzet sich neben ihn. Zwischen beyden befindet sich ein Vorhang von rothem Taffent, daß sie einander nicht sehen können. Die Aufseherinn der Braut kommt herbey, kämmet sie, macht ihr die Haare, und setzet ihr einen Kranz auf den Kopf. In diesem Zustande läßt sie dieselbe sitzen, ohne den Schleyer über sie zu decken, und wendet sich zu dem Bräutigam, dem sie ebenfalls die Haare in Ordnung bringet. Nach diesem nimmt sie den Vorhang weg. Die Braut ist hernach verbunden, dem Bräutigam einen Kuß zu geben, und alle beyde besehen sich in demselben Augenblicke in einem Spiegel, und betrachten einander darinnen auf die allerverliebteste, und geilste Weise, die nur möglich ist. Eine Weibsperson, welche die allerunzüchtigsten Geberden macht, wird für die liebenswürdigste geachtet. Die Zeit über, da dieser so wollüstige Auftritt dauert *, werfen die Jungfrauen, die sich bey der Hochzeit befinden, Hopfen auf die Gäste. Die verheyratheten Weiber steigen auf Bänke und Stühle, geben ihre Freude durch lauter Geschrey zu erkennen, ermuntern die

jungen

* Diese Feyerlichkeit hat viel ähnliches mit der Beschreibung der Hochzeit des Giton, und der Pannychis. Jam Psyche puellæ caput involverat flammeolo; jam Embasicœtas præferebat facem; jam ebriæ mulieres longum agmen plaudentes fecerant, thalamumque ingesta exornaverant veste &c. *Petron. Satyr.*

jungen Eheleute durch ihr Händeklatschen, und singen die allerunzüchtigsten Lieder.

Nach dieser verliebten Feyerlichkeit nähert sich der Pope, und segnet die neuen Eheleute. Hierzu bedienet er sich eines Brodes, und eines großen Käses, die mit einem Zobel-Pelze zugedecket sind. Diese göttlichen und Geheimnißvollen Werkzeuge werden nach diesem durch zwey kleine Kinder in einen Tempel getragen. Das neue Ehepaar folget ihnen in Begleitung aller Anverwandten von beyden Seiten nach. Der Pope begiebt sich ebenfalls dahin, und ist gemeiniglich in einem solchen Zustande, daß er eher einen Priester des Bacchus und des Priapus vorstellet. Man überreichet ihm einige Geschenke, bringet hernach die Gemälde der Halbgötter, welche die Neuvermählten zu ihren Beschützern gewählet haben, hält sie ihnen über die Köpfe, und der Pope ertheilet dem Bräutigam sowohl, als der Braut nochmals seinen Segen. Wenn dieses geschehen ist, so führet er sie rund in der Kirche herum; Dabey wird gesungen, und getanzet, und Priester, neue Eheleute, Hochzeit-Gäste, kurz alles hüpfet in der Kirche herum. Sobald als dieser posierliche Tanz ein Ende hat, übergiebt ein kleines Kind dem Popen zween Kränze. Diese nimmt er, und setzet sie den Neuvermählten, wenn sie beyde das erstemal heyrathen, auf die Köpfe. Sind es aber Wittwer, oder Wittwen, so wird ihnen der Kranz weiter nicht, als auf die Schulter gesezt. Die Ursache davon ist, wie mich dünket, gar leicht zu errathen. Ohne Zweifel wollen die Moskowiten dadurch zu erkennen geben, daß ein Mensch, der sich zum zweytenmale verhey-

rathet, nicht klug handele, und daß man ihn daher als einen solchen betrachten müsse, der keinen Kopf mehr hat.

Du bildest dir, wertheſter Yn-Che-Chan, vielleicht ein, es sey dieses das Ende der hochzeitlichen Gebräuche bey den Moskowiten. Allein kaum habe ich dir noch die Hälfte davon erzählet. Nach der Austheilung der Kränze zündet ein jeder Hochzeit-Gast eine Kerze an. Der Pope nimmt, wenn er gleich noch soviel schon getrunken hat, ein großes Glaß mit rothem Weine, und trinket auf Gesundheit der neuen Eheleute, die sich auf eben diese Weise bey ihm zu bedanken verbunden sind. Diese Feyerlichkeit wird dreymal hintereinander wiederholet. Der Bräutigam wirft hernach das Glaß auf den Erdboden, zertritt die Stücken davon mit den Füßen ganz klein, und spricht mit vieler Lebhaftigkeit, ja sogar mit einer Art von Wuth: Also mögen alle diejenigen, die zwischen uns Uneinigkeit stiften, und zu einem Haße Anlaß geben wollen, zertrümmert, und wie dieses Glaß mit Füßen zertreten werden. Hierauf nähern sich die verheyratheten Weiber den beyden Eheleuten, werfen Lein- und Hanf-Saamen auf sie, und wünschen ihnen viel Wohlergehen, und die Erfüllung aller ihrer Wünsche. Von diesem Gebrauche kann ich die Ursache nicht begreifen. Die Moskowiten müssen doch etwan den Hanf und den Lein unter ihre Halbgötter zählen, so, wie etwan die alten Egypter den Kohl unter die Zahl ihrer Gottheiten rechneten. In diesem Falle läßt sich dasjenige, was ein gewisser Römer von dem leztern Volke saget, auch auf sie anwen-

wenden: O beglückte Nation, die ihre Götter in ihren Gärten wachsen siehet *!

Die große Meynung, welche die Europäer von gewissen Dingen haben, die doch an sich selbst nicht mit der geringsten Kraft außer derjenigen versehen sind, die man ihnen abergläubischer Weise zuschreibet, erinnert mich an dasjenige, was du einsmals einem unter den Mißionarien, unsern guten Freunden sagetest. Du fandest neben seinem Bette einen großen Topf mit Wasser, in welchen er seinen Finger auf eine Geheimnißvolle Weise eintauchete, und sich die Stirne, die Schultern, und den Bauch damit rieb: Herr Pater, sagtest du ihm lächelnd, sollten Sie uns auch wohl etwan hintergangen haben, und anstatt den Tien, den Herrn des Himmels und des ganzen Weltgebäudes, für den Schöpfer, Werkmeister und Erhalter aller Dinge zu erkennen mit dem alten Thales glauben, das Wasser sey der Ursprung aller Dinge? Nach der ganz besondern Ehrfurcht, die Sie, wie ich sehe, diesem Elemente erweisen, nach dem Dienste, den sie ihm wiederfahren lassen, kann ich unmöglich anders denken, als, daß Sie das Wasser zum allerwenigsten als eine göttliche Natur ansehen.

Die Europäer, lieber Yn-Che-Chan, haben wider die abergläubischen Gebräuche anderer Nationen immer viel einzuwenden, und die ihrigen werden sie gar nicht gewahr. Ein Moskowite lacht einen

* O sanctas gentes, quibus hæc nascuntur in hortis Numina!

Juvenal. Sat. XV. v. 10.

Bonzen aus, und gleichwohl giebt er neuen Eheleuten kleine Bilder, um sie dadurch glücklich zu machen; Er wirft ihnen eben zu dem Ende mit sehr großem Vertrauen Hanf- und Lein-Körner auf die Kleider.

O was für reichlicher Stoff zu Betrachtungen, werther Yn-Che-Chan, giebt uns nicht das lächerliche Verhalten der Menschen, und die gute Meynung, die sie von sich selbst haben? Sie lernen die Fehler nicht eher erkennen, als biß sie dieselben an andern wahrnehmen.

Doch es ist Zeit, daß wir uns wieder zu den Moskowiten wenden. Wenn die jungen Eheleute sich aus der Kirche wegbegeben, so gehet es wieder nach Hause. Die Anverwandten, und Gäste setzen sich nebst dem Bräutigam an den Tisch. Die Braut hingegen wird nicht zu der Mahlzeit gezogen, sondern vielmehr, sobald sie zu Hause angekommen ist, entkleidet, und in das Bette gebracht. Wenn sie eine Zeitlang darinnen gelegen hat, suchet ihr Bräutigam sie daselbst auf. Sobald als er aber in die Kammer tritt, steigt sie aus dem Bette heraus, gehet ihm entgegen, und giebt ihm einen Kuß. Nach diesem Vorspiele setzen sich die beyden Verlobten neben einander, man bringet ihnen zu essen, sie halten ihre Abendmahlzeit, und begeben sich zu Bette. Nun werden sie doch wohl, sprichst du vielleicht, lieber Yn-Che-Chan, endlich einmal aus den Gebräuchen heraus seyn. Beyleibe nicht, sie haben deren noch unterschiedene auszustehen, die eben so posierlich, als die vorhergehenden sind. Unter der Zeit, da sie

im Bette liegen, stehet einer von den Leuten im Hause an der Kammerthüre. Eine Stunde lang hält er sich ganz stille. Nach diesem fraget er die beyden Eheleute, ob sie den ersten Pflichten ihres neuen Standes eine Gnüge geleistet haben. Der junge Ehemann antwortet, es habe damit seine Richtigkeit. Sodann lassen die Gäste auf den Trompeten blasen, und alle andere Instrumente spielen. Es ist nicht anders, als habe man in irgend einem Holze ein Stück Wild gejagt. Die Moskowiten lassen zu dem Verluste einer Jungferschaft eben so, wie die Deutschen zu dem Todte eines Hirsches, oder Bärs blasen. Wenn das Getümmel ein Ende hat, so werden die neuen Eheleute in eine Badstube gebracht, die mit guten wohlriechenden Wassern angefüllet ist. Nachdem sie sich darinnen gebadet haben, so beschenket die junge Frau, ihren Gemahl mit einem Hemde, und Kleide. Dieses ist endlich die allerlezte Feyerlichkeit, und nach diesem ist es dem neuen Ehepaar erlaubt, die Ruhe zu genieſſen.

Man hat mich, lieber Yn-Che-Chan, versichert, alle die lächerlichen Gebräuche, die ich dir biß anher erzählet habe, wären durchgängig in allen den vornehmsten Städten von Rußland eben so, wie in Moskau üblich; Freylich hat man mir zwar gesagt, in Petersburg, wo sich der Hof ordentlicher Weise aufhält, wäre dieser und jener heut zu Tage ganz und gar abgekommen. Zu Verminderung solcher lächerlichen Gewohnheiten haben die Ausländer nicht wenig beygetragen. Es wird nicht lange währen, so werden sie unter den Leuten, die an den Hof gehören, ganz und gar abgeschaffet werden. Hinge-

gen wird es keine leichte Sache seyn, sie auch in den Provinzen abzuschaffen. Es ist gar nicht zu beschreiben, wie eifrig die Moskowiten auf ihre alten Gebräuche halten. Man kann es gar leicht sehen, wenn man betrachtet, wieviel Noth Peter der Große hatte, um es dahin zu bringen, daß sie sich den Bart abschneiden liessen. Die Hartnäckigkeit derer, die die alten Vorurtheile angenommen haben, ist für den Hof, wenn er sie aus dem Wege räumen will, das gröste Hinderniß. Ein Volk, das Lehr annimmt, ist mit leichter Mühe in kurzer Zeit zu bessern Sitten gewöhnet. Wenn aber eine Nation gar zu fest an ihren Irrthümern hanget, so gehört mehr als ein Jahrhundert dazu, um sie nur halb davon abzuziehen. Lebe wohl.

Moskau. —

Der drey und vierzigste Brief.

Tiao, an Yn=Che=Chan.

In meinem lezten Briefe, wertheſter Yn=Che=Chan, habe ich dir von den Heyraths=Gebräuchen der Moskowiten eine Beschreibung gemacht. Von der Gemüthsart ihrer Weiber aber ist noch nichts gesaget worden.

Ehe die Anzahl der Ausländer in dem Reiche so groß war, als sie gegenwärtig ist, wurde auf die Weibspersonen sehr scharf Achtung gegeben, und sie wurden in Rußland beynahe eben so sehr, als in dem

Mos=

Morgenlande eingeschränket. Diejenigen, die sich ihrem Stande nach ein wenig unter die Vornehmen rechneten, blieben beständig in ihren Häusern eingesperret. Sie liessen sich nur etwan bey gewissen Gelegenheiten, die aber sehr selten waren, von Mannspersonen sehen. Wenn sie sich nicht also verhielten, so wurden sie für unerbare und unkeusche Weibsbilder geachtet. Bey einer so sehr eingezogenen Lebensart beschäftigten sie sich gleichwohl ganz und gar nicht mit der Haußwirthschaft, immasen sie in ihren Häusern gar nichts befehlen durften, und die Ehemänner sich einzig und allein um alles und jedes bekümmerten. Ihre Zeit brachten sie damit zu, daß sie die Weibspersonen, die ihnen dieneten, zu der Stickerey anhielten, wiewohl sie bißweilen auch selbst dergleichen Arbeit verrichteten. Das Weibsvolk von dem gemeinen Stande war nun freylich nicht sogar sehr eingeschränket, indessen lebeten sie immer viel gezwungener, als man sie heutiges Tages findet.

Ohngeachtet die Weibspersonen in Moskau ein so sehr eingezogenes und gezwungenes Leben führen musten, so waren gleichwohl die dasigen Ehemänner eben so wenig als die übrigen Europäischen in Ansehung der Hanreyschaft sicher. Ihre Weiber wusten die gelegenen Stunden ganz vortreflich zu nutzen. Die Thüren ihrer Gefängnisse öfneten sich oft genug, und die Liebe gab ihnen tausenderley Mittel an die Hand, ihre eifersüchtigen Ehemänner zu betrügen. Uberdieses gab es allerhand Feyerlichkeiten, und öffentliche Feste, wo sich die Weibspersonen in Gesellschaft der Mannspersonen befanden. Eine Hochzeit

dauert bey ihnen ordentlicher Weise drey Tage hinter einander. Diese Zeit über widmen sich die Gäste durchgängig dem Trunke, auf eine ganz ausserordentliche Weise. Bey solchen Sauf-Festen wuste es die Liebe schon so einzurichten, daß sie sich für den vorigen Verlust der Zeit schadlos hielt. Ohngeachtet die Moskowitischen Weiber heut zu Tage weit mehr Freyheit haben, so sind doch dergleichen Gelegenheiten für ihre Männer nicht weniger nachtheilig. Dieser und jener unter ihnen muß das Vergnügen, daß er zu viel getrunken hat, überaus theuer bezahlen. Die Feste des Heiligen Peters und Pauls waren für die eheliche Treue fast eben so gefährliche Tage, als die Hochzeitfeste. Diese Tage waren zu öffentlichen Lustbarkeiten bestimmt. Die Weiber bekamen von ihren Männern die Erlaubniß, auf den Wiesen spatzieren zu gehen. Daselbst tanzten sie, oder sangen, und dergl. Zuweilen fanden sie aber auch ein Mittel, noch etwas mehr, als dieses zu thun. Heut zu Tage wird in Moskau unter den Tagen fast gar kein Unterschied weiter gemacht. So weit haben es doch die Ausländer, und die von ihnen eingeführten Gewohnheiten gebracht, daß man daselbst an Werktagen so gut, als an Festtagen Hanreye zu machen pfleget.

Unter allen Gebräuchen, die der Czaar Peter der Große eingeführt hat, ist derjenige am allerleichtesten angenommen worden, daß man den Weibern in Moskau eben so viele Freyheit, als in andern Europäischen Ländern gegeben hat. Vielleicht kam dieses daher, weil das schöne Geschlecht ihn für gar zu günstig hielt, als daß es nicht hätte allen Fleiß anwen-

anwenden sollen, ihn so bald als möglich in Schwang zu bringen. Es kann aber auch seyn, daß die Ehemänner sich dazu haben bereitwillig finden lassen, weil sie hoffeten, ihrem Nächsten für das Ubel, was sie etwan zu befürchten haben konnten, gleiches mit gleichem zu vergelten.

Der Czar ließ sich sehr angelegen seyn, der Sklaverey des Schönen Geschlechtes ein Ende zu machen, immasen er sich schmeichelte, er würde es mit gutem Nutzen gebrauchen können, um seinen Unterthanen gelindere Sitten beyzubringen. Er gerieth gar auf die Gedanken, junge Fräulein von adelichem Stande in den hauptsächlichsten Städten von Deutschland herumreisen zu lassen, damit sie sich wohlgezognere Sitten angewöhnen möchten, die sie, wie er vermuthete, nach der Zeit ihren Liebhabern und Ehemännern beyzubringen nicht ermangeln würden. Es hatte dieser Fürst auf seinen Reisen wahrgenommen, wie viel Gewalt die Schönheit, wenn sie mit den Reitzungen des Witzes begabt ist, über die Herzen der Mannspersonen habe. Allem Ansehen nach aber mochte er wohl merken, wie gefährlich es sey, ihnen Lehrmeister in der Kunst, wie man sich gefällig machen solle, zu geben, und sie noch dazu unter auswärtigen Nationen zu wählen. Ohne allen Zweifel würde das junge Moskowitische Frauenzimmer die Ausübung der gelernten Regeln nicht bis auf die Zurückkunft in ihr Vaterland versparet haben. Vielleicht würde den Moskowiten auch eine gesittete Lebensart, die sie so theuer hätten bezahlen müssen, nicht eben gar zu gut angestanden haben. Sie hätten ganz sicher eine rohe Frau weit lieber genom-

men, als eine andere, die durch die Bemühungen, und den sorgfältigen Unterricht eines jungen Deutschen Stutzers zu seinern Sitten angeführet worden wäre. Indessen mag es damit seyn, wie es wolle. Kurz der Czar vollstreckete diesen Entwurf nicht, sondern ließ es dabey bewenden, daß er Mannspersonen in fremden Ländern herumreisen liesse. Dadurch erreichte er eben so gut den Endzweck, den er suchte, und unter allen seinen Unterthanen waren die Weibspersonen allemal am ersten dahin zu bringen, daß sie die ausländischen Sitten annahmen. Sie wusten dieselben sogar in kurzer Zeit eben so gut, als ihre Lehrmeister, und heut zu Tage sind sie eben sowohl als ihre Männer zu bessern Sitten gewöhnet.

Die Moskowiten hatten zu allen Zeiten darauf gedacht, wie sie das weibliche Geschlecht verächtlich machen möchten. Es schien, als gäben sie sich rechte Mühe, lauter solche Gebräuche einzuführen, wodurch es gedemüthiget werden sollte. Auch noch izt, da doch der Czar Peter der Große dieser unbeschreiblichen Ungerechtigkeit ein Ende gemachet hat, wird gleichwohl alles, was durch ein Weibsbild abgewürget ist, in gewissem Maaße unter dem gemeinen Volke für unrein, und befleckt angesehen. Ein Huhn, das durch eine junge Weibsperson getödtet wird, die öfters schön, wie die Helena, oder wie die Venus selbst ist, wird bey ihnen doch für einen häßlichen Gegenstand geachtet. Daher pfleget eine Frau, wenn sie in ihrem Hause selbst keine Mannsperson findet, die eine solche heilige Handlung verrichten, und einem Hühngen den Halß abschneiden kann, mit ihrem Huhne, und dem Meßer, vor ihr Hauß heraus auf

die

die Gaße zu treten, und bittet die erste Mannsperson, die sie zu sehen bekommt, daß sie ihr den Gefallen thun, und dieses wichtige Werk vollenden möge. Die Moskowiten haben von den Händen ihrer Weiber diejenige vortheilhafte Meynung nicht, die sich unter den Europäern von ihrem Frauenzimmer findet. Das Vorrecht, ein Huhn zu schlachten, ist noch das allerwenigste, das die Leztern dem schönen Geschlechte bey sich verstatten. Sie sprechen vielmehr, die Hände des Frauenzimmers wären dazu gemacht, daß sie angebetet werden müsten. In Europa wird aus einer schönen Hand eben soviel, als in China aus einem kleinen Fuße gemacht.

Wenn wir, mein lieber Yn-Che-Chan, den Worten eines Schriftstellers, den ich vor einer ganz kurzen Zeit gelesen habe, trauen dürfen, so sind die Weiber in Moskau gröstentheils nicht eben so gar keusch, und die Gesetze, die den Ehebruch bestrafen, nicht so gar strenge, und werden auch gar schlecht beobachtet. Die Moskowiten, spricht er *, leben auf eine solche Weise, die dem sechsten Gebote ganz und gar zuwider ist. Es wird unter ihnen die allerausschweifendste Unkeuschheit angetroffen. Und ohngeachtet nach ihrem Gesetze die eheliche Treue eine höchstnöthige Tugend ist, so gehet doch gleichwohl der Ehebruch in Moskau gar sehr im Schwange. Denn ihren Gebräuchen, und Gedanken nach ist dieses gar kein Ehebruch, wenn man sich zu der Frau eines andern legt, man müste sie denn ganz entführen, und bey sich behalten. In solchem Falle wird derjenige, der

das

* Religion des Moscovites &c. pag. 150.

das Verbrechen begehet, sehr heftig mit der Knute bestraft, etliche Jahre in das Gefängniß gesetzet, und alsdenn nach Siberien geschicket. Die Weibsperson hingegen, die sich zu einem Ehebruche gebrauchen läßt, bringet man in ein Kloster, wo sie ebenfalls tüchtig mit der Knute gezüchtiget wird. Ubrigens stehet es in der Wahl des Ehemannes, ob er sie wieder annehmen, oder in dem Kloster stecken lassen, und eine andere heyrathen will.

Ob es gleich unter den Europäischen Gesetzen sehr viele giebt, die mir sehr seltsam vorkommen, so glaube ich doch kaum, daß sonst eines wunderbarer ist, als das izt angezeigte, worinnen auf eine so ausdrückliche Weise der Ausspruch gethan wird, daß es kein Ehebruch ist, wenn man bey dem Weibe seines Nächsten schläft, woferne man sie ihm nur nicht ganz und gar raubet. Wahrhaftig, ein sehr artiger Unterschied! Die Weiber werden von den Moskowitischen Gesetzgebern, wie die Servituten * von den Römischen Rechtsgelehrten angesehen. Mancher hat das Recht über ein Feld zu gehen, einen Weg zu befahren, seine Schafe da oder dort zu tränken, wenn er gleich weder von dem Felde, noch von dem Wege, noch von dem Bache der Eigenthums-Herr ist. Er hat davon weiter nichts, als den Niesbrauch; Es ist ihm nicht anders erlaubt, sich derselben zu bedienen, außer, in wie ferne er sie zu erhalten trachtet, und nichts thut, wodurch der Eigenthümer deren

* Rusticorum prædiorum jura sunt hæc : iter, actus, via, aquæductus. *Inst. Justin.* Lib. II. Tit. 3.

deren beraubet werden kann *. Ein solcher Unterschied zwischen einer Hanreyschaft, wodurch dem Ehemanne der Gebrauch seiner Frau nicht entzogen wird, und welche bloß ein verliebter Umgang ist, und zwischen einer andern, die den Mann aller Mittel das Recht der Ehe zu genießen beraubet, würde unsern Landsleuten, lieber Yn-Che-Chan, nicht sonderlich gefallen. Eine Moskowitische Frau ist in meinen Augen eine wohlschmeckende Speise, wovon alle diejenigen kosten dürfen, welche Lust dazu haben, wenn sie nur die Schüssel, auf welcher sie sich befindet, nicht wegstehlen. Ein Gerichte, nach welchem ein jeder ohne Unterschied die Hände ausstrecken kann, würde dem Geschmacke der Morgenländer keinesweges anständig seyn.

Mich dünkt, ich errathe ein wenig, was für Gründe zu einem Gesetze, das uns so närrisch, und abgeschmackt vorkommt, Anlaß gegeben haben: Ohne Zweifel haben die Moskowitischen Gesetzgeber eingesehen, daß, wenn die blose Untreue einer Frau schon durch die Knute bestraft werden sollte, im Lande nicht Werkzeuge genug zu ihrer Züchtigung würden aufgetrieben werden können. Das, was ich hier sage, findet durchgängig bey allen Europäischen Nationen statt. Ein Franzos, den ich sehr oft zu sehen bekomme, und mit welchem ich einmal über diese Gewohnheit redete, hat mir im Lachen gesagt: Wenn in meinem Vaterlande alle Hanreymacher bestrafet

* Ususfructus est jus alienis rebus utendi, salva rerum substantia. Est autem jus in corpore, quo sublato & ipsum tolli necesse est. *Ibid.* Tit. 4. Eben diese Bewandnis hat es mit den Moskowitischen Weibern, und ihren Liebhabern, die den Niesbrauch davon haben.

fet werden sollten, so hätte halb Frankreich wechselsweise weiter nichts zu thun, als daß eines dem andern die Ruthe gäbe.

Die Treulosigkeit der Weiber, und die geschickte Art der Mannspersonen, sie zu verführen, sind die gewöhnlichen Gegenstände der Unterredungen, und der Romane bey den Europäern. Sie machen sich unaufhörlich mit Geschichten von betrogenen Ehemännern lustig, und, was das allerschlimmste ist, sie lachen diejenigen aus, die über eine Gewohnheit eifern wollen, die so ungeziemend, und dem ehelichen Stande so sehr zuwider ist. Der Name eines eifersüchtigen ist in Frankreich, in Engelland, in Deutschland eben so verhaßt, als der Name eines unehrlichen Mannes. Sieh nur einmal, lieber Yn-Che-Chan, wie unbedachtsam die Europäer handeln. Ist ein Mensch ein Hanrey, so spotten sie über ihn; Will er sich in Acht nehmen, daß er es nicht wird, so lachen sie ihn abermals aus, und begegnen ihm über dieses verächtlich. Wie soll er es nun anfangen? Und was hat nicht ein Mann, dessen Ehre und guter Name von der Treulosigkeit seiner Frau, das ist, von der allerunvermeidlichsten Sache in der Welt abhanget, zu befürchten, wenn er der Sache nicht durch allerhand Anstallten zuvorkommt, die er gleichwohl auch nicht ohne sich verächtlich zu machen, vorkehren kann?

Überhaupt zu reden, ist es in Europa allemal besser, ein Hanrey, als eifersüchtig seyn. Die Anzahl der erstern ist so sehr ansehnlich, daß die Leute sich leicht zufrieden geben, weil sie sehen, daß es an-

dern

dern nicht besser, als ihnen gehet. Das allerseltsamste bey der Sache ist dieses, daß eben derjenige, dessen Frau es mit andern Mannspersonen hält, und der es also recht gerne sehen sollte, wenn sich Leute finden, die sich der Treulosigkeit des Weiblichen Geschlechtes widersetzen, gleichwohl der erste ist, der einen Eifersüchtigen lächerlich macht. Übrigens scheinet es mir, werther Yn-Che-Chan, daß die Moskowiten einen Theil von den üblen Gewohnheiten der andern Europäer verbessert haben, indem sie es den Ehemännern, deren Weiber des Ehebruchs wegen in Klöster eingesperret werden, erlauben, eine andere Frau zu heyrathen. In andern Ländern von Europa müssen solche Ehemänner für die Schuld ihrer Weiber büssen. Nicht genug, daß sie das Unglück erfahren, eine treulose Frau zu haben; Sie müssen noch oben drein in ehelosem Stande leben, allem vertrauten Umgange mit Weibspersonen entsagen, oder ihre treulose Frau wieder annehmen. Wie haben doch die Menschen, lieber Yn-Che-Chan, sogar abgeschmackte Gesetze machen können, die der gesunden Vernunft gerades Weges zuwider laufen? Was! Einer Frau wegen, die ihrem Ehemanne die pflichtmäsige Treue versagt, die durch ihr Zügelloses Leben eingesperret zu werden verdienet, soll ein rechtschaffener Mann das Recht in der Ehe zu leben verlieren? Ich wundere mich, daß die Europäischen Gesetzgeber nicht die Verordnung gegeben haben, aus einem solchen Manne einen Verschnittenen zu machen. Sie hätten ihm damit einen großen Gefallen thun können, immasen sie ihm zugleich mit dem Vermögen auch die Lust benommen hätten, anstatt daß die leztern in ihm unaufhörlich den Verlust des erstern erneuert.

Es

Es befremdet mich gar nicht, lieber Yn-Che-Chan, daß die Ehemänner in Europa so sehr geduldig sind, und die Weiber so selten ihrer Untreue wegen strafen lassen. Sie wollen doch lieber in Gemeinschaft ihrer Nachbarn und Freunde eine Frau, als gar keine ohne dieselben haben. Gesezt, ein Mensch hat eine solche Gemüths- und Leibesbeschaffenheit, daß er ohne Frau nicht leben kann; Es beruhen darauf sein Glück, seine Gesundheit, seine Ruhe. Er findet seine Frau an einem bestellten Orte; Er trift bey ihr einen Liebhaber an; Was soll er bey dergleichen Umständen thun? Redet er darum, machet er Lärmen, und läßt es hernach dabey bewenden, so wird er von jederman, und was noch das schlimmste ist, von seiner eigenen Frau, und von ihrem Liebhaber ausgelacht. Lässet er sie einsperren, und bedienet sich gegen sie der Gewalt, die ihm die Gesetze verstatten, so verlieret er das Recht, eine Frau zu haben. Folglich ist es von nun an um seine Gesundheit, Wohlfahrt, und Ruhe geschehen. Alles dieses gehet verlohren. Es würde nicht schlimmer für ihn seyn, wenn ein unglückliches Messer ihn unter die Zahl der unglückseligen Diener der Ergötzlichkeiten eines Persianischen Fürstens versezte. In so verdrüßlichen Umständen kann man ihm keinen bessern Rath geben, als daß er es macht, wie jene Römer, die ein gewisser Dichter lobt, weil sie auf kluge Weise zu rechter Zeit zerstreuet seyn, und ohne den geringsten Schlaf, mit dem Kopfe gegen die Decke hinangekehret, schnarchen können. Ich bin gar nicht in Abrede, mein lieber Yn-Che-Chan, daß es überaus schwer ist, wenn man einen solchen Anblick mit Gelassenheit ansehen soll. Allein man

darf nicht denken, ein Europäer sey bey einer solchen Gelegenheit so heftig, und hitzig, als ein Chineser. Uber dieses lernet die Noth die Leute schon, die allerheftigsten Gemüthsbewegungen mit leichter Mühe unterdrücken.

Wäre ich ein Europäer, so würde ich jedesmal, so oft ich zurück nach Hause käme, ein sehr vernehmliches Geräusche machen, damit man mich schon in der Ferne hören könnte; Und ehe ich ausginge, würde ich mich nach allen den Orten erkundigen, wohin meine Frau etwan gehen könnte, damit ich sie nirgens antreffen mochte. Kurz ich würde alle mögliche Vorsicht gebrauchen, damit ich mich nicht genöthiget sähe, mit meinem Widerwillen ein Wittwer zu werden. Wäre ich so unglücklich gewesen, daß ich mich gezwungen gesehen hätte, meine Frau in ein Gefängniß einsperren zu lassen, so würde ich vielleicht, ehe ich Zeit meines Lebens ohne Frau lebete, es lieber der Schwachheit jener Ehemänner nachthun, die mit der grösten Demuth und Erniedrigung hingehen, und sich ihre lieben Weiber wieder ausbitten, die eben so eifrig um ihre Loßlassung anhalten, als sie zween Monate vorher verlangeten, daß man sie abstrafen sollte. In der That, lieber Yn-Che-Chan, in allem demjenigen, was die Weibspersonen anbetrift, ist es fast, als ob es den Europäern an der Vernunft fehlete. Man möchte beynahe denken, wenn es dahin kommt, so müsten sie wider ihren Willen ganz anders handeln, als sie eigentlich sollten. Lebe wohl.

Moskau.

Der vier und vierzigste Brief.

Yn-Che-Chan, an Choang.

Die Gründe, die du, wertheſter Choang, mir in deinem lezten Briefe vorgeleget, und dadurch mich von der Meynung unſerer Freunde der Mißionarien zu überzeugen geſuchet haſt, daß nemlich GOtt und die Materie unmöglich eines ſo ewig, als das andere ſeyn könnten, habe ich mit vieler Aufmerkſamkeit erwogen, und geprüfet. Du glaubeſt, es könne gar nicht anders ſeyn, als daß der Tien, jenes allerhöchſte, und verſtändige Weſen dasjenige ausgedehnte Weſen erſchaffen habe, aus welchem alle körperlichen Dinge gebildet worden ſind. Ich meines Ortes will es dir aufrichtig geſtehen, daß ich es allemal mit meiner vorigen Meynung halte, und glaube, es ſey unmöglich, daß die Materie, ſogar auch durch eine göttliche Macht, aus Nichts habe erſchaffen werden können. Die Einwürfe, die du mir gemacht haſt, ſcheinen mir insgeſammt lange nicht ſo wichtig, als ſie dir vorkommen. Anfänglich muß ich dir ſagen, daß man den Ausdruck, die erſte Materie, die von aller Geſtallt entblößet iſt, nicht ſo gar genau nach dem Wortverſtande annehmen müſſe. Ich zweifele keinesweges, daß die alten Weltweiſen unter dieſen Worten ein ungeſtalltes Weſen, einen verwirrten Klumpen verſtanden haben. Doch geſezt, es wäre wahr, daß manche Weltweiſen wirklich nach der genaueſten Bedeutung der Worte behauptet hätten, die erſte Materie ſey ſchlechterdings ohne Geſtallt und ohne alle Bildung geweſen, ſo würde ihr Irrthum in dieſem Stücke der Ewig-

keit eben dieser Materie auch nicht den allermindesten Abbruch thun. Indessen hat es seine völlige Richtigkeit, daß sich unter ihnen etliche befinden, welche diese Beraubung der Gestallt für eine Unwahrheit geachtet, und ausdrücklich das Gegentheil gesaget haben. Ovid, der weiter nichts gethan, als die Meynungen der Weltweisen von dem Chaos in Verse gesetzet hat, erkläret sich in folgenden Worten; *

„ Ehe das Meer, die Erde, und der Himmel gebil-

* Ante mare, & terras, & quod tegit omnia, cœlum
Unus erat toto naturæ vultus in orbe,
Quem dixere chaos; rudis indigestaque moles,
Nec quidquam nisi pondus iners congestaque eodem
Non bene junctarum discordia semina rerum.
Nullus adhuc mundo præbebat lumina Titan,
Nec nova crescendo reparabat cornua Phœbe,
Nec circumfuso pendebat in aëre tellus,
Ponderibus librata suis, nec brachia longo
Margine terrarum porrexerat Amphitrite.
Quaque fuit tellus, illic & pontus & aër.
Sic erat instabilis tellus, innabilis unda,
Lucis egens aër. Nulli sua forma manebat,
Obstabatque aliis aliud, quia corpore in uno
Frigida pugnabant calidis, humentia siccis,
Mollia cum duris, sine pondere habentia pondus.
Hunc deus & melior litem natura diremit,
Nam cœlo terras, & terris abscidit undas,
Et liquidum spisso secrevit ab aëre cœlum.
Quæ postquam evolvit, cœcoque exemit acervo,
Dissociata locis concordi pace ligavit.
Ignea convexi vis & sine pondere cœli
Emicuit, summaque locum sibi legit in arce.
Proximus est aer illi levitate, locoque.
Densior his tellus, elementaque grandia traxit,
Et pressa est gravitate sui. Circumfluus humor
Ultima possedit, solidumque coercuit orbem.

Ovid Metamorph. Lib. I. v. 4. *seqq.*

» det wurden, hatte die ganze Natur nur eine ein-
» zige und einerley Gestallt, und war weiter nichts,
» als ein grober und verwirrter Klumpen, welchen
» man Chaos nennte. In dieser Verfassung konnte
» sie noch nichts wegen der Verwirrung hervorbrin-
» gen. Doch hielt und faßte sie den Stof zu
» allen Wesen in sich. Die Sonne erleuchtete das
» Weltgebäude nicht, der Mond ersezte nicht durch
» seinen Schein den Mangel jenes Gestirnes, und
» die Erde schwamm nicht in dem flüßigen der Luft,
» wo sie durch ihre eigene Schwere in ihrem Gleich-
» gewichte erhalten wird. Das Meer umgab auch
» nicht die unermeßliche Fläche der Erde, sondern
» alle diese verschiedene Körper waren untereinander
» vermenget. Die Luft war nicht helle, die Erde
» stund nicht feste, auf dem Wasser konnte man nicht
» schiffen. Die Grundtheile der Dinge waren ein-
» ander selbst hinderlich; Die Wärme kämpfte wi-
» der die Kälte, die Feuchtigkeit wider die Trocken-
» heit, die weichen Körper wider die harten, und
» die leichten wider die schweren; GOtt, der Stif-
» ter der Natur machte dieser Unordnung und Ver-
» wirrung ein Ende. Er entwickelte die so verwirr-
» ten, und in einander gemengten Grund-Theile der
» Dinge, und bildete das Weltgebäude. Das
» Feuer erhub sich vermöge seiner Leichtigkeit nach
» der höchsten Gegend der Luft, und fieng an an dem
» Himmel zu glänzen. Die, nicht so leichte, Luft
» nahm ihren Platz unter diesem. Die Erde, wel-
» che schwerer war, blieb in einer noch niedrigern
» Gegend, und das sich ausbreitende Wasser umgab
» sie von allen Seiten. «

Ich habe es, werther Choang, für nöthig geachtet, die ganze Stelle aus dem Ovid dir vor Augen zu legen, weil sie mir alle erforderlichen Beweise an die Hand giebt. Du siehest gleich Anfangs, daß dieser Dichter der Materie keinesweges alle Gestallt abspricht. Er saget mit ausdrücklichen Worten das Gegentheil. Denn er giebt ihr ja eine grobe, und verwirrte. Dieses nun ist gar nicht die Meynung des Plato, und du würdest dich sehr betrügen, wenn du glauben wolltest, man müsse durch die Worte grob und verwirrt jene gänzliche Beraubung der Gestallt verstehen, wovon der Griechische Weltweise redet. Demnach hat es seine Richtigkeit, daß die Alten nicht alle durchgängig überzeugt gewesen sind, die erste Materie sey von aller Gestallt entblöset gewesen. Folglich ist der Schluß, wodurch du beweisen willst, es sey unmöglich, daß eine dergleichen Materie bestehen könne, gar nicht richtig. Denn man räumet dir ein, was du sagest. Man ist mit dir einerley Meynung, daß die Unförmlichkeit selbst eine Gestallt sey. Also thut alles dieses zu Entscheidung der gegenwärtigen Frage gar nichts. Es kommt hauptsächlich darauf an, ob man beweisen könne, daß diese grobe und verwirrte Materie durch die Allmacht des Schöpfers aus dem Nichts hervorgezogen ist, und daß sie nicht mit ihm von gleicher Ewigkeit seyn könne. Wohlan, wir wollen den ersten Einwurf prüfen.

GOtt, sprichst du, hat in der Materie viel edlere und viel erhabnere Eigenschaften, als sie selbst ist, erschaffen. Hat nun GOtt alle diese Eigenschaften aus dem Nichts hervorziehen kön-

nen; Warum sollte es ihm denn nicht möglich gewesen seyn, auch dasjenige Wesen, in welches er sie geleget hat, aus demselben hervorzuziehen? Nimm dich in Acht, werther Choang, daß du nicht aus einem Satze, der falsch ist, und den man dir nicht zugiebet, eine Schlußfolge ziehest. Denn diejenigen, die die Materie eben so ewig, als GOtt machen, leugnen es schlechterdings und ausdrücklich, daß alle Eigenschaften der Dinge erschaffen sind. Sie sprechen vielmehr, sie hätten sich in dem Chaos befunden. Ovid erklärt sich über diesen Punkt ganz deutlich. Nach seinen Worten enthielt und begrif die Natur den Grund, und die Eigenschaften aller Wesen; Und wenn sie ja nichts hervorbrachte, so lag die Schuld nicht daran, daß sie zu der Hervorbringung die gehörigen Kräfte nicht hatte, sondern, weil diese Kräfte durch die Verwirrung, und Vermischung der verschiedenen Grunddinge gehindert und gehemmet wurden. Sobald als GOtt das Chaos entwickelt hatte, konnten die Grundkräfte der Dinge frey wirken, und hatten daher auch ihre gehörige Wirkung. Niemals ist eine Eigenschaft, eben so wenig, als die Materie selbst, ganz vom Neuen erschaffen, sondern nur in beydem die gehörige Ordnung gestiftet worden. Solchergestallt ist der Beweiß, nach welchem du die Möglichkeit von der Schöpfung der Materie aus der Schöpfung der mit ihr verbundenen Eigenschaften schliessen willst, ganz unnütze, und unkräftig. Wenn er hätte gut seyn, und gelten sollen, so hättest du vorher beweisen müssen, daß die Grund-Ursachen der Dinge nicht in dem Chaos gewesen sind. Dieses aber hast du nicht gethan, und ich glaube auch nicht, daß du es jemals thun kannst.

Ich

Ich komme zu deinem zweyten Einwurf, welcher dieser war: Ein ewiges Wesen ist unveränderlich, und weder eines Zuwachses, noch einer Vermehrung fähig: Was von aller Ewigkeit her in ihm gewesen ist, dasselbe muß nothwendig in alle künftige Ewigkeit in ihm eben so seyn. Daher hat die erste Materie, die Eigenschaften, die sie vorher nicht hatte, auch nicht erhalten können. Nun hat sie aber dieselben Eigenschaften: Folglich ist sie nicht von Ewigkeit gewesen, und muß, eben so gut als sie, vermittelst der Schöpfung, hervorgebracht worden seyn. Eben die Gründe, wodurch dein erster Einwurf vereitelt worden ist, dienen auch wieder zu der Widerlegung des gegenwärtigen. Man giebt es gar gern zu, daß ein ewiges Wesen weder wachsen, noch abnehmen könne, und daß es seiner Natur nach nothwendiger Weise allemal einerley bleiben müsse. Dabey aber wird auch behauptet, daß die Materie ihre Eigenschaften von allen Zeiten her in sich gehabt hat, daß sie bey der Anordnung des Weltgebäudes nicht erschaffen, sondern nur bloß so, wie alles übrige von dem Chaos, entwickelt worden sind. Alles dieses, was du hintendrein zu Unterstützung dieses Beweises sagest, fällt von sich selbst weg, hat weiter keine Kraft, und darf für weiter nichts angesehen werden, als für eine Berufung auf einen falschen Satz.

Dasjenige, was du von der Menschlichen Seele anmerkest, ist noch weit schwerer zu widerlegen, und ich gestehe aufrichtig, daß dieses unter allen Einwürfen, die man machen kann, der allerstärkste ist. Indessen läßt sich auch hierauf mit leichter Mühe ant-

worten. Du sagest nemlich: Ich frage denjenigen, welcher glaubt, es sey unmöglich, daß etwas, vermittelst der Schöpfung aus Nichts hervorkommen könne, ob Er selbst immerfort gewesen ist. Durch Ihn verstehe ich das denkende Wesen, das ihn ausmacht, und durch dessen Vermittelung er ein vernünftiges Wesen ist. Er räumet es ohne Widerrede ein, daß er seit einer gewissen Zeit angefangen hat, in der Welt zu seyn. Er muß doch also wohl eben in derselben Zeit erschaffen worden seyn. Da nun GOtt die Macht hat, ein vernünftiges und denkendes Wesen aus nichts zu erschaffen, warum sollte er nicht auch vermögend seyn, ein materialisches Wesen zu erschaffen, welches lange nicht so vollkommen ist? Dieser Einwurf macht nur solchen Leuten etwas zu schaffen, die, wie fast alle Europäer, glauben, die menschlichen Seelen würden alsdenn erst gemacht, wenn sie den Leib beleben sollten. Diejenigen Weltweisen aber, die dafür halten, sie sind schon zuvor gewesen, dürfen sich dafür nicht fürchten. Denn sie behaupten, die Seelen sind eben so, wie die andern Grunddinge, von Ewigkeit her gewesen. Solche Schöpfungen der Seelen, die alle Tage geschehen müssen, wollen sie gar nicht einräumen. Folglich kann man sich ihrer auch nicht wider sie als eines deutlichen Beweises von der Möglichkeit ein Wesen aus nichts hervorzubringen bedienen. Sie müsten vorher die erste Sache als wahr erkennen, alsdenn würde man sie auch mit gutem Grunde als eine Möglichkeit von der Schöpfung der Materie gegen sie gebrauchen können.

Aber, sprechen unsere Freunde die Mißionarien, wie haben diese vernünftigen und geistischen Wesen in dem Chaos bestehen können? Schicket sich eine Verwirrung zu einem Aufenthalte für ein vernünftiges Wesen? Hierauf antworte ich, daß wir dergleichen Wesen alle Tage sehen, die durch andere Ursachen gestöret, und aus ihrer gehörigen Verfassung gesetzet werden. Die Seelen, der tollen, der rasenden, der blödsinnigen geben uns ein Beyspiel, wie es ohngefähr mit den Seelen in dem Chaos ausgesehen haben mag. Sie waren wie andere Grunddinge in einer Verwirrung, die sie hinderte, daß sie sich selbst nicht kannten. Allein, heißt es ferner, da GOtt das Chaos in Ordnung gebracht hatte, da alle Grunddinge mit völliger Freyheit wirketen, so hätten sie sich doch wohl selbst erkennen, und den ganzen Umfang ihres Wesens geniessen sollen. Nun aber beweiset uns die Erfahrung, daß die Seelen nicht die mindeste Wissenschaft haben, daß sie vorher vor der Erschaffung der Körper vorhanden gewesen sind. Diese Einwendung thut zu der Sache eben so wenig, als die vorige. Denn die Wirksamkeit der vernünftigen Wesen zeiget sich nicht eher, als wenn sie sich in solchen Körpern befinden, die mit den, ihnen gemäsen, Werkzeugen versehen sind. So lange dieses nicht ist, bleiben sie in einer gewissen Unwirksamkeit und Schlafsucht, worinnen sie weder ihrer selbst bewust sind, noch etwas anderes um sich erkennen. Wir sehen ja alle Tage an einem schlafenden Menschen einen deutlichen Beweiß, daß die Seele in einem solchen Stande der Schlafsucht seyn, und von sich selbst nichts wissen kann. Man wecke einen Menschen

auf, und frage ihn, was er in einem tiefen Schlafe gedacht hat. Er wird bekennen, daß er sich auf nichts besinnet, und er wird wirklich nicht die geringsten Gedanken gehabt haben. Denn die Seele denket wirklich niemals, daß sie sich nicht dessen bewust seyn sollte. Die Träume sind hiervon ein deutlicher Beweiß. Ein Mensch, der im Schlafe irgend einige Gedanken gehabt hat, besinnet sich allemal darauf, daß er etwas gedacht hat.

Es ist noch der lezte Einwurf von dir übrig. Du sagest: Ohngeachtet wir nicht erkennen, wie es mit einer Sache zugehet, so ist es doch nicht recht oder der Vernunft gemäß, daß wir der Göttlichen Allmacht Gränzen setzen, und von der Möglichkeit der Schöpfung nach der Schwachheit unsers Verstandes urtheilen wollen. Wir sehen ja alle Tage in der Natur unzählige Dinge, wovon wir keine Ursache anzugeben wissen: Sollen wir derhalben sagen, daß sie nicht vorhanden sind?

Alle diese Vergleichungen sind fehlerhaft, und der Sache nicht gemäß. Deßwegen, weil ich nicht begreife, wie es mit einer Sache zugehet, darf ich freylich die Möglichkeit davon nicht leugnen, woferne sie weder der gesunden Vernunft, noch der Deutlichkeit, noch dem Lichte der Natur widerstrebet. Ist aber diese Möglichkeit allen den allerdeutlichsten Begriffen zuwider, so bin ich nicht allein befugt, sie zu verwerfen, sondern auch schlechterdings verbunden dieses zu thun, woferne ich nicht als ein Mensch ohne Vernunft handeln, und das natürliche Licht, das ich zu meiner Leitung erhalten habe,

gar

gar nicht brauchen will. Nun zeiget mir dieses Licht, dieser Verstand, diese Vernunft, die allen Menschen zu Theil worden ist, und sie gar nicht irre führen kann, wenn sie nur dieselbe aufmerksam zu Rathe ziehen, daß von einem vollkommenen Wesen nichts unvollkommenes herkommen kann. Zu gleicher Zeit sehe ich die Fehler an der Materie, und schliesse daraus, daß sie also nicht ein Ausfluß von ihm ist.

Derjenige stecket in einem Irrthume, welcher glaubet, dieses heisse, die Göttliche Allmacht einschränken, wenn man behauptet, GOtt könne gewisse Dinge nicht machen. Die alten Weltweisen, und auch unter den Neuern diejenigen, welche in ihren Urtheilen der Vernunft nachgegangen sind, haben allemal gesaget, GOtt könne niemals das Wesen der Dinge ändern, und also aus keinem Dreyecke ein Viereck machen, oder hindern, daß die Materie keine Ausdehnung habe, oder die Welt nicht vorhanden sey. Ist denn nun etwan seine Macht mehr eingeschränket, wenn er die Materie nicht erschaffen kann, woferne sich seine Natur widersetzet, als wenn er die izt angezeigten Sachen nicht thun kann? Die Natur und Beschaffenheit des Göttlichen Wesens hindert es keinesweges, daß er in gewissen Wirkungen eingeschränket ist. Sein Wesen ist so beschaffen, daß er weiter nichts thun kann, als in wieferne er der Natur der Dinge, die er machen soll, gemäß handelt. Außerdem würde er nicht der Erhalter, sondern vielmehr der Zerstörer der Natur seyn. Unterschiedene von den Weltweisen, worunter auch Plato, und Galenus * sind, treiben die Sache

* Si lapidem repente conditor velit facere hominem, efficere id non poterit; atque id est, in quo opinio nostra

Sache noch viel weiter als ich. Denn sie sprechen, GOtt könne nicht in einem Augenblicke aus einem Steine einen Menschen machen. Hierinnen haben sie nach meinen Gedanken unrecht, und ich werde dir in dem ersten Brief schreiben, was meine Meynung hiervon ist.

Lebe wohl, und melde mir, wie du dich befindest.

Pecking. —

Der fünf und vierzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Die Persianer haben in ihrer Religion eine große Anzahl von Festen angeordnet. Sie ist ziemlich eben so ansehnlich, als bey den Christen in Portugal, und Spanien. Die Art und Weise, diese Feste zu feyern, die Gebräuche, die man dabey beobachtet, die Ursachen, warum man sie angeordnet hat, alles dieses ist bey den Einwohnern von Asien eben so, wie bey den Europäern lächerlich.

ac Platonis, tum aliorum, qui apud Græcos de rerum natura recte scripserunt, maxime dissidet. Satis enim habetis, si deus materiam exornare velit, ea autem repente est exornata. Omnia enim deum facere posse arbitrantur, etiam si ex cinere equum aut bovem facere velit. Nos autem non ita sentimus, sed profitemur quædam naturam facere non posse, eaque deum ne aggredi quidem omnino, sed ex iis, quæ facere potest. quod melius est, eligere. *Galen*, L. II. de Usu Part. Cap. 14.

Eines von den hauptsächlichsten Festen der Persianer ist das Bahura, oder das Fest der unfruchtbaren Weiber. Diesen Namen hat es deßwegen, weil diejenigen Weibspersonen, die nicht Kinder gebähren können, unter der Bedeckung ihrer Schleyer auf den Gaßen herumgehen, und Allmosen betteln. Diejenigen, die sich ein wenig unter die Vornehmen rechnen, gehen nicht weiter, als zu ihren Anverwandten und Freundinnen. Daselbst beschenket man sie mit Butter, Zucker, Reiß, Mehl, Fleisch, und Zuckerwerke. Zu der Zeit, da sie diese Allmosen sammlen, sind sie nüchtern, und wenn sie des Abends nach Hause kommen, so richten sie die Lebensmittel, die sie mit sich gebracht haben, zu, und lassen sie kochen. Einen Theil davon essen sie selbst, und das übrige schicken sie zu den Leuten herum, wo sie das meiste bekommen haben.

Die Ursache von der Einsetzung dieses Festes ist ein gewisser Iman gewesen; Dieser Persianische Pfaffe trug den Leuten die Lehre vor, wenn eine verheyrathete Frau sich von übel erworbenem Vermögen nährete, so könnte sie gar nicht schwanger werden. Sobald nun die Weiber unfruchtbar sind, so schreiben sie ihr Unglück dem ungerechten Gute ihrer Ehemänner zu, und glauben, sich dadurch von der Bezauberung und Hexerey zu befreyen, wenn sie etliche Tage hintereinander von Allmosen leben. Diese Zeit über ist es unumgänglich nöthig, daß der Mann weder krank, noch verreiset sey. Er muß dabey die Pflichten der Ehe, oder der Liebe nach Beschaffenheit der Frau, welche gern fruchtbar werden will, so oft, und so gut, als ihm möglich ist, entrich-

richten. Denn wenn sie nicht vor der Zeit, ehe die gebettelten Lebensmittel aufgezehret sind, schwanger werden, so nimmt die Bezauberung wiederum überhand, und alle angewendete Mühe ist verlohren.

Desgleichen setzen die Persianischen Weiber auch ein großes Vertrauen auf das Allmosen, wenn sie einem andern Unglücke vorbeugen wollen. Woferne ihnen die Kinder etwan zeitig in der Wiege sterben, so gehen sie sobald, als die Sechs Wochen zu Ende gegangen sind, und betteln von Laden zu Laden. Aus demjenigen, was sie empfangen haben, machen sie ein Halßband, an dessen Ende ein kleiner Stein befestiget wird, auf welchen ein Spruch aus dem Alkoran geschrieben ist. Sodann hangen sie es ihren Kindern an den Halß, und stellen sich vor, es sey ein sicheres Verwahrungs-Mittel wider alle Zufälle.

Die Persianer sind es nicht allein, bey welchen dergleichen Aberglauben und Thorheiten mit großer Ehrerbietung angesehen werden. Beynahe alle Völker gerathen auf solche ungereimten Sachen. Die Türken halten sehr viel auf gewisse Stücken Pavier, auf welche diese oder jene Stelle aus dem Alkoran geschrieben ist. Die Europäer haben ihre Agnus Dei, in welchen nach ihrer Meynung eine göttliche Kraft stecket. Ich muß dir doch die herrlichen Eigenschaften erzählen, wie ich sie vor einigen Tagen unten an einem Bilde gelesen habe, das neben dem Bette eines Genuesischen Kaufmanns aufgehangen war, der sich seit mehr als zwanzig Jahren in Ispahan gesetzet hatte, aber immer noch so abergläubisch als damals war, da er sein Vaterland verließ.

Die

Die Schrift hielt in sich, daß der Pabst Urban dem Griechischen Kayser drey Agnus Dei mit folgenden Reimen zugesendet habe.

Es vertreibt die Donnerwetter,
Tilgt die Sünden, ist ein Retter
In dem Brand, und Wassers-Noth,
Und bewahrt für schnellen Tod,
Es befreyt von bösen Geistern,
Hilft die Feinde übermeistern,
Stärkt die Mutter nebst dem Kind,
Und entbindet sie geschwind;
Es verleihet Kraft und Stärke
Zu Vollbringung groser Werke.
Der Theil sey groß, oder klein,
Man kann dadurch glücklich seyn. *

Was kann die Gottheit mehr, als das Agnus Dei der Europäer thun? Meinen Gedanken nach ist die Thorheit der Persianer immer noch nicht so groß, als die Europäische. Wenigstens helfen die Allmosen bey den Persianern nur in gewissen besondern Fällen.

Der

* Les tonnerres il chasse,
Les pechés il efface,
Sauve d'embrasement
Et de submergement,
Garde de mort subite,
Les diables met en fuite,
Dompte les ennemis,
Hors de danger sont mis
Et l'enfant & la mere,
Qui travaille à le faire.
Il donne maint pouvoir
Au digne de l'avoir.
La part, quoique petite,
Tant que la grande profite.

Der Europäer ihr Agnus hingegen ist der große Wunderbalsam, den die Quacksalber verkaufen, und der wider alle Krankheiten, und Unglücksfälle hilft. Der Römische Pabst, der dieses so sehr gerühmte Zauber-Siegel unter die Leute austheilet, hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit jenen betrüglichen Aerzten, welche die Leute bereden wollen, daß ein einziger Tropfen von ihrem Elixir den Leuten ein ewiges Leben verschaft. Nicht wahr? lieber Yn-Che-Chan, die Thorheit der Menschen ist Mitleidens werth? Wie wenig sind ihrer, die den Menschen-Namen wirklich verdienen?

Wir wollen uns wieder zu den Festen der Persianer wenden. Sie haben ein Fest, welches sie Cheb-Racaib, das ist, die Nacht der Gebete nennen, dessen Feyer die Andächtigen sich sehr angelegen seyn lassen. Sie geben vor, in einem jeden Jahre sey besonders eine einzige Nacht, wo die Gottheit alle Gebete, die man an sie verrichtet, eher, als zu einer andern Zeit erhöret. Was für eine Blindheit! GOtt, das höchste Wesen, soll zu dergleichen Eigensinne geneigt seyn? Er soll einen Tag mehr, als den andern zu Barmherzigkeit, und Mitleiden bewogen werden können? Was mag wohl die Ursache von seiner Unbeständigkeit seyn? Ist es etwan mit ihm, wie mit eigensinnigen, und unruhigen Königen, von welchen man weiter keine Gnade, als in solchen Augenblicken erlangen kann, da sie nicht mit ihren wunderlichen Grillen geplaget sind? Die Europäer, werther Yn-Che-Chan, denken ziemlich eben also, wie die Persianer. Sie haben ihre sogenannten Jubel-Feste. Zu solchen Zeiten stehet der Himmel für alle die-

diejenigen offen, welche hinein wollen. Die Himmels-Wohnung kann ziemlich mit königlichen Palästen verglichen werden, deren Eingang zu gewissen Tagen für jederman offen stehet, und sobald als die öffentlichen Lustbarkeiten ihr Ende erreichet haben, auf einmal untersaget ist.

Wenn werden doch die Menschen einmal aufhören, von der Gottheit anders, als durch eine Vergleichung mit den Fürsten dieser Erde zu urtheilen? Eben diese Vergleichung ist es, die fast zu allen groben Irrthümern von dem göttlichen Wesen Anlaß giebt. Die Fürsten verlangen Geschenke, Tribut, und dergleichen. Es ist also wohl nicht anders, als daß das höchste Wesen Opfer und Gaben begehret. Das ist noch nicht genug, daß man die Gottheit durch das Blut der Böcke, und Kälber ehret. Man gehet in seinem Unsinn so weit, daß man auf den für sie aufgerichteten Altären Menschen-Blut vergiesset. Große Könige haben Geheime Räthe, Hofleute, Leibwachen, Kriegsheere. Dem höchsten Wesen bestimmet man ebenfalls Kriegs- und Staats-Bedienten. Wie weit gehet nicht endlich die lächerliche Vergleichung, die fast alle Menschen zwischen dem Schöpfer, und den Geschöpfen anzustellen für gut befunden haben? Ein kluger Weltweiser muß dieses zu seinem ersten Grundsatze machen, daß man von keiner Eigenschaft Gottes nach menschlichen Eigenschaften urtheilen dürfe. Was für ein Verhältniß kann wohl zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen Statt finden? Schlechterdings gar keines. Wer von der Gerechtigkeit, von der Barmherzigkeit, von der Weisheit Gottes nach den Begriffen urthei-

ten will, die wir von allen diesen Tugenden haben, derselbe unterstehet sich von einer Sache nach der allerunrichtigsten und mangelhaftesten Erkänntniß zu urtheilen.

Noch ein anderes Persianisches Fest, welches ebenfalls aus dem Grunde angeordnet ist, weil man zwischen der Gesinnung und Gemüthsart der Könige, und der Gottheit eine Aehnlichkeit zu finden glaubet. Gegen das Ende des Frühlings feyern die Persianer ein Fest, welches Cheb-Baraat, oder die Nacht der Vergebungen und Befreyungen heisset. Nach ihrem Vorgeben befreyet GOtt in dieser Nacht auf Vorbitte des Mahomets, und des Aly seines Eydams eine große Menge Seelen, die in der Hölle sitzen. Gabriel, ein himmlischer Geist, hat das Amt auf sich, daß er sie aus einem so unangenehmen Orte heraus holet. Diese Seelen sind in der That dem Mahomet, und dem Aly vielen Dank schuldig. Ich möchte aber doch gerne wissen, warum die Gottheit, um gütig und barmherzig zu seyn, erst wartet, biß diese beyden Morgenländer ihr kund thun, was sie eigentlich thun solle. Ist dieses nicht eine poßierliche Gottheit, die zu ihren Entschliessungen den guten Rath des Mahomets, und seines Schwieger-Sohnes des Aly vonnöthen hat?

Nimmermehr, lieber Yn-Che-Chan, würdest du es errathen, welches die erste Verrichtung dieser Seelen bey ihrem Ausgange aus der Hölle ist. Vor allen Dingen suchen sie ihre Körper auf, und melden ihnen die Loßsprechung von ihren Sünden, die

ihnen

ihnen zu Theile worden ist, und das Glück, das sie genieſſen. Die Körper ermangeln nicht sich darüber herzlich zu erfreuen, und nehmen an der Glückseligkeit ihrer ehemaligen Kameraden Antheil. Dieses sind doch wirklich sehr erkänntliche Körper. Freylich bleiben hierbey zwo kleine Schwierigkeiten übrig, die niemand leicht aus dem Wege räumen kann. Die erste ist, daß man nicht recht weiß, wie es angehet, daß ein Körper ohne Seele etwas erkennen, oder denken kann. Die zweyte bestehet darinnen, daß diese Körper nothwendiger Weise verweset, und in Staub verkehret seyn müssen. Dieser Umstand läßt sich mit der oben angezeigten wechselsweisen Ergötzung nicht recht zusammen reimen. Doch dieses sind Sachen, wovon sich das Persianische Volk nicht im mindesten irre machen läßt; Und unter allen Festen beobachten sie keines so sorgfältig, als dieses. Es währet drey Tage, und in denselben thun Männer, Weiber, und sogar Kinder eine Wallfahrt auf einen großen Begräbniß-Platz, der ohngefähr eine halbe Meile von den Vorstädten der Hauptstadt Ispahan entlegen ist. Wenn sie daselbst angelanget sind, so setzen sie sich auf den Gräbern ihrer Anverwandten, und guten Freunde nieder. Sie halten mit ihnen lange Unterredungen. Freylich geben ihnen die Todten auf ihre Anreden keine Antwort. Allein die Lebendigen geben sich diese selbst, und handeln in allen Stücken so, als wenn jene sie verstünden. Die Todten werden sogar eingeladen, mit ihnen zu essen, und wenn sie es nicht thun, so liegt die Schuld bloß an ihnen. Denn die andächtigen Pilgrime gehen ihnen mit guten Beyspielen vor, immaſen sie auf ihren Gräbern ihnen zu Gefallen Obst, Kuchen, und Zucker-

werk essen. Unter der Zeit, da sie sich dieses wohl schmecken lassen, besichtigen die himmlischen Geister alle Gäste, zeichnen diejenigen, die dasselbe Jahr sterben sollen, in ein Buch, und schreiben die Namen derer, die alle Feyerlichkeiten des Festes entweder auf eine genaue, oder auf eine nachläßige Weise beobachten, theils mit guter, theils mit schlechter Dinte ein.

Ziemlich viel Thorheiten, wertheſter Yn-Che-Chan! Doch sind denn etwan die Christen viel klüger, als die Persianer? In diesem Stücke sind sie einander vollkommen gleich. Die Europäer haben den Morgenländern nicht das geringste vorzuwerfen. Sie widmen ja eben auch einen Tag im Jahre dazu, daß sie an der Befreyung der Seelen arbeiten. Sie glauben der Schall der Glocken, oder öffentliche Umgänge sind kräftige Mittel, diese Seelen aus dem Feuer, worinnen sie brennen, zu erlösen. Welcher Irrthum ist nun wohl der allergröbste, wenn man glaubt, die Gottheit richte ihre Aussprüche, und Entscheidungen nach den Wünschen der Lebendigen ein, oder sie thue es Todten zu Gefallen? Die Europäer geben Mönchen, und Pfaffen das Ansehen, welches die Persianer dem Mahomet, und dem Aly beylegen. Sollte ich mich genöthiget sehen, eine von diesen beyden Meynungen zu wählen, so wüste ich in der That nicht, welche von ihnen ich der andern vorziehen sollte.

Das Geburts-Fest des Mahammed Mehdy ist eines von den allergrösten Festen unter den Persianern. Sie glauben, dieser Iman, und Statthalter

des

des Mahomets habe nicht mit den übrigen Menschen einerley Schicksal gehabt, und sey von dem Tode frey geblieben. Sie geben vor, nachdem er die Feinde geschlagen, und in die Wüsteneyen von Arabien verjaget, so habe Gott ihn weggenommen, und an irgend einen Ort auf dem Erdboden gesetzet, den kein Sterblicher zu finden weiß. Einige Persianer haben gleichwohl diesem Iman einen angenehmern Ort angewiesen, und ihn in den Himmel versetzet. Sein Aufenthalt mag im übrigen seyn, wo er will, so wird er doch daselbst so lange bleiben, biß er zurück auf die Erde kommt, und die Feinde der Gottheit, die sich mit einem so guten Heerführer zu versorgen für gut befunden hat, ausrottet.

Ich kann mich unmöglich des Lachens enthalten, indem ich dir, lieber Yn-Che-Chan, diese Thorheiten berichte. Sie sind, wie du wohl siehest, abermals eine Folge von der übeln, und verderblichen Vergleichung Gottes mit einem mächtigen Könige. Dieser lezte hat zu Uberwindung seiner Feinde Kriegsvolk, Officiere, und Heerführer vonnöthen. Die Gottheit muß also ebenfalls solche Leute haben, welche die Bösen mit Feuer und Schwerdt zum Gehorsam bringen. Sie müssen unter der Aufsicht eines Heerführers stehen. Der Aberglaube hat den Mahammed-Mehdy dazu gemacht, weil man seinen Körper nach seinem Tode nirgends antreffen konnte. Diese Nachricht geben uns die Türken, und erzählen seine Umstände auf eine solche Weise, daß alle Fabeln der Persianer dadurch widerleget werden. Der Iman ist, wie sie sagen, in einer Schlacht, die er wider einen Califen von Babylon verlohr,

getödtet, und sein Körper, ohne erkannt zu werden, unter andern Todten eingescharret worden. Der Aberglaube des Volks vereinigete sich mit der Lügen und Betrügerey der Anhänger dieses Heerführers, und so wurde er eben auf diese Art, wie es viele Europäer mit Leuten machen, die niemals in der Welt gewesen sind, in den Himmel versetzet. Eben so ist es, wenn man den Engelländern und Holländern glauben darf, mit den meisten, welche die Römisch-Catholischen unter die Heiligen zählen. Erst gaben sie ihnen eine Seele nach ihrem eigenen Gutdünken, und sodann suchten sie ihnen aus jenen unterirrdischen Gewölbern, wo eben so gut Heyden, als alte Christen ihr Begräbniß hatten, einen Körper aus.

Die Persianer beobachten alle Jahre eine dreyßigtägige Fasten, welche sie Ramazan nennen. Diese Zeit über kasteyen sie, wie ihre Worte sind, ihren Leib zur Ehre Gottes. Vortrefliche Weise den Schöpfer zu ehren, indem das Geschöpfe verhungert! Doch wird dir hierbey dieses am allerungereimtesten vorkommen, daß, wenn auch die Mäßigung in Essen und Trinken eine der Gottheit gefällige Sache ist, die Persianer gleichwohl die Nacht hindurch alles wieder verderben, was sie den Tag über vielleicht gut gemacht haben. Sobald als die Sonne untergegangen ist, erholen sie sich reichlich wegen der Fasten, die sie am Tage beobachtet haben. Sie überladen sich mit Speiße und Trank, sie berauschen sich, sie laufen auf den Gassen herum, und die ganze Anordnung dieses frommen Ramazans läuft endlich da hinaus, daß sie den Tag über wie die

Kran-

Kranken, und die Nacht wie tolle und unsinnige Leute leben.

Auch in diesem Stücke haben die Europäer mit den Persianern eine große Aehnlichkeit. Ihre Fasten, eine Zeit in welcher sie sich kasteyen, und dem Leibe, wie sie sagen, wehe thun, folget allemal auf das Carneval. Und die leztere ist eine solche Zeit, in welcher alle Thorheiten, und die grösten Unordnungen in allen Arten von Wollüsten frey und ungehindert getrieben werden, wo die Herannahung der Buße zu dem Laster aufmuntert, und wo man sich alle nur ersinnliche Mühe giebt, recht lasterhaft zu seyn, damit man hernach andächtig werden, und fasten möge. Ist der Mensch bey einem solchen Verhalten nicht so beschaffen, daß es scheinet, als ob er ganz und gar seiner gesunden Vernunft beraubet sey? Gleichwohl ist es so eingeführt, daß man sich genau darnach achtet, und es giebt unterschiedene Nationen, die für diese verschiedenen Zeiten ausdrückliche Gesetze und Verordnungen gemacht haben, welche man für höchst wichtig und nothwendig anzusehen pfleget.

Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan, und melde mir doch, ohnmaßgeblich, wie sich Sioeu-Tcheou befindet.

Ispahan.

Der sechs und vierzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Es fehlet gar viel, werther Yn-Che-Chan, daß man sagen könnte, die Freyheit in der Weltweisheit sey in Paris so groß, als sie zu Pecking ist. Die Franzosen haben beynahe niemals die Erlaubnis gehabt, nur frey zu denken, geschweige denn, frey zu reden. Leute, welche Meynungen hegen, die sich den im Schwange gehenden Vorurtheilen nicht gemäß befinden, oder etwan die alten eingeführten Gewohnheiten, die noch dazu sehr tadelhaft sind, über den Haufen werfen möchten, müssen schlechterdings schweigen, und die gemachten neuen Entdeckungen nebst ihrer ganzen erworbenen Gelehrsamkeit für sich allein behalten. Es ist zwar wohl nicht zu leugnen, daß man seit der Aufnahme der Wissenschaften in Europa zu verschiedenenmalen Zeiten erlebet hat, da die Gelehrten nicht so gar sehr eingeschränket gewesen sind. Doch diese Zwischenzeiten sind außerordentlich kurz gewesen, und man kann sie für weiter nichts, als für überhingehende Stralen jener für die Gelehrten und insonderheit für die Weltweisen so unentbehrlichen Freyheit ansehen.

Ich wundere mich noch, wie es möglich ist, daß sich in Frankreich, und in den meisten Staaten von Europa solche große Männer befinden, als man wirklich noch antrift, wenn ich bedenke, wie sehr man gelehrte Leute einschränket. Nur etwan die Hälfte ihrer guten und herrlichen Gemüths-Gaben ist ihnen zu gebrauchen erlaubt. Sie sind solchen Bäumen

gleich,

gleich, welche an enge Orte gesezt sind, wo sie sich mit ihren Wurzeln wenig oder gar nicht ausbreiten können. Hätten die Europäer eben dergleichen Vorrechte wie wir zu geniessen, stünde es in ihrer Gewalt, sich ihrer Einbildungskraft nach Gefallen zu überlassen, könnten sie einander ihre Gedanken vertraulich, und ohne Furcht mittheilen, so würden gewiß in der einzigen Stadt Paris mehr als hundert eben so berühmte Weltweisen, als Confucius seyn, deren Sittenlehren, und metaphysische Grundsätze vielleicht um einen großen Theil richtiger, zusammenhangender, und erhabener wären. So aber muß ein Schriftsteller, wenn et etwan eine Schrift öffentlich bekannt machen will, dieselbe vorher allemal der Prüfung eines Königlichen Censors überlassen. Bemerket dieser darinnen etwas, wodurch den Vorurtheilen, die sowohl durch den Aberglauben, als durch eine betrügliche Uberlieferung fest gesezt sind, zu nahe getreten werden möchte, so muß der Verfasser seine Schrift in seinen Schreibeschrank verschliessen, und sie kommt nimmermehr zum Vorscheine. Es wäre das gröste Unglück für ihn, wenn er sie bekannt machte. Er würde ins Gefängniß gesetzet, und nicht nur als ein gefährlicher Stifter von Neuerungen, sondern auch als ein Mensch, der sich wider die Gesetze des Staats und die Verordnungen des Fürsten empöret, gestrafet werden.

In ganz Europa giebt es nicht mehr, als zwey Länder, wo es wirklich den Leuten erlaubt ist, ihre Gedanken bekannt zu machen, und die alten Irrthümer, oder eingerissenen Mißbräuche offenbar anzugreifen. In Engelland, und in Holland geniesset

ein Weltweiser vollkommen jene glückliche Freyheit, die zu Beförderung der schönen Wissenschaften, und zu der Vollkommenheit der menschlichen Erkänntniß so sehr nothwendig ist. In allen übrigen Staaten von Europa haben sie nichts weniger, als dergleichen Vorrechte.

Ich habe über diese sonderbare Sache schon manchmal meine sehr ernsthaften Gedanken gehabt; Wenn die Griechischen und Römischen alten Weltweisen insgesammt, von welchen man heut zu Tage in Europa so viel Redens macht, wieder aus ihrem Grabe aufstünden, so würde man sie in Spanien und in Italien verbrennen, in Paris aber, und in Wien zu einem engen Gefängnisse verurtheilen. Das, was ich dir hier sage, wird dir sonderbar vorkommen. Du wirst nicht begreifen können, wie es möglich ist, daß so witzige Leute, wie die Franzosen, und so kluge, wie die Deutschen auf eine so abgeschmackte Weise denken. Ich behaupte immittelst weiter nichts, was nicht die lauterе Wahrheit ist. Um dir eine Sache, die du wohl gar etwan für übertrieben halten möchtest, zu beweisen, will ich die Meynungen der allerberühmtesten alten Weltweisen, auf welche entweder das Feuer, oder die Bastille als eine Strafe erfolgen würde, hier ganz kürzlich durchgehen.

Zu Madrit würde Pherecydes der Inquisition, und zu Paris der Policey in die Hände geliefert werden, weil er den Lehrsatz behauptete *, daß die Mate-

* σώζεται δὲ τῦ Σύρυ τό, τε βιβλίον, ὃ συνέγραφεν, ὃν ἡ ἀρχὴ, Ζεὺς μὲν καὶ χρόνος εἰς ἀεὶ,

Materie, und der Geist, der sie belebet, von aller Ewigkeit vorhanden gewesen sind. Ein Spanier würde sich durch eine solche Meynung viel eher ins Unglück bringen, als wenn er das allerlüderlichste, und schändlichste Leben führete.

Dem Thales würde es eben also ergehen. Man würde es ihm nicht verzeihen, daß er behauptet hat *, das Wasser sey die Grund-Ursache aller Dinge, das allgemeine Weltgebäude sey beseelet, und mit Geistern angefüllet.

Anaximander **, welcher vorgab, es komme alles aus dem Unendlichen, und gehe auch alles in

καὶ χθὼν ἦν, χθονὶ δὲ ὄνομα ἐγένετο γῆ, ἐπειδὴ ζεὺς αὐτῇ γέρας διδοῖ.

Servatur adhuc Pherecydis Syri, quem scripsit, libellus de rerum Principio, cujus initium est: *Jupiter quidem atque tempus idem semper & tellus erat.* Diogenes Laert. de Vit. & Dogmat. clarorum Philosophorum Lib. I. Segm. 119.

* Ἀρχὴν δὲ τῶν πάντων ὕδωρ ὑπεστήσατο, καὶ τὸν κόσμον ψυχικὸν καὶ δαιμόνων πλήρη. Principium omnium aquam esse dixit, & animatum mundum, ac Dæmonibus plenum. Id. Lib. I. Segm. 27.

** Ἀναξίμανδρος Πραξιάδου, Μιλήσιος οὗτος ἔφασκεν, ἀρχὴν καὶ στοιχεῖον τὸ ἄπειρον, ὃ διορίζων ἀέρα, ἢ ὕδωρ, ἢ ἄλλοτι. Καὶ τὰ μὲν μέρη μεταβάλλειν, τὸ δὲ πᾶν ἀμετάβλητον εἶναι. Anaximandro Milesio Praxiades pater fuit. Hujus est illud. Principium & elementum immensum hoc, & infinitum

in das Unendliche zurück; Die Theile desselben Könnten zwar wohl verändert werden, ohngeachtet das Ganze unveränderlich sey, würde eben dergleichen zu gewarten haben.

Anaximenes *, der Schüler des vorhergehenden, würde dem Feuer, oder der Bastille auch nicht entgehen, weil er die Meynungen seines Lehrers angenommen hatte, obwohl mit dem Zusatze, daß er neben dem Unendlichen auch die Luft zu einer Grund-Ursache machete.

Anaxagoras würde ohne Gnade und Barmherzigkeit dran glauben müssen. Es wäre alles umsonst, wenn er sich gleich damit entschuldigen wollte, daß er der erste gewesen sey, welcher behauptet hat **, daß

esse, non tamen definiens aëra, aut aquam, aut aliud quippiam. Partes quidem ejus immutari, totum vero immutabile esse. Id. Lib. I. Segm. 2.

* Ἀναξιμένης Εὐρυστράτε Μιλήσιος, ἤκουσεν Ἀναξιμάνδρε. Ἔνιοι δὲ καὶ Παρμενίδε Φασὶν ἀκῦσαι αὐτὸν. οὗτος ἀρχὴν ἀέρα εἶπε, καὶ τὸ ἄπειρον. Anaximenes Eurystrati filius, Milesius, Anaximandri auditor fuit. Quidam & Parmenidem audivisse adserunt. Hic initium dixit aera & infinitum. Id. Lib. II. Segm. 3.

** Ἀναξαγόρας Ἡγησιβύλε ἢ Εὐβύλε, Κλαζομένιος. Οὗτος ἤκουσεν Ἀναξιμένες, καὶ πρῶτος τῇ ὕλῃ νῦν ἐπέσησεν, ἀρξάμενος οὕτω τῦ συγγράμματος, ὃ ἐστιν ἡδέως καὶ μεγαλο Φρόνως ἡρμηνευμένον. Πάντα χρήματα ἦν ὁμῦ, εἶτα νῦς ἐλθὼν αὐτὰ διεκόσμησε. Παρ' ὃ καὶ νῦς ἐπεκλήθη. Anaxagoras,

daß noch außer der Materie ein anderes Grundwesen sey, welches jene in die gehörige Gestallt und Ordnung gebracht habe. Es würde ihm dagegen die Antwort ertheilet werden: » Ihr seyd » strafwürdig, weil ihr geglaubet hat, die Materie » sey eben so ewig, als das andere Grundwesen. «

Was den Pythagoras anlangt, so würde schon die Seelenwanderung, die er auf die Bahn gebracht hat, mehr als zu sehr hinreichend seyn, ihn zu verderben. Er könnte zwar vielleicht wohl einwenden. Ich bin ja derjenige, der die Tonkunst erfunden, oder wenigstens solche durch die Känntniß der Töne verbessert hat. Ich bin der erste Stifter der Fasten. Meinen Anhängern habe ich es ausdrücklich untersaget, Fleisch zu essen, ich habe ihnen ferner ein strenges Stillschweigen auferleget. Was hat nun euer sogenannter Bruno, der Stifter eines von euern Mönchs-Orden, den ihr unter die Heiligen versetzet habt, mehr voraus? Alle diese Einwendungen würden ihm nichts helfen. Die einzige Meynung, daß die Seelen aus einem Körper in den andern * wanderten, würde sie alle überwiegen.

Hegesibulo, sive Eubulo patre, Clazomenius, Anaximenis fuit auditor. Primus hic materiæ, quam *hyle* appellant, mentem adjecit, in principio operis sui suavi ac magnifica oratione sic scribens: Omnia simul erant, deinde accessit mens, eaque composuit, quam ob rem & mens sive Animus dicitur. Id *Lib. II. Segm.* 6.

* Πρῶτόν τέ φασι τοῦτον ἀποφῆναι τὴν ψυχὴν, κύκλον ἀνάγκης ἀμείβουσαν, ἄλλοτε ἄλλοις ἐνδεῖσθαι ζώοις. *Primumque hunc sensisse ajunt*, animam circulum necessitatis immutantem aliis alias illigari animantibus. *Id. L. VIII. Segm.* 14.

gen. »Wohlan, würde man ohne Zweifel zu ihm »sagen, macht euch immer gefaßt, eine von jenen »Veränderungen euch gefallen zu lassen, die ihr be» »reits mehrmals erfahren zu haben vorgebet.«

Die traurige, und klägliche Miene des Heraclitus würde heut zu Tage von niemanden geachtet werden. Das allergünstigste Schicksal, das ihm noch etwan wiederfahren könnte, würde dieses seyn, daß man ihn für einen Narren hielte. Allein ich glaube nicht, wertheſter Yn-Che-Chan, daß er deßwegen eben so gar glücklich seyn würde, seit dem ich hier gesehen habe, daß ein Parlaments-Rath zu Paris aus der Stadt verwiesen worden ist, dessen Buch ganz sicher eine sehr glaubwürdige Entschuldigung von dem Gehirne des Verfassers bey sich führete. Die Inquisitore sind noch weit sträflicher, als die Policey-Richter. Folglich würde sich Heraclitus durch seine stetswährenden Thränen gar nicht retten. Er würde es vielmehr theuer bezahlen müssen, daß er geschrieben hat *, es sey alles aus dem Feuer entstanden, und alles würde von neuem in dasselbe verwandelt. Das unvermeidliche Schick-

sal

* Ἐδόκει δὲ αὐτῷ καθολικῶς μέν τάδε. Ἐκ πυρὸς τὰ πάντα συνεςάναι, καὶ εἰς τοῦτο ἀναλύεσθαι· πάντα δὲ γίνεσθαι καθ' εἱμαρμένην, καὶ διὰ τῆς ἐναντιοτροπῆς ἡρμόσθαι τὰ ὄντα. καὶ πάντα ψυχῶν εἶναι καὶ δαιμόνων πλήρη. Sunt autem ista, quæ illi ſummatim viſa ſunt: Ex igne cuncta conſtare, in eumque reſolvi omnia, fato omnia fieri, & ex converſione contraria quæ ſint, omnia congruere & coaptari, animarum item & dæmonum plena eſſe omnia. Id. *Lib. IX. Segm.* 6.

sal entscheide allein die Begebenheiten, die sich in der Welt zutrügen, und dieses ganze Weltgebäude sey mit Seelen und Dämonen angefüllet. „Wie! „würde es heissen, euer Lehrgebäude wirft die Höl„le, und was noch schlimmer ist, das Fegfeuer über „den Haufen! Fort nach der Bastille, in Paris, „und auf den Scheiterhaufen, in Madrit.“

Democrit würde, wenn er izt leben sollte, nicht so viel lachen, als er sonst gelachet hat. Wenn die Gelehrten in Frankreich solche Meynungen vertheidigten, wie die Seinigen waren, so möchten sie wohl ohne Zweifel so ernsthafte Händel zu thun bekommen, daß ihnen das Lachen darüber vergehen würde. Es würde dem Griechischen Weltweisen nichts helfen, wenn er gleich spräche: Meine Herren, ich habe einen so vortreflichen Geruch, daß ich an einem Mädgen, wenn es gleich sechs Schritte von mir entfernet ist, rieche ob es noch eine Jungfer ist *.

Ich

* Φησὶ δὲ Ἀθηνόδωρος ἐν ἡ Περιπάτων, ἐλθόντος Ἱπποκράτους πρὸς αὐτὸν, κελεῦσαι κομισθῆναι γάλα καὶ θεασάμενον τὸ γάλα, εἰπεῖν, εἶναι αἰγὸς πρωτοτόκου, καὶ μελαίνης. ὅθεν τὴν ἀκρίβειαν αὐτῷ θαυμάσαι τὸν Ἱπποκράτην ἀλλὰ καὶ κόρης ἀκολουθούσης τῷ Ἱπποκράτει, τῇ μὲν πρώτῃ ἡμέρᾳ ἀσπάσασθαι οὕτω, Χαῖρε κόρη. τῇ δ' ἑπομένῃ, Χαῖρε γύναι. καὶ ἦν ἡ κόρη τῆν νυκτὸς διεφθαρμένη. Refert autem Athenodorus in VIII. Deambulationum Libro, cum ad illum Hippocrates veniſſet, juſſiſſe afferri lac, inſpectoque lacte dixiſſe, & capellæ primi partus & nigræ eſſe. Unde maximum diligentiæ ſuæ miraculum Hippocrati feciſſe. Sed & puellam Hippocratis comitem, primo die ita ſalutaſſe: Salve virgo: poſtridie vero, Salve mu-

Ich weiß die wichtigsten Geheimnisse der Natur, und kann es durch den Geschmack entscheiden, ob die Milch von einer schwarzen, oder von einer weissen Ziege ist. Mich dünkt, ich höre die strengen Richter auf alles dieses also antworten: „Was „gehen uns alle eure Gaben, und alle eure Wissenschaften an. Eure Nase wird sogar den Leuten „und besonders dem Hofe zur Last, wo es schlechterdings nöthig ist, daß viele Halb-Jungfern noch „für vollkommene Jungfern angesehen, und angewendet werden. Es würde besser seyn, wenn ihr „einen übelriechenden Mund hättet, blind, buckicht, hinkend, und endlich in der Erkänntniß dem „allerdümmsten Thiere gleich wäret, als daß ihr gesaget habt, die Atomen wären die ersten Grunddinge aller Wesen, und in der menschlichen Erkänntniß wäre es niemals zu einer Gewißheit „zu bringen *. Diese leztere Meynung verdienet „die allernachdrücklichste Ahndung, sie beleidiget „uns auf eine ganz entsetzliche Weise. Denn ihr „müsset wissen, daß wir geistlichen Lehrer vorgeben, „und behaupten, daß uns gar nichts unbekannt ist. „Wie könnt ihr denn also in der Welt bekannt machen; es sey fast alles ungewiß? Fort, fort, zu „dem Feuer.“

Em-

lier; Fuerat enim puella nocte illa vitiata. Id. *Lib. IX. Segm.* 42.

* Ἀρχὰς εἶναι, τῶν ὅλων ἀτόμους, καὶ κενόν· τὰ δ' ἄλλα πάντα νενομίσθαι δοξάζεσθαι. ἀπείρους δὲ εἶναι κόσμους, καὶ γενητὰς, καὶ φθαρτὰς. Principia omnium esse atomos atque inane; cetera omnia opinandi incertitudine niti, infinitos esse mundos, generationi & corruptioni obnoxios. *Id. Ibid. Segm.* 44.

Empedocles würde, um sein Leben auf eine traurige, und merkwürdige Weise zu beschliessen, gar nicht nöthig haben, daß er sich in einen von den Abgründen des Berges Aetna stürzete. Man würde ihm schon Gelegenheit geben, in den Gefängnissen der heil. Inquisition, oder einer Festung dasjenige zu finden, was er auf jenem hohen Berge suchte. In Paris oder in Madrit würde man ihm nicht Zeit gegeben haben, fünf tausend Verse zu machen. Er dürfte nur diejenigen zu Ende bringen, in welchen er sagete, daß der Ursprung alltr Dinge lediglich und allein in den vier Elementen, in ihrer Uebereinstimmung, und in ihrer Uneinigkeit bestünde:* Sogleich würde ein Haufen Familiaren der heiligen Inquisition oder die Scharwache sich bey ihm einstellen, und ihn in irgend einen finstern Kerker führen, in welchem es ihm frey stünde, sein Gedicht zu vollenden.

Epikur, der es mit den Lehrsätzen des Demokrits zu halten pflegete, würde ohne allem Zweifel mit seinem Vorgänger einerley Schicksal zu gewarten haben. Es würde ihm nichts helfen, wenn er gleich die Vorstellung thäte, daß seine untadelhaften Sitten nicht allein die allerstrengsten Weltweisen des Alter-

* Δόκει δὲ αὐτῷ τάδε. Στοιχεῖα μὲν εἶναι τέτταρα, πῦρ, ὕδωρ, γῆν, ἀέρα. Φιλίαν δὲ, ἢ συγκρίνεται, καὶ νεῖκος, ᾧ διακρίνεται. Hæc autem illi visa sunt, ac placita: Elementa esse quatuor, ignem, aquam, terram, aërem, amicitiamque, qua copulentur, & discordiam, qua dissideant. Id. Lib. VIII. Segm. 76.

terthums, dergleichen Seneka einer war *, sondern auch berühmte Kirchenlehrer genöthiget haben, seinen herrlichen Tugenden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Alles würde umsonst seyn. In Spanien verbrennet man einen Menschen, weil er in der Naturlehre eine Meynung heget, die sich nicht mit der Meynung der Gottesgelehrten verträget. Ein anderer hingegen, welcher Blutschande treibet, sein Leben an lüderlichen Orten zubringet, und sich der allerschändlichsten Trunkenheit ergiebt, lebt in ungestörter Ruhe. Zu Paris kommt ein Mensch wegen eines metaphysischen Lehrsatzes in die Bastille. Ein anderer, der unzüchtige Weibspersonen unterhält, ein Kind, welches das Vermögen seines Vaters verspielt, und seine übrigen Geschwister um das ihrige bringt, ein Geistlicher, der mit einer Beyschläferinn lebet, alle diese Leute haben nichts zu befürchten. Sie sind glücklich, weil sie eine Lebensart erwählet haben, wo sie wenig Wissenschaft und viele Laster an sich zeigen, wobey sie freylich in China nicht weit kommen würden.

Du kannst gar nicht glauben, werther Yn-Che-Chan, wie gefährlich es sey, auch nur die geringste Meynung blicken zu lassen, welche durch die Geistlichen in die Zahl der Irrthümer gesetzet werden kann.

* In ea quidem ipse sententia sum (invitis hoc nostris popularibus dicam) sancta Epicurum & recta præcipere, etsi propius accesseris, tristia. Voluptas enim illa ad parvum & exile revocatur, & quam nos virtuti legem dicimus, eam ille dicit voluptati. Jubet illam parere naturæ, parum est autem luxuriæ, quod naturæ satis est. *Annæi Senecæ* de Vita beata ad Gallionem Fratrem Lib. unus. Cap. XIII.

kann. Weder Sokrates, noch Plato würden sich durch ihre Tugend Sicherheit verschaffen. Ja gewiß, lieber Yn-Che-Chan, sollte Sokrates, jener Grieche, der durch den Ausspruch des Apollo für den weisesten erkläret wurde, in Paris leben, es würden kaum acht Tage vorbeygehen, so sässe er schon in der Bastille. Er müste sich noch glücklich schätzen, daß er in einem Lande lebete, wo man die Leute nicht ihrer Lehre wegen verbrennet. Er würde noch damit wegkommen, daß er die Freyheit verlöre, und ein gefährlicher Ungläubiger hiese. Niemand würde es ihm zu gute halten, daß er gesagt hat, er wisse nichts weiter, als dieses, daß er nichts wisse *.

Die Lobsprüche, welche die alten Kirchenlehrer unter den Christen ehemals dem Plato beygeleget haben, würden ihm zu nichts dienen. Ohne Zweifel würde man sprechen: „Wir loben die Weltweisen, „ die nicht unserer Meynung sind, wenn wir uns „ in solchen Umständen befinden, daß sie in größerm „ Ansehen stehen, als wir.“ Dieses ist ein Grundsatz der Gottesgelehrten. Daher kommt es, daß die Mißionarien, so lange sie in China sind, den Büchern und der Lehre des Confucius immerfort lauter Lob wiederfahren lassen, ohngeachtet sie, wenn sie sich in Frankreich befänden, einen Menschen, der

* Τὸτ' εὖ ἄρχεσθαι μικρὸν μὲν μὴ εἶναι, παρὰ μικρὸν δέ. καὶ εἰδέναι μὲν μηδὲν, πλὴν αὐτὸ τοῦτο εἰδέναι. Ac bene incipere parvum non esse, sed magno proximum. Et scire se nihil præter hoc ipsum, quod nihil sciret. *Diog. Laert.* de Vit. & Dogmat. clar. Philos. Lib. II. Segm. 32.

so wie er denken wollte, verfolgen würden. Eben so ist es mit den alten Christlichen Lehrern gewesen, welche gewisse Griechische Weltweisen gelobet haben. Sie lebten zu einer Zeit, wo sie noch viele Heyden um sich hatten, und wo es mehr Leute mit diesen Weltweisen, als mit ihnen hielten. Die Klugheit hat es den Menschen zu aller Zeit angerathen, sich also zu verhalten.

Aristoteles, lieber Yn-Che-Chan, jener Aristoteles, der von den Christen gleichsam für ihren andern Gesetzgeber angesehen wurde, müste ganz gewiß, wenn er sich in Paris wieder sehen liesse, in die Bastille wandern. Was wäre es, wenn er gleich vorstellete, in was für großem Ansehen er so lange Zeit in allen Europäischen Schulen gestanden hätte? Man würde ihn mit allen seinen Einwendungen abweisen, indem man ihm darthäte, man bekenne seine Lehrsätze nicht anders, als dadurch, daß man sie verunstallte, und ihnen einen ganz andern Verstand gäbe, der von demjenigen, welchen er ihnen zu geben verlange, ganz unterschieden sey. Er würde auf eine sehr empfindliche Art gestrafet werden, weil er behauptet hat *, GOtt sey die Seele des ganzen Welt-

* Nunc etiam Aristotelis de anima mundi lustremus Philosophiam. Reprehendit eum Clemens Alexandrinus in *Protreptico*. f. 33. Ed. Heinf. Quod mundi animam deum esse existimans, & tamen providentiam divinam non ultra lunam demittens ipse a se dissentiat. Verba hæc sunt: ὅγε τῆς αἱρέσεως (τὸ περιπάτου) πατὴρ τῶν ὅλων ὁ νοήσας τὸν πατέρα τὸν καλούμενον ὕπατον ψυχὴν εἶναι τοῦ παντὸς οἴεται, τουτέστι τοῦ κόσμου τὴν ψυχὴν θεὸν ὑπολαμβάνων, αὐτὸς αὑτῷ περιπείρεται.

Weltgebäudes; Aber seine Vorsehung erstrecke sich weiter nicht, als auf die Dinge unter dem Monde. Seine Gedanken von den Seelen der Menschen würden eben keine bessere Aufnahme haben, und das Oberhaupt der Peripatetiker würde in der Bastille sterben müssen.

Hieraus siehest du, lieber Yn-Che-Chan, daß ich Recht habe, wenn ich behaupte, daß es in Europa wenig Länder giebt, wo nicht alle alten Weltweisen das Gefängniß, oder das Feuer zu gewarten haben würden. Vielleicht wirst du fragen, woher es gleichwohl komme, daß die Franzosen solche grosse Weltweisen unter sich gehabt haben. Besinne dich, daß ich dir bereits gesagt habe, es wären von Zeit zu Zeit einige Zwischenräume gewesen, da man die Freyheit zu denken nicht sogar sehr eingeschränket hat. Uber dieses will ich dir in Ansehung dieser Weltweisen ehestens einige merkwürdige, nicht sogar bekannte, Umstände erzählen, woraus du sehen wirst, daß sie viel Elend auszustehen gehabt haben. Lebe wohl.

Paris. —

ὁγὰρ τοι μέχρι τῆς σελήνης αὐτῆς διορίξων τὴν πρόνοιαν, ἔπειτα τὸν κόσμον θεὸν ἡγέμενος περιτρέπεται, τὸν ἄμοιρον τῷ θεῷ θεὸν δογματίζων. Exercitatio de Stoica mundi exustione &c. a *Jac. Thomasio* Eloqu. in Acad. Lipſ. Prof. P. Differt. XIV. p. 210.

Der sieben und vierzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Wenn man in Frankreich sich biß zu der Obrigkeitlichen Würde erheben will, so geschiehet dieses, lieber Yn-Che-Chan, auf eine ganz andere Weise, als man in China dahin zu gelangen trachtet. Es ist dir bekannt, daß bey uns der Kayser alle Ehren-Aemter nach den Verdiensten der Leute, die darum anhalten, austheilet. Die obersten Gerichts-Höfe schlagen Anfangs denjenigen vor, den sie für würdig achten, unter die Richter aufgenommen zu werden Findet der Fürst, daß ihre Wahl der Billigkeit gemäß ist, so billiget er sie. Glaubet er, daß sie nicht recht ist, so versaget er ihr seinen Beyfall, und ernennet eine verständigere und geschicktere Person, als diejenige ist, die man ihm vorgeschlagen hat. Es ist freylich für einen regierenden Herrn ein mühsames Werk, wenn er selbst in eigener Person jenes Gedränge von Mandarinen prüfen soll, wovon immerfort einige auf höhere Stufen steigen, und andere anfangen, die ersten Aemter anzutreten. Indessen mag dieses auch noch so mühsam seyn, so darf doch ein Fürst, der in China die durch die Grundgesetze des Reiches mit seinem Stande verbundenen Pflichten gebührend beobachten will, sich dergleichen umständliche Untersuchung nicht verdrieſſen lassen, sondern er muß vielmehr seinen vorzüglichen Fleiß darauf wenden. In Frankreich kann der Fürst mit seinen Räthen dergleichen Mühe ersparen. Es werden alle obrigkeitlichen Aemter verkauft, und sind bey den Familien erblich. Hier kauft man das Recht

die

die Leute zu richten eben so, wie ein Kaufmann in China einen Ballen Waare kauft. Jener hat nicht nöthig, mehrere Umstände zu machen, als dieser. Will ich etwan ein Mitglied eines obersten Gerichtes seyn, welches hier das Parlament genennet wird, so darf ich mich nur mit einem von den Richtern vergleichen. Er verkaufet mir seine Stelle, ich bezahle in der Canzeley die Gebühren für das mir zu dem Ende ausgefertigte Patent; Von nun an bin ich eine von den vornehmsten und angesehensten Obrigkeits-Personen in dem Reiche. Ehe ich in dem Gerichte, wovon ich vermittelst meines Geldes ein Mitglied werde, aufgenommen werden kann, muß ich mir freylich einige kleine Gebräuche gefallen lassen. Denn ich weiß der sogenannten Probe, die man hier den neuen Obrigkeitspersonen ablegen lässet, keinen andern Namen zu geben. Es ist ein wirkliches Possenspiel, und die Franzosen haben ihren Spott selbst darüber. Hier ist das, was ich vor etlichen Tagen in einem neuern Schriftsteller von dieser Sache gelesen habe *.

„Zwischen der Aufnahme des eingebildeten Kran-
„ken bey dem Moliere unter die Mitglieder der
„Fakultät, und junger Herren unter die Mitglieder
„der Gerichtshöfe, zu welchen sie gezogen werden,
„finde ich eine vollkommene Aehnlichkeit. Man
„verlanget von ihnen, daß sie ein paar Zeilen la-
„teinisch herlesen, die sie sich durch irgend einen
„guten Freund haben aufsetzen lassen. Die Obrig-

* Lettres Morales & Critiques sur les differens Etats & les diverses occupations des hommes, par Mr. *le Marquis d'Argens*, p. 39. Lett. III.

» keits-Personen, denen es aufgetragen ist, sie zu
» prüfen, sagen es jenen voraus, was für Einwürfe
» sie ihnen machen wollen. Jene lernen die Einwen-
» dungen sowohl, als die Gegenantworten auswen-
» dig. Die ganze Wissenschaft, die man nöthig hat,
» um über das Leben, und Vermögen der Menschen
» einen richterlichen Ausspruch thun zu können, be-
» stehet in dem Vermögen, zwo oder drey Seiten
» Lateinisch im Gedächtnüsse zu behalten. Ohnge-
» achtet es den Leuten überaus leicht gemacht wird,
» wenn sie unter die Mitglieder eines obern Gerichts-
» hofes aufgenommen werden wollen, so geschiehet
» es doch wohl zuweilen, daß dieser und jener dem-
» jenigen, was man von ihm verlanget, nicht ein-
» mal eine Gnüge leisten kann. Er stottert die Re-
» de, die ihm ein anderer aufgesezt hat, sehr elend
» her, und beantwortet einen Einwurf, durch die
» Widerlegung eines andern. Hierüber wird den
» Anwesenden ein wenig bange. Weil man es aber
» gleichwohl nicht Umgang haben kann, das neue
» Mitglied aufzunehmen, da es seine Stelle bezah-
» let hat, so ist man auf ein sehr posierliches Hülfs-
» Mittel gefallen, wodurch man es so einzurichten
» weiß, daß die Unwissenheit der neuen Obrigkeits-
» Personen sich mit den Pflichten ihres Amtes ver-
» trägt. Man rückt in die Ausfertigung über ihre
» Aufnahme etliche Zeilen ein, deren Inhalt darin-
» nen besteht, daß man sie in die Versammlung auf-
» nimmt, weil man das Vertrauen heget, sie wer-
» den künftighin die, ihnen nöthige, Wissenschaft
» zu erlernen trachten. Dadurch werden auf einmal
» alle Hinderniße aus dem Wege geräumet, und mit
» ein paar lateinischen Worten, und zwanzig tausend

» Thalern kann der allerunwissendste Mensch nach
» seinem Belieben ein Parlement im Königreiche er-
» wählen, um darinnen die allerwichtigsten Geschäf-
» ten zu entscheiden.«

Hierbey darf ich nicht unangemerkt lassen, lieber Yn-Che-Chan, daß der Verfasser der izt angeführten Worte von dem, was in den obern Gerichtshöfen vorgehet, vollkommene Wissenschaft hat. Aus unterschiedenen Schriften, die von ihm herrühren, erhellet, daß er von seiner Kindheit an zu einem von den vornehmsten gerichtlichen Aemtern bestimmt gewesen ist. Seit dem ich hier bin, habe ich etliche male Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen, und da ich dieserwegen mit ihm gesprochen habe, so hat er mir gesagt: » Sie können gar nicht glauben, mein Herr,
» wie sehr die Erlernung der Sprachen, der schönen
» Wissenschaften, und der Rechte von jungen Leu-
» ten, die sich die vornehmsten Aemter in den Par-
» lamentern zu verwalten vorgenommen haben, ver-
» absäumet wird. Ich will Ihnen eine Geschichte
» erzählen, wobey ich eine von den Hauptpersonen
» gewesen bin, und die Ihnen ohne allen Zweifel
» sehr posierlich vorkommen wird. Da ich das Amt
» eines Sub** des P. G. über mir hatte, und in
» der künftigen Zeit dieses leztere Amt erhalten sollte,
» wollte sich einer von meinen Freunden unter die
» Anzahl der Mitglieder eines von den vornehmsten
» Gerichts-Höfen in dem Königreiche aufnehmen las-
» sen. Er gab für seine Ehrenstelle neunzig tausend
» Livres. An Reichthume fehlete es ihm nicht: Er
» war ferner von vornehmer Familie, und man konnte
» ihm sogar das Lob eines ehrlichen Mannes nicht

» abſprechen. Hingegen war ſeine Unwiſſenheit über
» alle Maaſen groß, und er war in ſeinem Leben auf
» keiner Univerſität geweſen. Sechs Monate lang
» ſammlete er Zeugniſſe auf der Univerſität * * *.
» Nach der Zeit verlangte er, man ſollte ihn unter
» die Licenziaten aufnehmen. Es wurde ſeinem Ver-
» langen Gnüge geleiſtet, und er wurde zu dem Ex-
» amen gelaſſen. Einige Tage vor der öffentlichen
» Verſammlung der Facultiſten thaten ihm die Pro-
» feſſoren zu wiſſen, was für Fragen ſie ihm über
» das aufgegebene Geſetz vorlegen würden. Ich,
» der ich die Ehre habe, mit ihnen zu reden, ſezte
» ihm die lateiniſche Rede auf, die er herſagen ſollte.
» Ich gab mir alle Mühe es dahin zu bringen, daß
» er ſie auswendig lernen möchte, und biß auf einige
» Fehler in der Ausſprache, die er von Zeit zu Zeit
» machte, in dem er die Worte verſtümmelte, er-
» reichete ich ſo ziemlich meinen Endzweck. Da der,
» zu ſeiner Prüfung, angeſezte Tag herbeykam, ſo
» beſorgte ich, der Candidate möchte bey dem An-
» blicke einer ſehr zahlreichen Verſammlung in Furcht
» gerathen, und darüber in ſeiner Rede ſtecken blei-
» ben. Ich bat deswegen einen Profeſſor, der mein
» guter Freund war, er möchte mir erlauben, daß
» ich mich, ehe die öffentliche Handlung ihren An-
» fang nähme, unter einer großen Tafel verſtecken
» dürfte, die mit einem biß auf den Erdboden han-
» genden Teppiche bekleidet war, und hinter welcher
» der künftige Herr Licenziat theils ſeine Rede hal-
» ten, theils auf die Fragen aus dem Bürgerlichen
» ſowohl, als aus dem geiſtlichen Rechte antworten
» muſte. Das, was ich verlangte, wurde mir ohne
» Schwierigkeit bewilliget. Einer von meinen Freun-

» den, der bey dieser Unterredung zugegen war, hielt
» diesen Auftritt für so kurzweilig, daß ihm die Lust
» ankam, sich mit mir zugleich unter dem Tische zu
» verstecken. Zum Unglücke verhielt er sich dabey
» so unbedachtsam, und übereilt, daß er uns beynahe den ganzen Kram verderbet hätte. Denn
» nachdem der Herr Licenziat seine Rede mit genauer
» Noth hergesaget hatte, so machten wir uns Hoffnung, daß das übrige alles nach unserem Wunsche
» gehen sollte. Indessen that einer von den Herren
» Beysitzern mit einer sehr gravitätischen Miene die
» Frage aus dem Bürgerlichen Rechte an ihn, wovon er länger, als acht Tage vorher, Nachricht
» erhalten hatte. Hierauf ertheilte der Herr Candidat die Antwort, die sich auf die Frage aus dem
» Geistlichen Rechte schickte. Da er sich auf eine
» solche Weise verirrete, so erhub sich unter der ganzen Versammlung ein ziemlich lautes Gemurmel.
» Die Professoren schlugen die Augen nieder, die
» übrigen Docktore räusperten sich, sie husteten, sie
» putzten sich die Nase, und dieses Geräusche machte, daß unser Redner nicht verstund, was wir ihm
» unter dem Tische hervor zuruften. Wir mochten
» ihn noch so sehr an die Schienbeine stossen, und
» zurufen. Das ist nicht die rechte Antwort. Sie
» haben sich versehen. Es half alles nichts, er
» fuhr in dem fort, was er einmal angefangen hatte, und der Lärmen unter den Leuten wurde immer gröser. Endlich verging demjenigen, der
» neben mir unter der Tafel stack, die Gedult, und
» er hub, ohne sich zu besinnen, was er that, in
» der Ubereilung den Teppich in die Höhe, streckte
» seinen Kopf hervor, daß ihn die ganze Versamm-

» lung sehen konnte, und schrie: Zum Teufel, hö-
» ren Sie denn nicht, daß sie auf die vorgelegte
e Frage, die unrechte Antwort ertheilen? Bey
» dem Anblicke dieses Kopfes, der unter dem Tische
» hervorkam, stunden alle Professoren und Beysitzer
» auf, und verliessen ihre Plätze. Ein alter Dock-
» tor sagte mit einer stammelnden und rauhen Stim-
» me: Ist das nicht eine Schande! Wenn die Uni-
» versität bey Ehren bleiben soll, so müssen wir
» den Candidaten schlechterdings abweisen. Mei-
» ne Einwilligung hat er nimmermehr. Die mei-
» nige bekommt er eben so wenig, sagte ein anderer
» Docktor.“

» Unter der Zeit, da der Lärmen an allen Orten
» überhand nahm, hatten wir uns nicht allein un-
» ter der Tafel hervor, sondern auch aus dem Saale
» hinausgemacht. Unser guter Freund machte sich
» nun schon darauf gefaßt, daß er zu einem zweyten
» Examen genöthiget, und zu dem Ende auf eine
» sechs monatliche Zeit hinaus geschoben werden
» würde. Man kündigte ihm an, er sollte seinen
» Abtritt nehmen. Während seiner Abwesenheit
» gingen die Herren untereinander zu Rathe, was
» sie mit ihm anfangen sollten. Nach einem ziemli-
» chen Wortwechsel redete einer von den Professoren,
» der unserm Candidaten wohl wollte, den übrigen
» zu, daß sie insgesammt ruhig wurden. Meine
» Herren, sagte er, überlegen sie doch ohnmaß-
» geblich, daß der Herr * * * die Präsidenten-
n Stelle in dem * * * gekauft hat. Dieses Amt
» kann ihm nun niemand nehmen. Können wir
» denn was dafür, daß er nicht gelehrt ist? Die

„ Schuld lieget lediglich an ihm. Wollen wir
„ ihn abweisen, so gehet er irgend an eine andere
„ Universität, und lässet sich zum Licenziaten
„ machen. Hat er hernach sein Amt angetreten,
„ so wird er nicht nur auf die ganze Universität,
„ sondern auch auf ein jedes einzelnes Mitglied
„ derselben einen unversöhnlichen Haß werfen,
„ und unser Todfeind werden. Was haben wir
„ denn eben für Ursache, daß wir uns mächtige
„ und fürchterliche Feinde auf den Halß ziehen,
„ die uns bey unzählichen Gelegenheiten schaden
„ können? Der Herr * * * wird wohl künftighin
„ fleißig seyn, daß er etwas lernet, und der ein-
„ geführte Schlendrian vor Gerichte wird ihm
„ mehr Unterricht, als die Bücher geben. Uber
„ dieses, wenn wir ihn unter die Licenziaten auf-
„ genommen haben, so überlassen wir es hernach
„ dem Gerichte, wo er eine Stelle erhalten soll,
„ darüber zu urtheilen, ob er im Stande ist, sein
„ Amt gehörig zu verwalten. Was lieget denn
„ uns daran, die Obrigkeits-Personen mögen ge-
„ lehrt, oder nicht gelehrt seyn, wenn sie nur
„ unsere Freunde sind? Die vernünftigen Vorstel-
„ lungen des Professors hatten die gesuchte Wirkung.
„ Wir hatten zu unserer Verwunderung das unver-
„ muthete Vergnügen, daß wir unsern Freund in
„ der Versammlung sahen. Man nahm ihn zum
„ Licenziaten an, und es wurde ihm nach der Zeit
„ auf die gewöhnliche Art Glück gewünschet. Etli-
„ che Tage darnach kam der nöthige Bestallungs-
„ Brief zu seiner Präsidenten-Würde vom Hofe an,
„ und er wurde von allen seinen Herren Amts-Brü-
„ dern für würdig erkläret unter ihre Anzahl auf-
„ genommen zu werden.

Diese Geschichte, wertheſter Yn-Che-Chan, kam mir ſo kurzweilig vor, daß es mir ſchwer geweſen ſeyn würde, ihr Glauben zuzuſtellen, wenn ich nicht von der Aufrichtigkeit des Franzoſen, der mir dieſelbe erzählete, vollkommen überzeugt geweſen wäre: Wiewohl ich auch, ſeit dem ich hier bin, mehr als zu wohl wahrgenommen habe, daß man ſich gar wenig Mühe giebt, es zu hindern, daß die Aemter nicht durch Leute beſezt werden, welche unvermögend ſind, denſelben gebührend vorzuſtehen. Indeſſen iſt es allerdings nach dem Zuſtande, in welchem ſich die Sachen gegenwärtig befinden, faſt unmöglich, dieſer Unbequemlichkeit abzuhelfen. Da die Ehrenſtellen einmal einen Theil der Erbgüter ausmachen, wie kann man ſie ſolchen Leuten vorenthalten, welche davon die Eigenthümer ſind?

Du wunderſt dich vielleicht, lieber Yn-Che-Chan, warum man es nicht ſo einrichtet, daß die Aemter nicht mehr verkaufet werden. Dieſes aber läßt ſich nicht thun, ohne den Untergang der älteſten und beſten Familien in den vornehmſten Städten zu befördern. Die Vorfahren der Richter, welche gegenwärtig leben, haben, um dieſe Aemter erblich zu erhalten, dem Fürſten einen Theil von ihrem Vermögen gegeben. Die Gewinnſucht der erſten Regenten des Landes, welche die Aemter verkaufet haben, hat in Frankreich ein Unheil veranlaſſet, dem gar nicht abgeholfen werden kann, wenn man ſich gleich noch ſo ſehr nach einem Hülfs-Mittel dagegen umſiehet. Läſſet man die Sachen auf dem Fuße, wie ſie ſich gegenwärtig befinden, ſo werden die Unbequemlichkeiten, wovon ich dir geſaget habe, beſtändig fort-

dau-

dauern. Will man die Aemter nicht weiter verkaufen lassen, so richtet man die Hälfte des Königreichs ganz und gar zu Grunde. Denn du kannst dir gar nicht vorstellen, wieviel theils große, theils kleine Aemter in Frankreich erblich sind.

Mich dünkt, es wäre wohl etwan ein Mittel zu finden, wodurch man diesen beyden Schwierigkeiten abhelfen könnte. Es dürfte nur der Landes-Herr den Fehler, den seine Vorgänger gemacht haben, dadurch verbessern, daß er den Richtern das, für die Aemter entrichtete Geld zurückgäbe, und künftighin lauter solche Leute dazu ernennete, die dieselben nach Würden zu verwalten im Stande sind. Dieses aber ist beynahe eine unmögliche Sache. Theils würde hierzu eine ganz erstaunende Menge Geld erfordert, die den königlichen Schatz eben so sehr, als der längste, und verderblichste Krieg erschöpfen würde. Theils könnte man vielleicht ein Ubel verbessern, und dagegen ein viel größeres veranlassen. Es würde nöthig seyn, die Unterthanen mit neuen Abgaben zu beläſtigen, damit das Geld wieder einkäme, das der König aufgewendet hat. Solchergestallt würden die Unterthanen den Vortheil, daß sie nicht weiter durch Erbrichter geurtheilet werden, sehr theuer erkaufen müssen. So siehet es gegenwärtig, werther Yn-Che-Chan, mit der Handhabung der Gerechtigkeit in Frankreich aus, und es ist freylich in diesem Stücke ganz anders, als in China. Daselbst erheben lediglich Verdienste, und die Känntniß der Gesetze zu großen Ehren-Aemtern. Umsonst ist ein Mensch reich. Er hat weiter keine Vortheile, als solche, die ihm sein Reichthum geben kann. An

den-

denjenigen, welche der Tugend und den, zum Glücke der Menschen, und zu Aufrechterhaltung der menschlichen Gesellschaft nützlichen und nöthigen, Wissenschaften vorbehalten sind, darf er nicht den geringsten Anspruch machen.

Die ersten Landes-Herren, welche in Frankreich die Aemter verkaufet haben, hätten ihren Unterthanen kein schlimmeres Unglück zufügen können, wenn sie gleich die allerdeutlichsten Gesetze insgesammt mit allem Fleiße verdunkelt hätten. Denn wird nicht die beste Sache in den Händen eines unwissenden Richters zweifelhaft, und gar oft schlimm? Franzosen, die vor Gerichte eine Sache auszuführen haben, sind in meinen Gedanken nicht besser dran, als Leute, die sich durch Blinde müssen leiten lassen. Ihr Vermögen, ihr Leben, ihre Wohlfahrt, ihre Ruhe, kurz alles beruhet auf der Entscheidung eines einzigen Menschen, der zu seiner Gewalt darüber weiter keinen Grund als diesen angeben kann, weil sein Vater, und Großvater sie von dem Aeltervater geerbet haben. In dieser langen Geschlechtsfolge von Obrigkeitspersonen wird man wohl kaum einen einzigen finden, der in China für würdig geachtet werden könnte, daß man ihm das Amt eines kleinen Mandarins anvertrauete. Das allerschlimmste für die Franzosen ist dieses, daß es gar nicht möglich ist, ihnen ein besseres Schicksal zu gewähren, der Landes-Herr mag auch gleich noch so sehr dazu geneigt seyn. Trauriger Beweiß von dem Unheil, welches gewisse Fürsten anrichten können, weil ihm ganz und gar nicht wieder abgeholfen werden kann, und für die armen Unterthanen weiter kein Trost übrig bleibt,

als daß sie sagen: Wir büssen für die Fehler unserer vormaligen Landesherren!

Lebe wohl, und gieb mir so oft, als es dir nur möglich ist, von dir und deinen Umständen Nachricht.

Paris. —

Der acht und vierzigste Brief.

Sioeu Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die obersten Gerichts-Höfe, wehrtester Yn-Che-Chan, denen man hier zu Lande den Namen Parlament zu geben pfleget, können mit dem Gerichte der Cato-Nase, oder öffentlichen Sittenrichter verglichen werden. Die Chinesischen Obrigkeiten halten die unter ihnen stehenden Gerichten in der Furcht, und bey der Beobachtung der Gesetze. Die Parlamenter prüfen die Entscheidungen der übrigen Gerichts-Höfe, sie erklären dieselben für gültig, oder für ungültig, in wie ferne sie ihnen billig, oder ungerecht zu seyn scheinen. Dieses ist nicht der einzige Umstand, worinnen die Parlamenter mit den Chinesischen Sittenrichtern eine große Aehnlichkeit haben. Sie sind so, wie jene durch die Grundgesetze des Staats zu dem Ende gestifftet, daß sie die Werkzeuge seyn sollen, deren sich der Unterthan bedienet, um zu dem Throne des Fürsten zu gelangen, und, daß sie dem Fürsten die Rechte und Freyheiten des Volks, mit der gebührenden Ehrerbietung vorstellen.

Die Sitten-Richter haben von langen Zeiten her den Kayſern dasjenige, was ſie ihnen zum Beſten des Reichs zu ſagen für ihre Schuldigkeit achteten, mit einer edlen Freymüthigkeit geſaget. Recht-ſchaffene Fürſten haben ſich ihre Erinnerungen zu Nutzen gemacht; Tyrannen haben ſie verachtet oder geſtrafet. Alsdenn aber hat ſich auch die ganze Nation der Drangſalen ihrer edelmüthigen Vertheidiger angenommen; Sie hat gegen dieſe Väter des Vaterlandes die gröſte Ehrerbietung blicken laſſen; Sie hat über die Begegnung, die ihnen wiederfuhr, das gröſte Mitleiden bezeiget; Sie hat ihnen den Namen der Märtyrer für das gemeine Beſte beygeleget; Kurz ſie hat alle Kennzeichen der Ehre gegen ſie verſchwendet, wodurch ſich jene wegen der Ungnade ihres Fürſten vollkommen für ſchadloß achteten. Daher bemerket man auch noch alle Tage, daß ſie Merkmale eines ſtandhaften Muthes, und einer beſondern Großmuth an den Tag legen. Sobald als es die Wohlfahrt des Staats erfordert, ſchonen ſie weder große Herren, noch Vice-Könige, noch Mandarine, der Kayſer mag ihnen gleich noch ſo großen Schutz angedeyhen laſſen, und ſie ſelbſt mögen gleich davon, daß ſie eine ſo groſſe Unerſchrockenheit bezeigen, noch ſo viele Gefahr zu befürchten haben. Die Liebe zum Ruhme, und die Pflichten ihres Amtes behalten über alles andere die Oberhand. Sobald es darauf ankommt, daß ſie ihrem Amte Gnüge leiſten ſollen, achten ſie die Ungnade des Fürſten, und ſogar den Todt ſelbſt nicht im geringſten. Man hat es noch niemals erlebet, daß das Gericht unſerer weiſen Sittenrichter von ſeinem Verfahren abgegangen iſt, wenn es glaubete, dieſes

sey der Billigkeit und den Vorschrifften einer weisen Regierung gemäß. Seine Standhaftigkeit ist das einzige, zu welchem sich die Unterthanen wenden können. Denn der Fürst hat beynahe eine unumschränkte Gewalt; Würden sie also nicht höchst unglücklich seyn, wenn sie nicht wenigstens sich damit zu helfen wüsten, daß sie wider den Mißbrauch einer so weit sich erstreckenden Gewalt gehörige Vorstellungen thun könnten? Tugendhafte Fursten haben selbst erkannt, daß diese zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen so heilsame Gesetze, eben so gut auch für sie selbst großen Nutzen haben, immasen sie dadurch gehindert werden, daß sie sich nicht durch Schmeichler betrügen, durch Bosewichter verführen, und durch die niederträchtige Gefälligkeit der Hofleute, oder durch den unruhigen Geist gewisser Räthe von dem rechten Wege ableiten lassen. Sie haben wahrgenommen, daß sie sich gar nicht in den Sinn kommen lassen dürfen, der Nation diesen Vortheil zu entziehen, ohne sich selbst bey der Nachkommenschafft in die üble Nachrede eines Tyrannen zu bringen, der seinen Unterthanen alle Wege versperret, auf welchen die Noth, womit sie gedrücket werden, an sie gelangen kann.

Man betrachte einmal das Leben solcher Fürsten, welche den öffentlichen Sittenrichtern viel Leid zugefüget haben, so wird man sehen, daß es durch tausend schändliche Laster beflecket ist. Die Tugend fürchtet sich für keinem guten Rathe, die wahre Grösse suchet ihn auf, das Laster scheuet sich dafür, und die Eitelkeit findet sich dadurch beleidiget.

Ich räume gern ein, daß die Vorstellungen der Sittenrichter den Gesinnungen, und Verlangen der Fürsten gemäß sind. Es hat sich bißweilen zugetragen, daß Väter des Vaterlandes die Ungnade eines Lieblings, oder die Abschaffung irgend einer neuen Gewohnheit, die durch den Hof für genehm gehalten worden, aber den Grund-Gesetzen des Staats zuwider war, verlanget haben. Was ist daraus erfolget, da der Fürst seinen Ruhm demjenigen, was seinen Geschmack schmeichelte, vorzog, und sich den weisen Vorstellungen, die man ihm that, gemäß verhielt? Der ganze Staat, in dessen Namen der Sittenrichter redete, hat die Gnade seines Fürsten öffentlich bekannt gemacht. Die Großen haben ihre Stimme mit der Stimme des Volkes vereiniget, und die Nachkommenschaft hat alle die Lobeserhebungen, die man ihm auf eine so gerechte Weise beygeleget hatte, bestätiget. Nun halte man dergleichen Annehmlichkeiten gegen das geringe Mißvergnügen, das man empfindet, wenn man in gewissen Fällen seine Neigungen nicht befriedigen darf. Es wird sich gar bald zeigen, ob derjenige werth ist, ein Fürst zu heißen, der sich noch lange besinnet, wenn die Frage ist, ob er sich den Gesetzen, oder lediglich seinem Eigensinne gemäß verhalten soll.

Unter allen Stiftungen, die wir in China haben, ist das Sittenrichter-Amt für den Staat ohne Zweifel eine von den allerschätzbarsten. Wir wollen doch ja recht sorgfältig darauf halten, und ihre Dauer für die Dauer der Wohlfahrt unseres Reichs achten. Wir wollen mit Aemtern, welche auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe abzielen, allemal

den Begrif der Großmuth verbinden. Wir wollen diejenigen, die sie verwalten, für die Verdrüßlichkeiten, die sie von dem Hofe zu dulten haben, durch unsere Hochachtung schadloß halten, und die verhaßten Namen solcher Fürsten, die ihnen übel begegnen, mit Verachtung auf die Nachwelt fortpflanzen. Der Abscheu, den man gegen sie alsdenn bezeiget, wird andere Fürsten daran hindern, daß sie es ihnen nicht nachthun. Nichts ist mehr im Stande, die Großen, wenn sich anders in ihnen eine Liebe zum Ruhme befindet, auf bessere Gedanken zu bringen, als wenn sie die häßlichen Abbildungen schlechter Fürsten, die ihre Vorgänger gewesen sind, vor Augen haben.

Die Franzosen, mein lieber Yn-Che-Chan, können bey ihren Parlamentern eben so, wie wir bey unsern Sittenrichtern, Hülfe suchen. Diese hohen Gesellschafften sind gegen ihre Fürsten allezeit getreu, sie sind allezeit auf die Behauptung der Landesherrlichen Rechte bedacht, und dieses auch sogar alsdenn, wenn es das Ansehen hat, als ob sie dieselben aus der Acht liesen. Eben diese bringen auch die Beschwerden, und die Nothdurft der Unterthanen vor den Thron des Fürsten. Zuweilen ist es ihnen eben so, wie unsern Sittenrichtern ergangen, und sie haben dabey eine eben so grose Gedult und Standhaftigkeit bewiesen. Man hat ihnen verboten, etwas anzubringen, man hat sie verbannet. Zuweilen sind wohl gar unterschiedene von den Mitgliedern in fürchterliche Gefängnisse gesetzet worden. Doch diese Väter des Vaterlandes waren in ihrer Gefangenschafft die allergetreuesten Unterthanen der

Fürsten, deren Ungnade sie fühleten, und die aller-aufrichtigsten Dolmetscher der Unterthanen, die durch ihren Mund redeten.

Für das Parlament zu Paris ist es kein geringer Ruhm, daß dieses in dem ganzen Königreiche die einzige Zunft gewesen ist, die sich in den Zeiten der Trübsal, und der Unruhe allemal gegen ihren König getreu erwiesen hat.

Zu der Zeit des gräulichen Bürgerlichen Krieges hatte ein Haufen aufrührischer Geistlichen, die durch den Römischen Bischof unterstützet worden, die Absicht, dem Königlichen Hause die Krone zu entwenden. Drey Viertheile von den Franzosen liesen sich vermittelst eines schändlichen Aberglaubens von diesen falschen Kirchenlehrern verführen, daß sie zu ihren strafbaren Absichten die Hand boten. Ohngeachtet das Parlament zu Paris um und um mit Aufwieglern umgeben, und von der Religion des rechtmäsigen Erbens der Krone ganz und gar verschieden war, so ging es doch von seiner Treue nicht im mindesten ab. Unterschiedene von den Mitgliedern desselben verlohren darüber die Freyheit. Ein Rebelle mit Namen, Bussi-le-Clerc, der anfänglich, seiner Handthierung nach, ein Fechtmeister gewesen war, kam in Begleitung etlicher nichtswürdiger Buben, von derjenigen Rotte, worunter er einer von den hauptsächlichsten Rädelsführern war, in das Zimmer, wo sich das Parlament veesammlet hatte. Er verlangte von ihm, es sollte das Königliche Hauß nicht für rechtmäsig erkennen; da er sahe, daß ihm sein Vorhaben nicht gelingen wollte,

so schleppete dieser Verräther die aller ehrwürdigsten von diesen weisen und getreuen Obrigkeits-Personen in das Gefängniß, wo er ihnen nichts weiter, als Brod und Wasser, zu ihrem Unterhalte reichen ließ.

Bedenke mir einmal, wertheſter Yn-Che-Chan! Eben zu der Zeit, da das Parlament zu Paris andern von einer so großen Standhafftigkeit, und so edlen Tugend ein überaus herrliches Beyspiel gab, ließen es die sämtlichen Mönchs-Klöster nicht dabey bewenden, daß sie die Aufrührer anhetzten, sondern sie griffen selbst zu den Waffen. Damals sahe man zwölftausend Mönche mit dem Harnische auf der Brust in geschlossenen Gliedern unter Anführung eines Bischofs * auf den Gassen von Paris herum ziehen. Gleichwohl haben die Parlamenter gar oft seit der Zeit zu ihrem großen Verdrusse gegen eben diese Geistlichen Rebellen den Kürzern gezogen. Es ist nicht anders, als habe der Hof fast bey allen Gelegenheiten die Treue der Parlamenter, und die Meuterey der Geistlichen zu vergessen sich eifrigst angelegen seyn lassen.

Die Ursache, warum sich die Geistlichen gegen diese weisen und tugendhaften Väter des Vaterlandes immerfort feindselig beweisen, ist die besondere Standhaftigkeit, die sie zu allen Zeiten an den Tag geleget haben, wenn es darauf ankam, daß sie sich den widerrechtlichen Eingriffen des Römischen Hofes widersetzen, und die Vorrechte des Königreichs vertheidigen sollten. Man möchte beynahe sagen, wer-

* Wilhelm Rose, Bischof von Senlis.

thester Yn-Che-Chan, die Geschichte der Parlamenter, und die Geschichte von der französischen Freyheit und von dem Ruhme des Landesherren sey einerley.

In den Kriegen des dreyzehenten Jahrhundertes nach der Europäischen Zeitrechnung saß ein gewisser Gregorius der Neunte auf dem Päbstlichen Stuhle. Diesem war es nicht genug, daß er den Kayser Friedrich den Zweyten, mit welchem er verschiedene Streitigkeiten hatte, in den Bann that, sondern er bot auch dem Bruder eines Königes von Frankreich die Kayserliche Krone an. Das Parlament zu Paris, welches damals im Königreiche das einzige war, that seinem Landesherrn die weise Vorstellung, der Pabst habe keinesweges das Recht einen Kayser abzusetzen, und es sey wider alles Recht und Billigkeit, wenn der Bruder eines Königes in Frankreich eine Krone von der Hand eines Mannes annehmen wollte der rechtmäsiger Weise gar nichts darüber zu befehlen hätte. Durch diesen klugen Ausspruch hinderte das Parlament auf der einen Seite, daß sich der König durch die aus Staats-Absichten geschehenen Anbietungen nicht verführen ließ; auf der andern Seite aber schützte es zugleich alle regierenden Häupter in Europa bey ihren Rechten.

Es werden ohngefähr zweyhundert Jahre seyn, daß eben dieses Parlament eine sehr strenge Schrifft wider die Schrifft eines andern Römischen Bischofs öffentlich bekannt machte, worinnen er sich an allen gekrönten Häuptern vergangen hatte *. Bey einer andern Gelegenheit that es dem Könige Ludwig XII. eben

* Im Jahre 1570 wider die Bulle In Cœna Domini.

eben so weise, als herzhafte und nachdrückliche Vorstellungen. Unter der Regierung Heinrichs des Dritten that es sich, wie ich dir bereits erzählet habe, durch seine Standhaftigkeit, und Treue hervor. Unter Heinrichen dem Vierten ließ es bey Gelegenheit der boßhafften Unternehmungen wider die Person des gemeldeten Fürsten seinen Eifer blicken. Es verbannete die Jesuiten, und wieß sie insgesammt aus dem Königreiche. Wie der König sie zurückberuffen wolte, so sezte es sich mit aller Gewalt darwider. Hätte dieser Monarch sich die Rathschläge seiner überaus klugen, und ganz besonders getreuen Unterthanen zu Nutzen gemacht, so würde er dem unglücklichen Streiche unter welchem er unterliegen muste, gantz sicher haben ausweichen können.

Zu den Zeiten Ludwigs des Dreyzehenten ließ sich das Parlament durchaus nicht bewegen, den bürgerlichen Kriegen beyzutreten. Es muste zu seiner grossen Kränkung sehen, daß ein Königlicher Rath aus dem geistlichen Stande, ein Feind seines Vaterlands, die vorzüglichsten Rechte desselben abschaffete und zernichtete. Es widersetzte sich, so viel als tugendhaffte, und stets getreue Unterthanen es thun konnten. Es führte Beschwerden, ohne die tiefste Ehrfurcht zu vergessen, die es demjenigen, bey welchem es seine Klagen anbrachte, zu beweisen schuldig war. Unter Ludwigen dem Vierzehenten bemühete es sich aus allen Kräfften, daß ein geitziger und schalkhaffter Italiener, der sich auf Kosten des Staats bereicherte, ihn nicht ganz und gar in das Verderben stürzen möchte. Es brauchte dazu seine möglichste Gewalt. Doch da es ihn aus dem Lande verdränget hatte, so

muste es kurtz darnach zu seinem grossen Leidwesen sehen, daß er mit vielem Frolocken zurück kam, und das Reich biß an das Ende seines Lebens plünderte. Unter der Minderjährigkeit des jtztregierenden Königes widersetzte es sich der Ausführung eines Entwurfs, der auf den Untergang des Staats abzielte, und ihn beynahe in das Verderben gestürzet hätte. Der Danck für diese nützliche Vorstellung war dieser, daß der Printz, der den Staat verwaltete, das Parlament vom Hofe verbannete. Damals erblickte man ein Beyspiel einer gewalthätigten Herrschafft, dergleichen in Franckreich noch nicht erhöret gewesen war. Ein Haufen Soldaten besetzte den Versammlungs-Platz, wo dem Volke die rechtlichen Aussprüche ertheilet wurden, und führete die Väter des Vaterlandes, die eintzigen unter den Franzosen, die ihrer ersten Stamm-Väter würdig sind, mit verächtlichen Mienen aus der Stadt hinaus.

Der jtztregierende junge Monarch verhält sich, unter der Anführung der klugen Rathschläge eines Tugendhafften Ministers, gegen sein Parlament viel gnädiger, und gelinder, als sein Herr Groß- und Großgroßvater *. O wenn er doch seinen Unterthanen

* Diese Worte habe ich vor ohngefähr fünf und zwantzig Jahren geschrieben. Seit der Zeit haben sich die Umstände überaus sehr geändert. Ein gewißer Trieb des Schwindels und der Unabhängigkeit hat sich nach und nach bey den Parlamentern eingeschlichen, und es soweit gebracht, daß sie sich auf unzählige Art vergangen haben. Es ist ihnen entfallen, daß das Recht Vorstellungen zu thun niemanden erlaubet, ungehorsam zu seyn. Sie sind auf Ausschweifungen gerathen, die der Landes-Herr ohngeachtet der ihm angebohrnen Huld

mit

nen zum Besten immerfort bey so guten Gesinnungen bliebe: Sein Ruhm wird ohne den mindesten Schandfleck

mit Gewalt zu hemmen genöthiget worden ist. Beynahe möchte man sagen, in allen Händeln, wo die Parlamenter mit Ludwigen dem Funfzehenten in Uneinigkeit geriethen, hatten sie allemal im Anfange recht, am Ende aber Unrecht gehabt. Denn in einem Staate muß nothwendig eine Gewalt seyn, die das uneingeschränckte Recht hat, Geseze zu geben. Nun hat diese in Frankreich der König vermöge der Staats-Verfassung. Wenn also die Parlamenter ihrer Pflicht eine Gnüge geleistet, und alle Vorstellungen, wozu sie befugt gewesen sind, gethan haben, alsdenn müssen sie, um alle Unruhen in dem Staate zu verhüten, schweigen, immasen sich allemal ein gewisses Ziel findet, welches der Unterthan nicht überschreiten darf. „ Es ist vollkommen richtig, spricht Grotius, was „ Cicero nach dem Herodotus, und dieser wiederum nach dem „ Hesiodus geschrieben hat, daß die Könige deßwegen einge„ setzet sind, damit sie einem jedweden zu seinem Rechte ver„ helfen. Hieraus aber folget nicht, daß die Unterthanen „ über die Könige zu gebieten haben. Denn ohne Zweifel „ sind die Vormünde den Unmündigen zum Besten gestiftet „ worden. Gleichwohl gibt die Vormundschafft dem Vor„ munde eine gewisse Gewalt über den Unmündigen. Zwar „ wird man dagegen einwenden, woferne der Vormund die „ Geschäffte seiner Vormundschafft schlecht verwaltet, so kön„ ne er abgesetzet werden. Hieraus wird man vielleicht den „ Schluß machen wollen, das Volk sey berechtiget, sich seinem „ Fürsten zu widersetzen. Allein in diesem Falle verhält sich „ die Sache ganz anders. Denn ein Vormund hat einen „ andern über sich, welches hingegen bey dem Fürsten nicht „ Statt findet, und da in einer Regierung kein Fortgang in „ das Unendliche seyn kann, so muß man nothwendig bey ei„ nem unumschränkten Fürsten stehen bleiben, der unter nie„ manden stehet, und der wegen seiner Handlungen weiter nie„ manden, als Gott Rechenschafft giebt. Verum est, quod Cicero post Herodotum, Herodotus post Hesiodum dixit,

fruendae

fleck auf die Nachkommenschaft fortgepflantzet werden, und die Frantzösischen Geschichtschreiber werden von ihm eben so vortheilhaft, als die Unsrigen von solchen Kaysern reden, welche mit den öffentlichen Sittenrichtern nicht übel umgegangen sind. Es wird heißen: Ludwig der Funfzehente wuste seine wahre Vortheile: Er hörete die Bitten seiner Unterthanen an. Er machte einen Unterschied zwischen solchen, die allemal mit Wahrheit den Vortheilen der Krone zugethan waren, und zwischen andern, die blindlings darnach strebeten, daß sie derselben zu nahe treten, und sie der Macht des Römischen Bischoffs unterwerfen möchten.

Ich kann gar nicht begreifen, werthester Yn-Chen-Chan, wie es möglich ist, daß sich Fürsten finden, die so verblendet sind, daß sie solchen Leuten übel begegnen, die doch lediglich ihren Ruhm zu befördern trachten, und ihre Gemüths- und Leibes-Ruhe für das Beste des Staates aufopfern. Daß ein Fürst darauf denket, wie er nach und nach das Ansehen solcher Leute untergräbet, die sich angelegen seyn lassen

fruendae juſtitiæ cauſa reges conſtitutos. Sed non ideo conſequens eſt, quod illi inferunt, populos rege eſſe ſuperiores. Nam & tutela pupilli cauſa reperta eſt, & tamen tutela jus eſt ac poteſtas in pupillum. Nec eſt, quod inſtet aliquis, tutorem, ſi male rem pupillarem adminiſtret, amoveri poſſe; Quare & in rege idem jus eſſe debere. Nam in tutore hoc procedit, quia ſuperiorem habet. At in imperiis quia progreſſus ad infinitum non datur, omnino in aliqua perſona aut cœtu conſtituendum eſt, quorum peccata, quia ſuperiorem judicem non habent, Deus ſibi curæ peculiari eſſe teſtatur. Grotius de Jure Belli & Pacis Lib. I. Cap. 3. pag. 106.

sen, dem Seinigen zu nahe zu treten, daß er alle seine Staats-Kunst anwendet, um ihre Macht immer mehr und mehr einzuschränken, darwider habe ich gar nichts einzuwenden, und achte es vollkommen für recht. Daß er aber, anstatt also zu handeln, gerade das Gegentheil thut, daß er die Gewalt der Leute, die ihm schaden, vermehret, daß er hingegen das Ansehen seiner getreuesten Anhänger schmälert, und unterdrücket, dieses ist in der That eine gantz unbegreifliche Sache. Gleichwohl geschiehet es alle Tage in allen Staaten, und in Frankreich mehr, als an andern Orten.

Übrigens dünkt mich, lieber Yn-Che-Chan, die Chineser verhalten sich, was ihre Denkungs-Art in Ansehung der öffentlichen Sittenrichter anlangt, weit vernünftiger, als die Franzosen bey der ihrigen gegen die Parlamenter. Die ersten lieben die Stützen des Vaterlandes gleich als ihre Väter. Die leztern hegen fast durchgängig gegen ihre Beschützer nicht nur nicht die geringste wahrhaffte Zärtlichkeit, sondern sie haßen dieselben sogar im Grunde des Herzens, die Ritterschafft aus Eifersucht, die Hofleute aus Niederträchtigkeit, und dem Fürsten zu gefallen, und der Burgerstandt, weil er in den Gedanken stehet, die Absicht dieser Richter sey, den Bürger zu demüthigen, und in der Unterthänigkeit zu erhalten. Das gemeine Volk hat weder Verstand, noch Erfahrung genug, um zu wissen, was es haßen, oder lieben soll. Von dem, was ich dir hier sage, hat man nur gar zu oft Beweise gesehen, und wenn es den Parlamentern übel gegangen ist, und die Nation den Schlachtopfern, die sich ihm zum Besten gutwillig auf-

aufopferten, Altäre hätte bauen sollen, so hat sie dieselben vielmehr zum Gelächter gemacht, und mit einem Gassenliedgen beehret. O unverständiges Volk, wie bedaure ich dich, und wie sehr würde ich die Chineser bedauren, wenn sie es eben so machten!

Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan, und melde mir doch öffter, wie du dich befindest. Nach meiner Rechnung werde ich in kurtzer Zeit von Paris abreisen, und mich in den Provinzen des Königreiches umsehen. So offt ich etwas antreffe, woran dir etwas gelegen seyn kanu, werde ich nicht ermangeln, dir davon Nachricht zu geben.

Paris. —

Der neun und vierzigste Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Die Gebräuche *, werther Yn-Che-Chan, deren sich die Moskowiten bey der Geburt, und bey dem Todte ihrer Lands-Leute bedienen, sind nach meinen Gedanken eben so sonderbar, und kurtzweilig, als jene, die sie bey ihren Heyrathen beobachten, wovon ich dir bereits Nachricht gegeben habe. Handwerks-

Leute,

* Alles was ich von den lächerlichen, strafbaren, und abergläubischen Gebräuchen sage, welche die Moskowiten der Taufe beygefüget haben, hat seine vollkommene Richtigkeit. Ist es nicht sehr zu beklagen, daß man solche Mißbräuche sehen muß, die sich in die allerheiligsten, und ehrwürdigsten Sachen unserer heiligen Religion eingeschlichen haben? Kann man wohl jemals wider solche schädliche Mißbräuche, die dem christlichen Glauben lauter Schimpf und Schande zuziehen, gar zu hettig eifern.

Leute, und gemeine Bürger gewinnen durch die Geburt eines Kindes gar nichts. Vornehme aber, und besonders grosse Herren haben davon sehr wichtige Vortheile. Sie lassen es ihren guten Freunden, desgleichen Officieren, und den reichsten ausländischen Kaufleuten melden, daß ihnen der Himmel einen Sohn geschenket hat. Alle diejenigen, denen es gemeldet wird, bringen ein Geschenk, und derjenige der das ansehnlichste giebt, wird den übrigen vorgezogen, und des Schutzes desjenigen, dem er das Geschenke macht, unter allen am meisten für würdig geachtet. Die Moskowiten glauben so, wie alle übrige Christen, es sey schlechterdings nothwendig, sich des Wassers zu bedienen, und ihre Glaubens-Genossen damit zu baden, welches sie die Taufe zu nennen pflegen. Ohne diese Feyerlichkeit wird nach ihren Grundsätzen ein Mensch ewig gestraft, er mag gleich in der Welt noch so fromm gelebet haben. Manche unter ihnen sind in ihren Lehrsätzen noch weit strenger. Denn sie behaupten, wenn die Kinder gleich von Mutterleibe sterben, ehe sie die Taufe bekommen, so werden sie zu der ewigen Verdammniß verurtheilet. Diesen Satz haben etliche von den Europäischen Nationen verworfen. Sie haben sich gar nicht einbilden können, daß es der Gerechtigkeit, der Billigkeit, und der Barmherzigkeit des höchsten Wesens gemäß sey, unschuldige Geschöpfe zu strafen, weil die Nachlässigkeit der Eltern, der Mangel an Wasser, oder sonst ein ungefährer Zufall es gehindert hat, daß ihre Hirnschale nicht mit Wasser befeuchtet worden ist. Die Moskowiten halten es, was diesen Lehrsatz anbetrift, mit dem Glauben der Italiener. Wehe den Kindern, nach ihrer Meynung die nicht

vor dem Todte besprengt haben werden können! Nichts kann sie gegen den göttlichen Zorn schützen. Vor etlichen Tagen hatte ich Gelegenheit, wegen dieser vorgeblichen Verdammniß der Kinder mit einem Moskowiten zu sprechen. Er wunderte sich über eine Frage, die ich an ihn that. Sagen Sie mir doch, waren meine Worte, » wenn Sie so gut seyn wollen, » was Sie von einem Fürsten denken würden, der » die Verordnung gäbe, daß man alle diejenigen » Väter tödten sollte, deren Kinder eine Stunde nach » ihrer Geburt, nicht an der Mutter-Brust tränken?» Ein solcher Fürst antwortete der Moskowite, würde ein Wüterich seyn, der unter dem Vorwande eines Gesetzes sich ein Vergnügen daraus machte, daß er Leute strafen könnte, in deren Macht es gleichwohl nicht stünde, daß das Gesetz beobachtet würde. » Wie, versetzte ich dagegen, glauben sie denn, es stehe mehr in der Macht eines » noch in der Wiege befindlichen Kindes, daß es getaufet werde, als in dem Vermögen des Vaters zu » machen, daß es sauget, wenn es nicht selbst Lust » hat?» Dieses vorgelegte Gleichniß machte den Moskowiten sehr aufmercksam. Er merkete den Nachdruck desselben. Denn die Vorurtheile mögen so starck seyn, so kann doch dadurch die Wahrheit nicht gantz und gar verdunkelt werden. Indessen hat sie gar selten die Krafft jene zu überwinden, und vollkommen zu zerstreuen. Daher beruffte sich auch der Moskowite auf das Ansehen seiner Popen, und auf die Entscheidungen seiner Bischöffe, welche er für göttliche Aussprüche achtete. Auf einen Irrthum wird immer der andere gebauet. Eben die aneinanderhangende Kette so vieler falschen Glau-

bens-

bens-Lehren macht es, daß man soviele Mühe hat, wenn man dem gemeinen Manne einen gründlichen Unterricht geben will.

Die Moskowiten sind in ihren Meynungen noch viel unbarmherziger, als alle die übrigen Christen. Denn die Italiener verdammen zwar wohl die Kinder, die vor dem Todte nicht gebadet sind. Damit aber dieses desto seltener unterbleiben, und desto leichter geschehen möge, so erlauben sie allen Leuten von allen Ständen, und von beyderley Geschlechte, daß sie im Fall der Noth diese Feyerlichkeit an den Kindern verrichten können. Bey den Moskowiten hingegen mag die Gefahr des Kindes noch so groß seyn, so muß doch die Taufe schlechterdings allein von einem Geistlichen verrichtet werden. Ist er nun unglüklicher Weiße nicht hurtig genug auf den Fußen, und kommt nicht herbey, ehe das Kind stirbet, so ist der arme unglückselige Wurm bloß deßwegen einen Augenblick auf der Welt gewesen, damit er in der andern Welt ewig unglücklich seyn möge. Es wäre also wohl nöthig, daß die Moskowitischen Geistlichen allezeit mit tüchtigen Pferden versehen wären, damit sie recht geschwind überall hinkommen könnten, und über dieses auch lange Sprützen bey sich führeten, damit man ihnen die Kinder gleich zu den Fenstern heraus entgegen halten, und sie dieselben von der Gaße hinein mit Waßer besprengen könnten. Kann man wohl in der Vorsicht gar zu weit gehen, um zu verhüten, daß solche unschuldige Kinder nicht gestrafet werden? Ist es nicht eben so nöthig, wegen der Seligkeit der Seele eine geschwinde Post anzulegen, als man es, den Briefwechsel destomehr zu beschleu-

nigen, gethan hat? Daß die Priester auf die vorgeschlagene Weise mit Sprützen herum gehen, ist bey den Moskowiten, allem Vermuthen nach deßwegen nicht eingeführet worden, weil sie diejenigen Menschen, die bey solcher Gelegenheit nur besprengt werden, bloß für halb getauft ansehen. Ihren Lehrsätzen nach sind die übrigen Europäer weiter nichts, als besprengte Christen. Sie hingegen sind die rechten Getauften, weil sie sich fast allemal der Eintauchung bedienen. Daher kommt es auch, daß sie diejenigen, die zu ihnen von andern christlichen Gemeinen übertreten, noch einmal taufen. Sie tauchen sie in dieser Absicht dreymal in einen Fluß. Geschiehet es im Winter, wo das Wasser zugefroren ist, so machen sie ein Loch in das Eiß. Da es Leute giebt, die zu einer solchen Reinigung eine gar zu schwache, und zärtliche Natur haben, so schütten sie ihnen drey Tonnen Wasser über den Kopf, damit es eben soviel, als eine Eintauchung seyn möge. Die Moskowitischen Seelen müssen doch würcklich sehr voll Schmutz, und überaus schwer zu waschen seyn. Mir hat ein Italiener hier gesagt, die Stadt möchte in seinem Lande noch so groß seyn, so brauche man doch das ganze Jahr hindurch zu der Taufe nicht drey Tonnen Wasser.

Die Moskowiten haben bey der Feyerlichkeit der Taufe allerhand Gebräuche, wovon die andern Europäer gar nichts wissen. Sie weyhen das Wasser, das sie in einem Kübel aufbehalten, um die neugebohrnen Kinder hinein zu tauchen. Dieser Kübel hat seinen Platz allezeit an einem gewissen Orte in der Kirche. Bey den übrigen Europäern findet man

eben-

ebenfalls in jeder Kirche eine Gattung von Kübel welche sie den Taufstein zu nennen pflegen. Doch bedienen sie sich desselben nicht zu der Eintauchung.

Das Kind, das getaufet werden soll, wird bey den Moskowiten durch zween Pathen dahin gebracht. Dieses ist der Name, den man den Mannspersonen giebt, welche gleichsam die geistliche Väter des neugebohrnen Kindes sind. Die Italiener, und überhaupt alle Europäer bedienen sich zu ihren Pathen nicht allein der Mannspersonen, sondern auch der Weibspersonen. Bey den Moskowiten aber werden die leztern so wenig geachtet, daß sie dieselben auch nicht zu einer einzigen von ihren gottesdienstlichen Feyerlichkeiten nehmen wollen. Ferner ist zwischen den Moskowiten, und zwischen den Italienern, Franzosen, Deutschen, und andern Europäern in Ansehung der Pathen noch dieser Unterschied, daß bey den ersten die Pathen des ersten Kindes auch bey allen folgenden Kindern sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes der Taufe als Pathen beywohnen müssen. Hingegen unter den leztern haben die Pathen Mitbrüder, und werden ordentlicher Weise nur ein einzigmal als Pathen gebrauchet. Allem Ansehen nach mag wohl die grosse Anzahl von wunderlichen Geberden, welche die Pathen der Moskowiten bey der Taufe machen müssen, und zu deren Erlernung eine ziemliche Mühe erfordert wird, die Haupt-Ursache gewesen seyn, warum sie es für gut befunden haben, immer einerley Pathen beyzubehalten, weil sie einmal mit so possierlichen, und beschwerlichen Gebräuchen bekannt sind. Dahin gehöret besonders dieses, daß sie so offt, als der Priester nahe an sie kommt,

ches gar oft geschiehet, allemal etliche Schritte zurücktreten, dem Teufel entsagen, und diesen Geist der Finsterniß verfluchen und verwünschen. Um ihm so viele Schande, als ihnen nur möglich ist, anzuthun, speyen sie mit allen Merkmalen eines heftigen Zornes, und einer unendlichen Verachtung aus. An ihren Geberden läßt sich abnehmen, daß sie es an nichts fehlen lassen, um dem Teufel die Naße über und über voll zu speyen. Das schlimmste ist nur dabey dieses, daß der Teufel nach den Lehrsätzen der Christen ganz und gar Geist ist, und als ein Geist keine Naße hat. Mich dünkt, wenn sie dieses recht betrachteten, so sollten sie doch wohl daher Anlaß nehmen, diesen Gebrauch als etwas unnützes abzuschaffen. Wenn sie sich satt gespeyet haben, so schreiten sie zu einer andern Feyerlichkeit, die schon etwas mehr zu bedeuten hat. Dieses heist der Exorcismus, und hat die Absicht, den Teufel aus dem Körper des neugebohrnen Kindes zu verjagen; denn nach dem Glauben der Moskowiten befindet er sich wircklich darinnen. Es ist dieses, wie du leicht urtheilen kannst, werther Yn-Che-Chan, keine geringe Handlung. Man verrichtet dieselbe nicht inwendig in der Kirche, sondern außerhalb derselben, und vor der Thüre. Diese Vorsicht brauchen sie deßwegen, weil der Teufel, indem er ausfähret, die Kirche besudeln, und verunheiligen möchte. Ueber dieses weiß man nicht recht gewiß, ob es diesem bösartigen, und störrischen Geiste allemal gefallen möchte, zu dem Munde des Kindes auszufahren. Manchmal ergreift er die Flucht durch den Hintern, und sodann bringt er immer gern den übeln Geruch mit sich, den er bey seiner Durchfahrt durch die hintern Oerter angenommen

hat.

hat. An allen diesen klugen und nützlichen Anstalten bemercket man die Spuren eines grossen und mit vieler Einsicht begabten Verstandes der alten Moskowitischen Gesetzgeber.

Wenn die Teufels-Bannerey vollendet, und der Satan aus seinem Lager gewichen ist, daß sich folglich in dem Körper des Kindes nicht mehr als ein einziges geistisches Wesen befindet, so schneidet man ihm die Haaren auf dem Kopfe in Gestalt eines Kreutzes, und streicht sie um und um mit einer wächsernen Kugel. Nach diesem fraget der Priester die Pathen, was für einen Nahmen das Kind haben soll. Ferner tauchet er es in einen Kübel voll Wasser, und saget dazu eben diejenigen Worte, die unter allen übrigen Europäern bey der Taufe gewöhnlich sind. Wenn dieses vorbey ist, gibt der Priester dem Kinde ein wenig Saltz in den Mund, und macht ihm mit einer gewissen Salbe, welche die Moskowiten Chrisam nennen, auf die Stirne, auf die Brust, auf die Hände, und auf den Rücken etliche Kreutze. Diese Vorsicht brauchen sie deßwegen, weil sie befürchten, der böse Feind, welcher ein listiger und verschlagener Geist ist, möchte sich irgend in einen Winkel versteckt haben, und bey dem Ausgange aus der Kirche von neuem in das Kind hinein fahren. Es muß wohl gar etwan zu dieser Salbe etwas genommen werden, dessen Geruch der Teufel nicht vertragen kann. Es ist artig genug, daß sich die Europäer zu Vertreibung böser Geister eben derjenigen Mittel bedienen, womit man sonst die Wanzen zu vertreiben pfleget.

Wenn das Kind wohl und gebührend gerieben ist, so wird ihm ein Hemde angezogen. Sodann saget der Geistliche zu ihm: Hiermit bist du von der Sünde deiner Väter gewaschen und gereiniget. Und bindet ihm ein kleines Kreutz an den Halß, dessen Werth nach dem Reichthum der Eltern eingerichtet ist. Diesem Vermögen gemäß macht man dergleichen Kreutz von Golde, oder Silber, und auch wohl von Bleye. Die Erhaltung dieses kleinen stückgens Metall müssen sie sich äuserst angelegen seyn lassen. Findet man einen verstorbenen Menschen, dem dergleichen Kreutz nicht am Halse hanget, so wird er auf den Schindanger geworfen. Demnach beruhet der Begräbniß-Platz der Moskowiten auf einem festen Faden Seide oder Zwirn. Was mich anlangt, lieber Yn-Che-Chan, ehe ich befürchten müste an einem Orte begraben zu werden, wohin man die Hunde wirft, so wollte ich mir das kleine Kreutz zwischen Fell und Fleisch einnähen lassen, wie es einige Mahomedaner zu thun pflegen, die sich gewisse Sprüche aus dem Alkoran, unter die Haut des Armes legen lassen.

Die Moskowiten geben ihren Kindern eben so, wie es bey andern Europäern gebräuchlich ist, den Namen eines Heiligen. Dieses ist die Benennung die sie, wie dir nicht unbekannt seyn wird, ihren Unter-Gottheiten beylegen. Ein jeder Einwohner muß das Bildniß desjenigen, den er zu seinem Schutzherrn erhalten hat, sorgfältig in seinem Hauße aufheben; er muß ihm eben die Ehrerbietung, und eben den Dienst erweisen, den die alten Römer vor Zeiten ihren Haußgöttern zu erweisen pflegten. An

diesen Heiligen wendet er sich, so oft er wünschet, daß ihm eine von seinen Unternehmungen glücklich von statten gehen soll. In dem ganzen Jahre denket ein Moskowite kaum so vielmal an GOtt, als in einem einzigen Tage an seinen Heiligen.

Der letzte Gebrauch bey der Taufe der Moskowiten ist den bißher erzählten vollkommen gemäß. Der Geistliche umarmet den Vater, das Kind, und die Pathen. Endlich macht er diesen Liebkosungen ein Ende, nimmt das Kind in die Hände, und macht mit dem Kopf desselben ein Kreutz an der Thüre der Kirche. Hernach thut er an eben diese Thüre mit einem eisernen Hammer drey derbe Schläge. Diese Schläge müssen so beschaffen seyn, daß alle, die bey der Taufe Zeugen gewesen sind, dieselbe hören können. Sollte unglücklicher Weise ein einziger darunter nichts davon gehöret haben, so würde die bißherige Arbeit völlig umsonst seyn, und man würde glauben, das Kind sey sehr schlecht getaufet. Wer sollte wohl denken, lieber Yn-Che-Chan, daß das Glück, oder Unglück der Menschen darauf beruhete, wenn ihre Freunde und Anverwandten ein gutes Gehör haben. Um allen schlimmen Zufällen zuvorzukommen, dächte ich, man thäte, statt der drey Schläge mit dem Hammer, lieber drey Schüsse mit sechs und dreysig pfündigen Kanonen, die man vor der Kirchenthüre aufpflanzete. Dadurch würde niemand in Verlegenheit gesetzt, und niemals von der Zerstreuung oder von dem übeln Gehöre der Anwesenden etwas zu befürchten seyn.

Die Feyerlichkeit der Taufe wird bey den Moskowiten so, wie alle übrigen damit beschlossen, daß

sie reichlich trinken. Die Pathen und die übrigen Anverwandten des neugebohrnen Kindes trinken sich bey dem Ausgange aus der Kirche auf Gesundheit desselben einen Rausch. Die Gäste müssen sich doch gar etwan insgesammt vorstellen, der böse Feind, den man aus dem Kinde heraus gejaget hat, sey in sie gefahren, und es ist nicht anders, als wollten sie denselben in Wein ersäufen. Sie trinken so lange, biß sie den Gebrauch ihrer Vernunft verlohren haben. Ist das nicht etwas thörichtes, wertheſter Yn-Che-Chan, oder vielmehr höchst strafbar, wenn man eine heilige Handlung, die für eine von den allerwesentlichsten zu der Seligkeit der Menschen angesehen wird, durch die Trunkenheit feyert? Hierinnen muß man den übrigen Europäern Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie verhalten sich in ihrer Aufführung, was besonders gottesdienstliche Sachen betrifft, viel vernünftiger und behutsamer. Alle die abergläubischen Gebräuche der Moskowiter sind ihnen ein Greuel, und niemals werden sie sich bey dem Gottesdienste der Völlerey ergeben; niemals werden sie Tugend und Laster in einerley Handlung einander an die Seite setzen. Dergleichen Vereinigung ist ganz entsetzlich, und beweiset leider gar zu sehr, wie weit sich der menschliche Verstand verirren kann. Nichts ist mehr vermögend, die Religion verächtlich zu machen, als wenn dieselbe dem Rausche und andern schändlichen Lastern zu einem Deckmantel dienen muß. Unsere Lands-Leute die Chineſer, machen unseren Freunden den Missionarien immer gar oft den Vorwurf, daß sie durch die Religion, deren Vortheile sie niemals von den ihrigen trennen, ihren Geitz, ihren Haß, und ihre Ehrbegierde

gierde zu bemänteln trachten. Was würden sie wohl sagen, wenn sie sehen sollten, daß die Moskowiten von einer Feyerlichkeit, die sie für eine von den allerehrwürdigsten ansehen, Gelegenheit nehmen, sich voll zu trinken, und daß ihnen eine solche Handlung zum Vorwande dienen muß, wenn sie sich der allerausschweifendsten Lüderlichkeit Preiß geben wollen? Ohne Zweifel würden sie ausruffen: Ey! Sind das nicht vernünftige Leute! Bey dem Beschluß einer Handlung, worinnen sie ein Kind von seinen Sünden gereiniget haben, besudeln sie sich mit den allerschändlichsten Missethaten, und dieses geschiehet noch dazu einer guten Handlung zu Ehren, die sie verrichtet haben. Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan.

Moskau. ——

Der Funfzigste Brief.

Yn-Che-Chan, an Sieou-Tcheou.

Deine Briefe, werther Sieou-Tcheou, verursachen mir ein ganz ausnehmendes Vergnügen. Ich lese sie mehr, als einmal durch, ich zeige sie unsern Freunden, und gebe sie auch den Europäern, mit welchen ich Umgang habe, in die Hände. Zuweilen lasse ich dieselben den, noch zu Pecking zurück gebliebenen Mißionarien lesen. Denn seit deiner Abreise haben sich die Umstände für alle Europäer auf eine ganz entsetzliche Weiße geändert. Das, was du mir vor einigen Jahren in einem von deinen

Briefen * voraus gesaget hast, ist richtig eingetroffen, und die Mißionarien haben endlich durch ihre unruhige Gemüthsart ihren eigenen Untergang befördert. Es ist nicht gar lange, daß sie insgesammt aus Canton vertrieben worden sind. Man hat ihnen mehr als dreyhundert Kirchen genommen, die man nun in öffentliche Schulen verwandelt, und Lettreen zur Aufsicht übergeben hat **. Die empfindlichste Kränkung der Mißionarien bestehet darinnen, daß manche von ihren Kirchen in die Hände der Bonzen gekommen sind. Immittelst haben die Jesuiten, die sich zu Pecking befanden, wegen ihrer Wissenschafft in der Mathematick, und wegen des Nutzens, den das Reich davon zuerwarten hat, die Erlaubniß erhalten, bey Hofe zu bleiben.

Die Feinde der Jesuiten sagen hier, diese wären die Ursache der gählingen Veränderung. In dergleichen Tone habe ich unterschiedene Europäer ***, und besonders etliche von den übrigen Mißionarien reden hören. Ich kan dich aber versichern, mein lieber Sioeu-Tcheou, daß die Jesuiten vielleicht an dem Unglücke der Christen nicht so viele Schuld haben,

* Dieses ist der achte Brief des ersten Bandes.

** Diese Vervrdnung ist im Jahre 1722. etliche Tage vor dem Todte des letzten Kayfers ergangen.

*** Es ist mehr als zu bekannt, was die Jansenisten in Ansehung des Verhaltens dieser Geistlichen in China unter die Leute gebracht haben. Um hiervon unterrichtet zu seyn, darf man nur den sechsten Band der Morale Pratique lesen. Es finden sich darinnen zwar wohl allerhand Beschwerden, die ihren guten Grund haben; Doch sind darunter auch viele Unwahrheiten.

ben, als diejenigen, die sie einzig und allein zu den Urhebern desselben machen wollen. Ich habe, wie du wohl weißst, nicht die mindeste Ursache, die Fehler der Jesuiten zu entschuldigen. Ich bin zwar wohl ihr guter Freund, in wie fern ich sie als geschickte Leute in den Künsten und Wissenschafften betrachte. Indessen folget daraus keinesweges, daß ich deßwegen alle ihre Grundsätze für genehm halte, und ihr stoltzes und ehrgeiziges Betragen billige. Wenn ich ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so geschiehet es nicht etwan aus einem falschen Vorurtheile, sondern, weil ich mich dazu für verbunden achte. Wären sie allemal die einzigen Europäischen Geistlichen gewesen, die wir in China gehabt hätten, so würde ihre Religion vielleicht noch itzt geduldet.

Ich habe dem Wachsthume und dem Untergange des Christenthums in unserm Vaterlande mit vorzüglicher Aufmerksamkeit nachgedacht. Vielleicht wird es dir nicht unangenehm seyn, wenn ich dir meine Betrachtungen hierüber mittheile. Unter der Regierung des verstorbenen Kaysers Gang-hi * fanden die Jesuiten bey Hofe sehr vielen Schutz. Dieser Fürst beförderte so gar ganz offenbar ihre Absichten, und es kam endlich so weit, daß er sie aus Grund des Herzens lieb gewann. Die öfteren Unterredungen, die er mit ihnen hatte, weil er sich gern in der Mathematik, und in den Europäischen Wissenschafften unterrichten wollte, waren die Haupt-Ursachen, warum er eine Freundschafft mit ihnen unterhielt. Es war ganz natürlich, daß die Jesuiten sich die Erhaltung derselben angelegen seyn liesen.

Zu

* Er starb den 20ten des Christmonats 1722.

Zu dem Ende gaben sie sich alle mögliche Mühe, und in den oftmaligen Gesprächen, die sie mit diesem Fürsten hatten, wusten sie so gut, sich ihm gefällig zu machen, und bedienten sich seines Geschmackes an den schönen Wissenschafften auf eine so vortheilhaffte Art, daß er ihnen nicht allein seine Freundschafft, sondern so gar seine Vertraulichkeit zuwendete. Sie hatten eine Bittschrifft aufgesetzet, worinnen sie um die freye Ubung ihrer Religion baten. Sie zeigten dieselbe dem Kayser zuvor in geheim, ehe sie damit öffentlich vor ihm erschienen. Der Fürst laß sie durch, und da sie seinen Gedanken nach nicht so abgefasset war, daß sie bey den Chinesern Eindruck haben konnte, so war er so gnädig, daß er selbst ein Schreiben in Tartarischer Sprache aufsetzte, und es mit den Mißionarien ausmachte, daß sie es ihm durch zween von ihren Mitbrüdern überreichen lassen sollten. Man konnte gar nicht anders vermüthen, als daß der Kayser einer solchen Bittschrifft beförderlich war. Es erfolgte daher auch der Ausspruch von dem Gerichte der Gebräuche, weil die Europäer die Ruhe des Reiches nicht im mindesten storeten, und alle Tage ihren Witz, ihre Wissenschafft und Gelehrsamkeit durch deutliche Spuren zu erkennen gäben, so wäre es billig und recht, sie nicht nur zu dulten, sondern ihnen auch eine volle und gänzliche Freyheit zu gestatten, immasen man ja die Lamas der Tartarn, und die Bonzen von China dultete, ohngeachtet beyde in ihrem Glauben den Lehrsätzen der Lettreen völlig zuwider wären.

Diese ganz ausnehmende Gnade, die man den Europäern angedeyhen ließ, machte ihnen so vielen

Muth,

Muth, daß sie ihre Religion im ganzen Reiche herum zu befördern trachteten. Die Jesuiten liesen von allen Orten her eine große Menge Geistlichen von ihrer Gesellschafft kommen. Biß hieher ging alles sehr gut, und dieses um soviel mehr, da die Mißionarien, die sich zu derselben Zeit in China befanden, fast lauter Jesuiten waren, deren Staatsklugheit in alle ihre Anstalten einen großen Einfluß hatte. Sie hatten auch wirklich hohe Ursache, sich klug und behutsam aufzuführen. Denn der Kayser, ihr Beschützer und Freund, hatte ihnen zu verstehen gegeben, daß er sich hätte viele Gewalt anthun, und eine große Anzahl von Gegeneinwendungen überwinden müssen, ehe es dahin gekommen wäre, daß er ihnen die freye und offentliche Ubung ihrer Religion eingeräumet hätte. Er ermahnete sie sogar denselben Tag, da sie bey ihm ihre Danksagung abstatteten, daß sie die ihnen erzeigte Gnade ja nicht auf eine unverständige Weise mißbrauchen sollten. Wären die Jesuiten allein gewesen, so glaube ich, sie hätten sich vielleicht dieser Warnung gemäß verhalten. Doch zu ihrem und aller übrigen Christen Unglücke wurden sie gar bald mit den Mißionarien von den andern Gattungen uneins. Dieses machten sich die Feinde der Europäer zu Nutzen. Die Ursache von ihrer Uneinigkeit war folgende.

Die Jesuiten sahen wohl, wie nöthig es sey, mit einer Nation, die ihren Gebräuchen auf eine ganz besondere Weise anhing, behutsam zu verfahren. Sie glaubten daher, man dürfte denen, die sich zu ihrem Glauben wendeten, den Gebrauch gewisser bloß zu dem gemeinen Leben nöthigen Ceremonien,

nien, die in China zu der Regierung des Staates für unentbehrlich geachtet werden, nicht untersagen. Es fiel ihnen gar wohl in die Augen, was für erschreckliche Folgen, die Unterdrückung dieser Gebräuche nach sich ziehen würde, und sie sahen voraus, daß die Lettreen und Mandarinen ein großes Mißvergnügen, und sogar einen Abscheu bezeigen würden, wenn man die Chineser von der Pflicht, ihren verstorbenen Anverwandten eben die Ehre, die sie ihnen in ihrem Leben angethan hatten, zu erweisen, loßsprechen, und ihnen bereden wollte, sie dürften das Andenken des Confucius, jenes weisen Gesetzgebers des Reichs, und Stifters der guten Sittenlehre, nicht in Ehren halten. Andere Mißionarien hingegen eiferten öffentlich wider alle solche Gebräuche, es mochte nun dieses geschehen, weil sie den Jesuiten mit Fleiß alles zuwider thaten, oder weil sie sich von dem Triebe des Zwanges und der Gewaltthätigkeit, der sich immer gern in ihnen reget, dazu verleiten liesen. Diese strengen Europäer waren Amtsbrüder, und Mitglieder jener unbarmherzigen und grausamen Blutrichter *, welche alle Tage so viele unglückselige Leute in Goa hinrichten lassen. In ihren Gedanken hatten sie die Chineser schon völlig unter ihr Joch gebracht, und ihre Absicht war, mit ihnen ohngefähr eben so, wie mit den armen Indianern umzugehen, welche unter ihrem Joche seufzen.

Im

* Die Dominikaner waren die hauptsächlichsten Widersacher der Jesuiten; Sie schickten ihren Pater Morales wider sie nach Rom. Man sehe die Morale Pratique T. VI.

Im Anfange liesen die Jesuiten und die andern Mißionarien von ihren Mißhelligkeiten nichts ruchbar werden. Aber ein neuer Schwarm von Europäischen Geistlichen *, welche in China anlangeten, brachte es in kurzer Zeit dahin, daß diese Uneinigkeit ausbrach. Sie ergriffen die Parthey der übrigen wider die Jesuiten. Das sonderbarste bey der ganzen Sache war noch dieses, daß diese neuen Gäste, die von unsern Gebräuchen nicht die mindeste Känntniß hatten, und mit Mühe und Noth etliche gebrochene Chinesische Worte heraus stotterten, auch noch behaupteten, die Jesuiten, die sich seit vierzig Jahren in Pecking aufgehalten hatten, verstünden gar nicht den eigentlichen Verstand der Worte in den Schrifften der Lettreen. Sie thaten auf eine verwegene Weise den Ausspruch, wir erwiesen unserm Vorfahren göttliche Ehre, und verehreten den Confucius mit einem abergläubischen Dienste auf eine solche Art, wie man lediglich und allein für das höchste Wesen bestimmen müste. Dergleichen Zumuthungen sind eben so ungegründet, als lächerlich, immasen wir mit ausdrücklichen Worten alles dasjenige verdammen, welches dahin zielet, daß man Menschen vergöttert. Eben dieser grobe Irrthum ist es ja, den wir unaufhörlich den Anhängern des Foe, und des Lao-Kium vorzuwerfen pflegen.

Hiermit wurden also nicht nur die Jesuiten, sondern alle Lettreen verlästert, da man den Chinesern Meynungen andichtete, die ihnen niemals in den Sinn gekommen waren. Immittelst schrieben die

* Dieses waren die Geistlichen des Seminariums der ausländischen Mißionen, die in Paris gestiftet sind.

die Mißionarien an ihr Oberhaupt nach Rom. Bey demselben verklagten sie die Jesuiten, daß sie die Abgötterey beförderten. Diese hingegen vergassen nichts, was zu ihrer Rechtfertigung dienen konnte. Der Römische Bischof wuste dabey selbst nicht, wie er es machen sollte. Auf der einen Seite besorgte er, man sey in der Stiftung der Religion nicht streng genug. Auf der andern hatte er den Worten der Jesuiten gemäß zu befürchten, das Christenthum möchte gänzlich verbannet werden, wenn man durchaus alle Gebräuche, die zu der Wohlfahrt und Glückseligkeit des Reiches für unumgänglich nöthig geachtet wurden, ausmerzen wollte. Hierüber faßte er den Entschluß, eine Person dahin zu schicken, der er freye Macht und Gewalt in der Sache gab. Ein gewisser Tournon wurde nach China abgefertiget; Er war kein sonderlicher Freund der Jesuiten. Dieses wusten sie schon, ehe er aus Europa abgegangen war. Sie machten daher solche Anstallten, daß er ihnen keinen grossen Schaden thun konnte. Zu dem Ende meldeten sie dem Kayser alle diejenigen Streitigkeiten, wovon der Hof biß dahin nicht das geringste erfahren hatte. Der Fürst empfand dieses sehr ungnädig. Er bezeigte darüber sein äuserstes Mißfallen, daß Ausländer sich unterstünden, in seinen Staaten solche Händel anzufangen, und heilige Gebräuche, die von undenklichen Zeiten her eingeführet waren, abschaffen wollten. Von nun an verlohr er für die Europäer insgesammt alle Hochachtung. Doch blieb er immer noch ein guter Freund von den Jesuiten, theils, weil er sie zu den Wissenschafften, worauf er sich legte, brauchen konnte, theils auch wohl etwan deßwegen, weil zween

unter

unter ihnen, mit Namen Gerbillon und Pereyra ihm in einer großen Krankheit durch ihre Artzney-Mittel das Leben gerettet hatten. Sie bedienten sich also derjenigen Gnade, die sie bey dem Fürsten genossen, um dem Ungewitter, das ihnen drohete, auszuweichen, und ihren Feinden eine Grube zu graben.

Sobald als Tournon in China angelanget war, schickte ihm der Kayser eine Verordnung entgegen, daß er in seinen Staaten nicht weiter gehen sollte. Die Mißionarien gaben sich alle mögliche Mühe, um es bey Hofe so weit zu bringen, daß er nach Pecking kommen dürfte. Im Anfange war alles umsonst, immasen die Jesuiten es eine lange Zeit hinderten, daß der Hof ihren Bitten kein Gehör gab. Endlich aber ließ er sich doch bewegen, und der Abgeordnete des Römischen Pabstes erhielt die Erlaubniß, in Pecking zu erscheinen.

Da den Jesuiten ihre Hofnung fehlgeschlagen war, so fingen sie die Sache nunmehr auf eine andere Art an. Sie stellten sich äuserlich, als ob sie dem neuen Abgeordneten völlig zugethan wären. Sie bewiesen vor den Leuten für ihn einen großen Eifer, und hingegen suchten sie ihn hinterwärts auf alle mögliche Weise um sein Ansehen zu bringen. Es währete nicht lange, so fanden sie eine günstige Gelegenheit, ihn ganz und gar sich vom Halse zu schaffen. Tournon, der bey dem Kayser zur Audienz gelassen, und sehr gnädig von ihm aufgenommen war, wuste die ihm erzeigte Gunst nicht gehörig zu seinem Nutzen anzuwenden. Die andern Mißiona-

rien hatten ihn verleitet, daß er bey seiner Gegenwart zu Nan-King eine Verordnung hatte ergehen lassen, worinnen er alle Kirchen- und andere Gebräuche schlechterdings verwarf. Ein solches unbedachtsames Verfahren wurde bey Hofe durch die Jesuiten in der Stille mit sehr schlechten Farben abgeschildert. Nach der Zeit beging Tournon noch andere ansehnliche Staatsfehler mehr, weßwegen der Kayser ihn gefangen nehmen, und nach Macao bringen ließ *, wo man ein sehr wachsames Auge auf ihn hatte. Den Jesuiten war sehr viel daran gelegen, daß er nicht durch die Flucht entkommen konnte. Wäre er zurück nach Europa gekommen, so würde er ihnen ohne allen Zweifel nicht viel gutes nachgesagt, und was noch mehr ist, sie für die Urheber aller Streitigkeiten in China ausgegeben haben. Immittelst, da sie nun sich die Rechnung machten, daß sie diesen Päbstlichen Botschaffter zu Rom verhaßt gemacht hätten, so erfuhren sie, daß er mit der Kardinals-Würde beehret worden sey, welche die Päbste allen denjenigen zu ertheilen pflegen, die sie biß zu dem Range der grösten Fürsten erheben wollen. Diese neue Würde womit ihr Richter, und ihr Feind seit einer kurzen Zeit bekleidet worden war, brachte sie auf den Entschluß, ihn ganz und gar aus der Welt zu bringen. Zu dem Ende bedienten sie sich so heimlich, als es ihnen nur immer möglich war, alles ihres Ansehens bey Hofe. Sie machten Anstallt, daß er zu Macao noch viel enger eingeschlossen wurde. Endlich starb Tournon in seinem Gefängnisse, und man weiß selber nicht, ob er sich

* Macao ist ein Hafen, der zwar den Portugiesen gehört, doch aber der Herrschafft der Chineser unterworfen ist.

sich zu Todte gegrämet, oder ob die Himmels-Gegend, oder, wie es die Mißionarien sagen, die verborgenen Streiche der Jesuiten seinen Todt veranlasset haben. Es ging gar die Rede, er sey mit Giffte vergeben worden, und aufrichtig zu reden vermuthe ich beynahe selbst, mein lieber Sioeu-Tcheou, daß eine Vergifftung dabey vorgegangen seyn könne. Einige Zeit vor seinem Todte ließen sich an seinem Leibe allerhand Flecken sehen, welches freylich einen großen Verdacht in Ansehung des Giftes veranlasset. Die Jesuiten leireten diese Flecken bloß von dem Scharbocke her. Doch, dem sey, wie ihm wolle, genug, sein Todt, gab zu neuen Zänkereyen und Mißhelligkeiten zwischen den Jesuiten und den übrigen Mißionarien Anlaß. Die schimpfliche Art, womit sie einander beyderseits aus diesem Grunde begegneten, erweckete bey den Chinesern einen großen Abscheu. Es konnte gar nicht anders seyn, als daß sie solche Leute gering schätzten, welche eine Religion predigen, die schlechterdings und ausdrücklich gebietet, seinen Beleidigern zu vergeben, und gleichwohl in ihrem Lebens-Wandel dieser Lehre gerade zuwider handeln. Von der Zeit an wurden die Christen in dem Reiche verhaßt. Die Jesuiten merketen es gar wohl, und vermöge des Ansehens, in welchem sie in Europa, und an dem Hofe zu Rom stehen, liesen sie einen neuen Botschaffter kommen, der das Ansehen hatte, als ob er ihr Verfahren für gut erklären wolle. Alles dieses war ohne Nutzen. Der Eindruck, welchen die grausamen und unanständigen Zänkereyen dieser Geistlichen, mitten unter den scheinheiligen Ermahnungen zu der Demuth, und Gedult in ihren Predigten, bey dem gemeinen Volke,

und bey den Lettreen gemacht hatten, konnte gar nicht ausgelöschet werden.

In diesen verwirrten Umständen starb der Kayser Gang-hi, und die Jesuiten verlohren dadurch ihren großen Beschützer. Der vierte Prinz dieses Fürsten unser itztregierender Preiswürdiger Monarch war ihm kaum in der Regierung gefolget, so wurden ihm von allen Orten her schriftliche Aufsätze wider alle Europäischen Geistlichen eingehändiget. Die Jesuiten wurden darinnen eben nicht mehr, als die übrigen geschonet. Man machte ihnen Vorwürfe wegen ihrer Liebe zu dem Reichthume, und wegen der Mühe, die sie sich gäben unter dem scheinbaren Vorwandte, daß sie den Armen beystehen wollten, grosse Summen Geldes zusammen zu scharren. Man beschwerete sich, daß die übrigen Mißionarien alle öffentlich eingeführten Gebräuche des Reiches zu verbannen sich angelegen seyn liesen.

Dergleichen vielmal wiederholte Bittschrifften öfneten endlich dem Fürsten, und den allervorzüglichsten Mandarinen die Augen. Das Gerichte der Gebräuche achtete die Verbannung aller Mißionarien für eine Sache, die zu der Ruhe in China unentbehrlich wäre, immasen ihre Mißhelligkeiten, ihr Haß und ihr Ehrgeitz über lang oder kurz in dem Reiche eben so gefährliche Unruhen anrichten würden, als man auf Veranlassung der Geistlichen in den Staaten von Europa bereits erlebet hätte, und noch alle Tage erlebete. Wie gut wäre es, wenn unsere Landsleute die Känntniß der Gemüths-Art der Europäer, die sie selbst ihnen verschaffet haben

auf

auf eine geschickte Weise bloß dazu anwendeten, daß sie ihnen nutzbar würde! Die Jesuiten, welche die Erlaubniß erhalten haben, als Mathematicker am Hofe zu bleiben, sind allem Ansehen nach über alle diese wichtigen Veränderungen sehr niedergeschlagen. Es geschiehet sehr selten, daß ich mit ihnen rede, weil ich befürchte, es möchte dieses ihre Betrübniß nur noch vermehren.

Lebe wohl, und melde mir recht oft, wie du dich befindest.

Pecking.

Der ein und funfzigste Brief.

Sioeu Tcheou, an Yn-Che-Chan.

In meinem letzten Briefe, werther Yn-Che-Chan, habe ich dir von den verderbten Sitten der Europäer Nachricht gegeben. Wenn ich nicht irre, so rühren sie von der Verachtung her, die sie gegen eine gesunde Weltweißheit hegen. Auf die reine Sittenlehre wenden sie fast gar keinen Fleiß, sondern legen sich hauptsächlich auf die Mathematischen Wissenschafften, worinnen sie es sehr weit bringen. Desgleichen lassen sie sich die Experimental Physick mit sehr gutem Erfolge angelegen seyn. Hingegen diejenige Gattung von Wissenschaften, welche man die Gottesgelarheit nennet, und die sogar denenjenigen selbst unverständlich ist, die sich rühmen, daß sie dieselbe unter allen am besten besitzen, hat sich der Stel-

le bemächtiget, welche eigentlich die Sittenlehre, und die gute Metaphysick einnehmen sollten. Es fehlet den Europäern, wie du wohl gar wissen wirst, keinesweges an grossen Metaphysickern, und an solchen Leuten, deren Schrifften von der Sittenlehre mit gutem Rechte der Schrifften des Cicero an die Seite gesetzet werden können. Wenn sie lauter solche Leute hätten, wie Locke, Gassend, Cartesius, und Mallebranche gewesen sind, so könnten sie versichert seyn, daß sie in solchen berühmten Leuten alles haben würden, was man über alle die wichtigsten Fragen aus der Metaphysick und Sittenlehre auf beyden Seiten gutes sagen kann. Doch zu was dienen Lehrer solchen Leuten, die nichts lernen wollen? Was nützen dergleichen Wegweiser den Blinden, die sich ihrer gar nicht bedienen wollen, und auf Geradewohl die allergefährlichsten Wege gehen? Ist es wohl anders möglich, als daß sie plötzlich zu Grunde gehen, und sich durch ihr hartnäckichtes Wesen unglücklich machen? So ist es mit den Europäern beschaffen. Sie tragen die Strafe für die Verachtung der guten Sittenlehre, die sie sich gar nicht wollen angelegen seyn lassen. Anstatt sich die nützlichen Lehren zu Nutzen zu machen, welche ihnen einige unter ihren Landsleuten haben geben wollen, sind diejenigen, die sie vor allen andern mit Aufmerckſamkeit hätten anhören sollen, immer die ersten gewesen, welche sie verächtlich gemacht, und sich gegen so ehrwürdige Lehrer empöret haben.

Die gelehrten Europäischen Weltweisen haben keine fürchterlichere Widersacher, und keine hartnäckichtere Feinde, als die Gottesgelehrten gehabt.

Wer

Wer waren diejenigen die den Carteſius auf eine ſchimpfliche Art beleidigten, und verfolgten? Waren es nicht die Franzöſiſchen Gottesgelehrten? Wer ſind die Leute, die den vortreflichen Locke um ſeinen guten Namen bringen wollten? Engelländiſche Gottesgelehrte. Wer ſind diejenigen, die auf die anzüglichſte Weiſe wider den Mallebranche geſchrieben haben? Ebenfalls Gottesgelehrte. Das gemeine Volk richtet ſich allemal blindlings und ohne alle Prüfung nach allen Meynungen derer, die es für die Oberhäupter der Religion anſiehet. Daher verachtet es die allergröſten Weltweiſen, ohne dieſelben recht zu kennen, und ziehet eine auf ſeichtem Grunde beruhende, ungewiſſe, und fruchtloſe Scholaſtiſche Metaphyſick, und Sittenlehre einer gründlichen und, ich möchte faſt ſagen, göttlichen Weltweißheit vor.

Eben dieſes iſt, lieber Yn-Che-Chan, die Haupt-Urſache von den verderbten Sitten der Europäer. Man ſollte es ihnen beybringen, daß die erſten Stifter der menſchlichen Geſellſchaften Weltweiſen geweſen ſind, und daß die Liebe zu der Weißheit ſich vermittelſt ihres guten Rathes etliche Jahrhunderte hinter einander bey einigen Nationen erhalten hat. Doch daran iſt gar nicht zu gedenken. Wider dieſe groſſen Männer, die mit allem Rechte die Hochachtung des menſchlichen Geſchlechts verdienen, flöſſet man lieber den Europäern einen Haß ein, und beredet ſie, daß fünf bis ſechs ſchwärmeriſche Mönche, und einige unwiſſende Einſiedler die geſchickteſten Männer in der gantzen Welt, und die einzigen

gewesen sind, die es verdienten, daß sie die Menschen unterrichteten.

Es wäre wohl nöthig, daß man die Europäer ermahnete, sich dasjenige zu Nutzen zu machen, was Cicero vor ohngefähr achtzehen hundert Jahren den Römern angerathen hat. Wie sollen wir es wohl, sagte er zu ihnen *, anfangen, daß wir uns von so vielen Irrthümern loßmachen? Ich weiß hierzu kein besseres Hülfs-Mittel, als die Weltweißheit —— O Weltweißheit! Ruft eben dieser Römer kurtz nach den vorhergehenden Worten aus, du allein bist vermögend uns zu leiten, du, die du die Tugend lehrest, und dem Laster Einhalt thust.

Was

* Sed & hujus culpæ, & ceterorum vitiorum peccatorumque noſtrorum omnis a Philoſophia petenda correctio eſt. —— O Vitæ Philoſophia dux! O virtutis indagatrix, expultrixque vitiorum! Quid non modo nos, ſed omnino vita hominum ſine te eſſe potuiſſet? Tu urbes peperiſti; tu diſſipatos homines in ſocietatem vitæ convocaſti; tu eos inter ſe primo domiciliis, deinde conjugiis, tum litterarum & vocum communione junxiſti; tu inventrix legum, tu magiſtra morum, & diſciplina fuiſti. Ad te confugimus, a te opem petimus, tibi nos, ut antea magna ex parte, ſic nunc penitus, totosque tradimus. Eſt autem unus dies, bene & ex præceptis tuis actus, peccanti immortalitati anteponendus. Cuius igitur potius opibus utamus, quam tuis? quæ & vitæ tranquillitatem largita nobis es, & terrorem mortis ſuſtuliſti. At Philoſophia quidem tantum abeſt, ut perinde, ac de hominum eſt vita merita, laudetur, ut a plerisque neglecta, a multis etiam vituperetur. Vituperare quisquam vitæ parentem, & hoc parricidio ſe inquinare audet, & tam impie ingratus eſſe, ut eam accuſet, quam vereri deberet, etiamſi minus percipere potuiſſet? Cicero Tuſcul. Quæſt. Lib. V. 2. 3.

Was würden wir anfangen, und wie würde es ohne deinen Beystand mit dem menschlichen Geschlechte werden? Du allein hast Städte gestiftet, du hast die Menschen, die auf dem Felde, und in den Wäldern herum zerstreuet waren, gesammlet, und angewiesen, daß sie gesellschafftlich leben sollen, Du bist es, welche ihnen anfänglich eine feste und bleibende Stätte gegeben, und sie hernach durch die Bande des Ehestandes, und durch die Gleichförmigkeit der Sprache und Erfindung der Kunst zu schreiben noch genauer vereiniget hast. Du bist es, der wir die Stiftung der Gesetze, die Verbesserung der Sitten, und die Ausübung der guten Lebens-Art zu danken haben. Du bist die allersicherste Zuflucht für die Menschen. —— Ein einziger Tag, der deinen Rathschlägen gemäß vollbracht wird, ist besser, als ein unsterbliches Leben, solcher Leute die sie verachten. Du bist es endlich, o göttliche Weltweißheit, die uns ein ruhiges Leben verschaffet, und wider die Furcht des Todes ververwahret! Indessen ist es leider! mehr als zu wahr, daß du von den Menschen keinesweges nach dem Verhältnisse der Wohlthaten, womit du sie überhäufest, werthgeschätzet wirst. Von dem grösten Theile derselben wirst du gering geachtet, und von einer grossen Anzahl sogar zum Gelächter gemacht. Doch wenn man wüßte, daß wir dir unsere Wohlfahrt, und unser Leben zu danken haben, wer würde sich wohl noch unterstehen, seinen Spott mit dir zu treiben? Wer würde wohl einem Vatermörder ähnlich seyn wollen, und so undankbar seyn, daß er von so heilsamen Gesetzen schimpflich redete, die er wenig-

stens verehren sollte, wenn er sie nicht begreifen könnte.

Ich wünschte, lieber Yn-Che-Chan, daß alle Europäer diese Stelle mit grosen Buchstaben über die Thüren aller ihrer Schulen setzen liesen, damit sie die öffentlichen Lehrer fein allemal lesen müsten, ehe sie ihre Lehrstunden anfangen. Vielleicht würden sie dadurch erinnert werden, zu bedenken, daß die Weltweisheit nicht in jenem unverständlichen Haufen unnützer Fragen, und in jenen Scholastischen Grillen, sondern in der Erkenntniß der Natur, sonderlich aber in Erwerbung guter Sitten, in der Ausübung aller Tugenden, und in dem Gebrauche solcher Grundsätze bestehet, die das Wohl, und die Ruhe der menschlichen Gesellschafft befördern.

Die Nationen sind mehr, oder weniger tugendhafft gewesen, in wie fern sie sich den Unterricht wahrhaffter Weltweisen zu Nutzen gemacht haben. Die Priester des Jupiters waren nicht diejenigen Leute, welche die Griechen und Römer auf bessere Wege führten. Die Chineser haben die Erkänntniß der guten Sittenlehre keinesweges den Bonzen, oder den Lamas, sondern dem Confucius zu danken; die Europäer sind dem Des-Cartes, dem Locke, dem Gassendi, dem Grotius, dem Pufendorf vielmehr schuldig, als jenem Haufen von Gottesgelehrten, worunter manche ihnen die Erlaubniß geben, zu gewissen Zeiten gekrönte Häupter zu ermorden, und andere ihnen wieder Mittel darreichen, auf eine geschickte Art zu betrügen, und mit gutem Gewissen zu lügen, viele aber sie auch von gewissen Pflichten los-

loßsprechen, die für das gemeine Beste unumgänglich nöthig sind. Was für gutes kann man sich von einer solchen Nation versprechen, die von solchen Gewissens-Räthen angeführet wird?

Es wäre ein grosses Glück für die neuern Europäer, wenn sie sich den weisen Unterricht zu nutz machen wollten, welchen ihnen einige, unter ihnen befindliche grosse Männer gegeben haben. Ich kann wider ihre Verblendung nicht heftig genug eifern. Mich dünckt, sie verschliessen die Augen mit allem Fleiß, gegen die Wahrheit, die sie gern erleuchten will, und allem Ansehen nach sie sogar mit der grösten Emsigkeit suchet. Die Griechen haben unterschiedene Weltweisen gehabt. Doch die Anzahl solcher Leuten, die sich um die Sittenlehre verdient gemacht haben, ist bey weitem nicht so groß, als unter den Franzosen, den Engelländern, und den Deutschen. Hierinnen haben die letztern vor den Alten vieles voraus, wiewohl es ihnen gar nichts hilft, und sie nicht den mindesten Vortheil davon geniesen. Bis zu den Zeiten des Sokrates, eines Schülers des Archelaus, welcher letztere den Anaxagoras zum Lehrer gehabt hat, bestund die Weltweißheit in weiter nichts, als in der Wissenschafft der Zahlen, in der Erkänntniß der Grundsätze von der Bewegung, und in der Lehre von den Ursachen, und dem Ursprunge der Zeugung sowohl, als des Unterganges aller Dinge. Desgleichen machte sie sich mit der Sternseherkunst, mit der Erdmeßkunst, und mit allem demjenigen zu schaffen, was die himmlischen Körper etwas angehet. Sokrates war, nach den Worten eines alten berühmten Redners, der erste,

der die wahre Weltweißheit von dem Himmel auf die Erde herabholte, und sie nicht allein überall in allen Städten einführete, sondern ihr auch den Eingang in alle Häuser öfnete, indem er auf gewisse Weise beynahe einen jeden einzelen Menschen nöthigte, über dasjenige nachzudenken, was zu Bildung guter Sitten, und zu dem Unterschiede des guten und bösen etwas beytragen kann. *

Die alten Europäer machten sich die guten Lehren ihres ersten Sittenlehrers mit grosser Begierde zu Nutzen. Nach dem Sokrates sahe man unterschiedene berühmte Schulen, wo man eben viel Fleiß auf die Erlernung guter Sitten, als auf die Naturlehre wendete. Die Neuern hingegen sind ihnen ganz und gar nicht nachgefolget. Es ist nicht anders, als wären sie nur lediglich darauf bedacht gewesen, wie sie sich von der Wissenschafft, die zu der Tugend führet, immer mehr und mehr entfernen möchten. Umsonst sind sie zu widerholten malen, und besonders in den letzten Zeiten durch große Männer erneuret worden, sich aus ihrer Schlaffsucht heraus zu reissen. Sie haben deswegen immer fortgefahren, alle diejenigen Schrifften, und gelehrten Leute,

* Sed ab antiqua Philosophia usque ad Socratem, qui Archelaum Anaxagoræ discipulum audierat, numeri, motusque tractabantur, & unde omnia orientur, quove reciderent; studioseque ab his siderum magnitudines, intervalla, cursus inquirebantur, & cuncta cœlestia. Socrates autem primus philosophiam devocavit e cœlo, & in urbibus collocavit, & in domus etiam introduxit, & coëgit de vita & moribus, rebusque bonis & malis quærere. Cicero Tuscul. Quæst. Lib. V. 4.

Leute, die sie von ihren Irrthümern hätten befreyen können, mit Gleichgültigkeit, und sogar mit Verachtung anzusehen. Die Liebe einer Scholastischen Gottesgelahrheit hat über den Nutzen einer gesunden Sittenlehre die Oberhand behalten. Gegen einen Europäer, der soviel Vernunfft beweiset, daß er die schätzbaren Bücher verschiedener Weltweisen lieset, findet man deren gewiß hundert, welche die Schrifften einiger Mönche den Ausarbeitungen eines Locke und Grotius vorziehen.

Hier siehest du, werthester Yn-Che-Chan, die Quelle der Laster, womit Europa überschwemmet ist. Es kan gar nicht anders seyn, als daß man an den Schülern die Begriffe gemercket, die sie von ihren Lehrern empfangen haben. Was für Lehrlinge können wohl solche Leute ziehen, welche dergleichen Meynungen, wie ich dir bereits angezeiget habe, und noch viele andere, die eben so ungereimt, und eben so strafbar sind, zu behaupten pflegen? Wie glücklich sind doch, lieber Yn-Che-Chan, unsere Landsleute, welche in der Liebe und Ehrfurcht gegen die Schrifften des Confucius, und seiner Schüler wider die schädliche Lehre der Bonzen, die man mit gutem Rechte für die Scholastische Gottesgelahrheit der Chineser ansehen kann, ein sicheres Verwahrungs-Mittel finden!

Lebe wohl, und ertheile mir Nachricht von deinem Wohlbefinden.

Paris. —

Der

Der zwey und funfzigste Brief.

Sieou-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Es kostet lange nicht soviele Mühe, werther Yn-Che-Chan, wenn man die Gemüths-Art aller andern Völcker erkennen will, als wenn man sich von der Gemüths-Art der Franzosen einen rechten Begrif machen soll. Da ich nun schon drey Jahre in Paris bin, so glaubete ich einen richtigen Begrif davon zu haben. Allein nunmehr fange ich nach und nach an, wahr zu nehmen, daß ich mich in sehr vielen Sachen betrogen habe. Wer weiß, ob sich dieser Betrug nicht durchgängig auf alles erstrecket?

Ich stund in den Gedanken, die Aufrichtigkeit sey eine Tugend, die in Frankreich unter allen am meisten ausgeübet werde. Kaum gehet sie daselbst unter einer ganz kleinen Anzahl von Leuten im Schwange. Ich vermengte den äuserlichen Schein der Aufrichtigkeit mit der Aufrichtigkeit selbst, und achtete dieses für wirckliche Ausschüttungen des Hertzens, was doch nur bloß heuchlerische Vertraulichkeit, und überleye Höflichkeits-Bezeigungen waren, die den Franzosen nichts kosten, und mehr Mode-Tugenden, als wirckliche gute Eigenschafften der Seele sind. Es ist gar kein Wunder, daß ich mich durch das äuserliche Bezeigen der Franzosen habe verführen lassen. Wie ist es möglich, dieses zu vermeiden? Man siehet bey ihnen weiter nichts, als wohlanständige Höflichkeits-Bezeigungen, Anbietungen gefälliger Dienste, eine Vertraulichkeit, die von Grund

des

des Hertzens zu seyn scheinet, eifriges Bestreben zu gefallen, verführerische Dienstfertigkeit. Wer sollte nun wohl bey solchen Umständen glauben, eben derselbe Mensch, an welchem man so viele, zu der menschlichen Gesellschafft dienliche Annehmlichkeiten wahrnimmt, sey in der That weiter für niemanden, als für sich etwas nütze, er sinne weiter auf nichts als auf seine Vortheile, und verhalte sich auch in allen seinen Handlungen diesen Grundsätzen gemäß?

Gewiß, lieber Yn-Che-Chan, man kann mit gutem Grunde behaupten, daß ziemlich durchgängig alle Franzosen sich bloß deßwegen bestreben, aufrichtig zu scheinen, weil sie sich die Hofnung machen, daß sie auf solche Weise, die Hochachtung und Freundschafft solcher Leute gewinnen, die ihnen Nutzen schaffen können. Sie wissen, daß auch sogar der ärgste Schalk sich vor falschen Leuten in acht nimmt. Es ist ihnen bekannt, was für Unheil der Verdacht der Schelmerey und Tücke in dem menschlichen Leben anrichten könne. Ist es also nicht ganz natürlich, daß sie sich möglichst angelegen seyn lassen, ein Laster, das ihnen so zuwider seyn kann, zu vermeiden?

Verdient wohl ein Mensch, aufrichtig genennet zu werden, der es nur bloß aus dergleichen Absichten ist, und der sich lediglich deßwegen offenhertzig zu seyn bemühet, weil er besorget, er möchte sonst die Gunst und Gewogenheit anderer, mit welchen er leben muß, einbüßen? Nein! Einen so schätzbaren Namen darf man ihm durchaus nicht beylegen. Erzwungene Tugend ist keine Tugend. Was kann man wohl aus der Aufrichtigkeit eines Menschen machen, der alle

Augen-

Augenblicke lügen würde, wenn er nicht zu befürchten hätte, daß man es gewahr werden würde? Aufrichtig heiße ich einen solchen, der sich, er sey in einer Verfassung, in welcher er wolle, nicht entschliessen kann, sich zu verstellen; der im Fall der Noth sein Glück dem Vergnügen die Wahrheit zu sagen, aufopfert; der gegen seine Vorgesezten, gegen seine Freunde, gegen seine Untergebenen einmal wie das andere offenhertzig ist; der von Natur alle Verstellung haßet, und alles dasjenige, was mit derselben auch nur in dem mindesten Verhältniße stehet, auf eine sorgfältige Weise vermeidet.

Dieses ist der Mensch, den ich aufrichtig nenne, und dergleichen Gemüths-Verfassung glaubte ich eine Zeit lang in der gröβten Anzahl der Franzosen wahrzunehmen. Ich ließ mich durch ihre falsche Offenhertzigkeit verführen, und wurde dadurch betrogen. Gegenwärtig aber kenne ich sie schon besser. Ihre Aufrichtigkeit ist ziemlich durchgängig eine geschickte Verstellung, welche diejenigen, die sie vonnöthen haben, zu verführen trachtet. Ihre vorgegebene Ausschüttung des Hertzens hat weiter keine Absicht, als daß sie dadurch andern, mit welchen sie leben, in das Hertz sehen, und allen Verdacht, den man von ihrer Verstellung etwan schöpfen kann, entfernen mögen. Kurtz! Ihre Offenhertzigkeit ist eine feine Betrügerey, und man kan mit gutem Grunde sagen, der gröste Schalck unter ihnen sey derjenige, der am aufrichtigsten zu seyn scheinet.

Es giebt in Europa Nationen, lieber Yn-Che-Chan, welche die Verstellung und Heucheley noch

viel

viel weiter, als die Franzosen treiben. Hieraus kanst du urtheilen, ob die Mißionarien Ursache haben, unsern Landsleuten ihre Verstellung vorzuwerfen, und ob sie wohl diese vorgebliche Offenhertzigkeit der Europäer mit gutem Grunde rühmen dürfen. Sie mögen davon sagen, was sie wollen, werthester Yn-Che-Chan, so bleibt es doch ausgemacht, daß ihre Mitbürger weiter nichts, als die Gabe besitzen, sich mit mehrerer Geschicklichkeit, als unsere Landsleute zu verstellen, und folglich schalckhaffter zu seyn.

Wenn wir eben diesen Mißionarien Glauben zustellen, so giebt es noch viele andere Dinge, worinnen diese großen Europäer einen unendlichen Vorzug vor uns haben. Was, zum Beyspiele, die Keuschheit anlanget, so sollte man nach ihren Reden denken, es herrsche unter ihnen die Reinigkeit des güldenen Zeitalters. Gleichwohl findet sich bey ihnen statt dieser Tugend, die allerausgelassenste Frechheit, und die gröbste Wollust. Leute von dem vornehmsten Stande sind nicht im geringsten enthaltsamer, als die übrigen, und in allen den verschiedenen Ständen herrschet die Unkeuschheit überall in gleichem Grade. Beynahe möchte es heißen, daß drey Viertheile von den Europäern alle Scham verlohren haben, und jenen öffentlichen Huren ähnlich sind, welche sogar mitten unter den schimpflichen Strafen, die sie dulten, immerfort eine lüderliche und schelmische Miene in ihrem Gesichte behalten. Wer sollte aber gleichwohl, wenn er von ausländischen Nationen reden höret, auf die Gedanken gerathen, daß sie so gar lasterhaft wären? Ich muß es dir frey bekennen, daß ich sie nicht eher recht habe kennen lernen,

als biß ich mitten unter ihnen gewesen bin. In China thun sie sich Gewalt an, es mag nun dieses aus Scham oder aus Furcht, oder etwan aus Mangel der Gelegenheit geschehen. Wie groß ist doch der Unterschied zwischen einem Franzosen, wenn er sich in Pecking aufhält, und zwischen einem andern, der in Paris lebet! Dieser Unterschied findet durchgängig in allen Ständen statt, und die Mißionarien sind in China wircklich weit gezogenere Leute, als in Frankreich, oder wenn sie es auch nicht sind, so geben sie sich doch alle Mühe, es zu scheinen.

Du würdest erstaunen, lieber Yn-Che-Chan, wenn du die unordentliche Lebens-Art der Geistlichen ansehen solltest. Es ist nicht anders, als ob bey ihnen alle Leidenschafften mehr Gewalt als bey andern Leuten hätten. Haßen sie jemanden, so ist nichts in der Welt, daß sie nicht versuchen sollten, um sich an ihrem Feinde zu rächen. Haben sie das Geld lieb, so ist wohl kein Mittel zu finden, dessen sie sich nicht bedienen sollten, um es zu erlangen. Sie lassen sich diejenige Hülfe bezahlen, die sie vermöge der Religion andern angedeyen zu lassen verbunden sind. Sie treiben mit dem GOtt, dem sie dienen, ein schändliches Gewerbe. Sind sie dem Weiblichen Geschlechte ergeben, so treiben sie die Ausschweifung bis auf das äuserste, und die Schandthaten, die sie begehen, sind so abscheulich, daß du bloß über die Erzählung derselben dich entsetzen würdest.

Wenden wir uns von den Geistlichen zu den Adelichen, so werden wir bey dem grösten Theile derselben eben nicht mehr Tugend oder Redlichkeit

antreffen. Bey den Europäern finden wir grösten theils Leute, bey welchen die Liebe zu dem wahren Ruhme ganz und gar verloschen ist. Wissenschafften zu treiben, sich von den Gesetzen ihres Vaterlandes zu unterrichten, die guten Sitten durch ihr Beyspiel darinnen in Aufnahme zu bringen, lassen sie sich gar wenig angelegen seyn. Daraus aber machen sie sich eine Ehre, daß sie die Weiber ihrer Mitbürger zur Treulosigkeit gegen ihre Männer verführen können. Gerechter GOtt! Was für eine Ehre! Freylich wohl kann sie bey einem Volke, das dem Ansehen nach die ersten Grundsätze des Völkerrechtes, und die allerleichtesten Regeln der Redlichkeit vergessen hat, nicht anders beschaffen seyn. Zu dem Ehebruche der Adelichen kommt noch unnütze Hanthierung, Stoltz, Unwissenheit, Härte des Hertzens, Verachtung der Elenden, die Begierde andern zu schaden, gegen welche sie sich doch äuserlich als die besten Freunde bezeigen. Sollten soviele häßliche Fehler in einem sterblichen Geschöpfe sie nicht aller Rechte der Menschlichkeit verlustig machen? Verdieneten diese Europäischen Edelleute, die sich auf ihre Geburt so viel zu gute thun, und doch sich derselben so wenig gemäß verhalten, nicht mit allem Rechte, daß sie in Luchse verwandelt würden? Gewiß, wenn die Verwandlungen, wovon uns die alten Dichter so vieles erzählen, heut zu Tage noch statt fänden, so würden in Europa unter den Edelleuten sehr wenige übrig bleiben, die noch eine menschliche Gestalt behielten.

Die Kaufleute und Bürger richten sich nach den verderbten Sitten des Adelstandes. Sie glauben, daß sie sich dadurch, wenn sie lasterhaffter werden, vor andern hervorthun, nach der Mode leben, und sich über ihren Stand erheben. Solches Unheil kann ein böses Beyspiel stiften. Drey Viertheile von den Europäern würden redliche Leute seyn, oder wenigstens sich bemühen, es zu werden, wenn nur diejenigen, die sie für Muster des guten Geschmackes, und der Vernunft betrachten, sie nicht zu eben dergleichen Schandthaten verleiteten, in welchen sie sich selbst alle Tage herumwältzen.

Es ist wircklich etwas wunderbares, daß Leute, die so lasterhafft, als die Europäer sind, gleichwohl so vortrefliche Gesetze haben. Indessen läßt sich das, was ich dir vor einiger Zeit von den Franzosen gesaget habe, durchgängig von allen Nationen in Europa behaupten, daß nemlich die Gesetze bey ihnen mehr zum Staate und aus Eitelkeit, als deßwegen gestifftet sind, weil sie Lust haben, dieselben zu beobachten. Die Europäischen Gesetze sind in meinen Augen nicht viel anders, als solche Bücher, die in den Sammlungen großer Herren, welche sie nicht verstehen, gefunden werden. Es siehet niemand in dieselben hinein, und man hat sie mit grossen Kosten bloß, auf eine eitle Art damit groß zu thun, gesammlet. Eben so werden auch die vorzüglichsten Veränderungen in den Europäischen Ländern ganz und gar nicht beobachtet. Daher erfolget auch nothwendi-

wendiger Weise, wie du gar leicht denken kanst, aus einer solchen Verabsäumung lauter Verwirrung. Die Geistlichen thun alle Tage in die Rechte der weltlichen Obrigkeit unerlaubte Eingriffe. Die Landesherren entziehen an manchen Orten den Unterthanen alle ihre uralten Vorrechte, und zerstören die Einigkeit, welche zwischen den Fürsten und den Unterthanen walten sollte; An andern Orten vergessen die Unterthanen die Hochachtung, die sie ihren Oberherren schuldig sind. Kurz, werther Yn-Che-Chan, die Geschichte von Europa ist die Geschichte der Unordnung und Verwirrung. Freylich siehet es also ganz anders aus, als in der Geschichte unsers Reiches. Wenn man die letztere Staatsveränderung ausnimmt, wodurch wir Tartarische Landesherren bekommen haben, so findet man darinnen kaum etwa in fünf biß sechs Jahrhunderten einmal eine solche Veränderung, wie fast alle Tage in Europäischen Ländern vorzugehen pfleget.

Es ist beynahe, als ob die Natur, die doch sonst in allen ihren Wirckungen blind ist, die Verbrechen der Europäer überdrüßig worden sey, und die Absicht habe, sie zu vertilgen. Ganz Europa gerieth in die äuserste Gefahr durch eine gewisse Krankheit, wovon man vor der Entdeckung des Landes Amerika gar nichts wuste. Dieses könnte fast den Widersachern der Leute, die es mit den neuen Auslegern halten, einen Beweiß an die Hand geben. Und wer weiß, wenn es dir eingefallen wäre, ob du es nicht auch in deine Briefe, worinnen du mir von der Nothwendigkeit eines verständigen höchsten Wesens geschrieben hast, eingerücket haben würdest. Du weist,

mein lieber Yn-Che-Chan, wieviel Menschen die Krankheit, welche man in Frankreich die Venerische zu nennen pfleget, vor zwey hundert Jahren in Europa hingerichtet hat. Die Spanier brachten sie mit sich von den Inseln, welche durch den Christoph Columbus entdecket worden waren, und steckten die Neapolitaner damit an. Kurtze Zeit darnach musten die Franzosen, die sich Meister von der Stadt Neapel gemacht hatten, diese Eroberung theuer bezahlen, immasen ihnen das Neapolitanische Frauenzimmer dasjenige anhing, was es zuvor von den Spaniern erhalten hatte. Die Krankheit grif eben so gewaltsam und schnell um sich, als eine Flamme die durch einen Sturmwind vergrössert wird, und nahm in ganz Europa auf eine entsetzliche Weise überhand. Ihr Gift breitete sich, gleich einer Seuche überall aus. Damals musten die Unzüchtigen für ihre Unkeuschheit büßen. Man sahe nichts als Geschwüre, eckelhaffte Blattern, und ansteckende Pestbeulen. Diejenigen, die von dieser Krankheit angetastet wurden, und deren Anzahl, wie du, lieber Yn-Che-Chan, leicht denken kannst, in einem so wollüstigen Lande, als Europa, nicht klein war, hatten in ihrem Gesichte eine grünliche Farbe. Ordentlicher Weise waren sie mit Grinden, Narben, und Blattern bedecket. Der ehemalige Aussatz der Griechen war gegen eine so häßliche Krankheit so zu sagen für gar nichts zu achten. Die Verwüstungen, welche sie in Frankreich anrichtete, waren so arg, daß sich durchgängig alle Stände des Reichs ihres Vortheils wegen angelegen seyn lassen musten, derselben Einhalt zu thun. Die Bischöffe vereinigten sich bey dieser Gelegenheit mit den Parlamentern. Bloß die Wuth einer so

schreck-

schrecklichen Krankheit war vermögend ein solches Wunder zu veranlassen, das man nicht leicht noch einmal erleben wird, immasen die Furcht wegen einer Trennung der Kirche bey der Geistlichkeit nicht so viel, als die Angst wegen der Franzosen-Krankheit vermag.

Der Bischof von Paris ließ sich gemeinschafftlich mit der weltlichen Obrigkeit angelegen seyn, wegen des Unterhalts, und der Wartung der Kranken Verordnungen aufzusetzen. Indessen konnten sie doch dadurch den Fortgang der ansteckenden Seuche keinesweges hemmen. Es war nicht anders, als ob der gänzliche Untergang der Europäer vor der Thür wäre. Alle Tage wurden unzählige Menschen von beyderley Geschlechte, jung und alt, in allen Ständen davon angefallen. Die Venerische Krankheit äuserte sich plötzlich an Leuten, die eine kurtze Zeit vorher die Gesundheit selber zu seyn schienen. Man legte Sieghäuser an, um die Kranken darinnen zu beherbergen, die sich nicht selbst gehörig verpflegen konnten. Ausländern, die damit behafftet waren, wurde anbefohlen, sich aus Paris weg zu begeben. Leuten, die zu ihrer Reiße kein Geld hatten, wurde es mitgetheilet. Andern, die in der Stadt zurück blieben, wurde bey Strafe des Galgens untersagt, aus ihren Häusern heraus zu kommen. Endlich nach einer gewissen Anzahl von Jahren ließ die Krankheit ein wenig nach, und ihr Gift war nicht mehr so gefährlich. Heut zu Tage ist sie, wie man saget, fast gänzlich getilget, und man macht sich die Hofnung, daß sie künftighin völlig aufhören soll. Kommt es soweit, so wird das unordentliche Leben der Europäer sich vermehren, und der einzige Zaum der sie biß hie-

her noch zurück hält, zerrißen werden. Wie soll man von der Gemüths-Art eines Volckes denken, das sich durch weiter nichts, als durch die Furcht einer häßlichen Krankheit, von dem Laster zurückhalten läst, und wo die Liebe zu der Tugend nicht so groß, als die Furcht wegen des Verlustes der Gesundheit ist? Solche Leute sind nicht besser, als das unvernünftige Vieh, welches nur blos auf dasjenige sinnet, was seinem Geschmacke schmeichelt, und ihm angenehme Empfindungen machet. Eben so ist es mit den Europäern beschaffen, die doch sonst so stolz, so ruhmräthig sind, sich den Einwohnern Asiens so sehr vorziehen, und von sich selbst so hohe Gedanken hegen.

Lebe wohl, und gib mir ehestens von deinen Umständen Nachricht.

Paris. ——

Der drey und funfzigste Brief.

Sioeu-Theou, an Yn-Che-Chan.

Worinnen bestehet wohl, lieber Yn-Che-Chan, der vornehmste Nutzen, den man von Reisen in fremde Länder zu gewarten hat, als darinnen, daß man den Menschen kennen lernet? Die Triebfedern des menschlichen Herzens sind überall einerley. Das Herz eines Chinesers, und das Herz eines Franzosen haben einerley Ursprung. Doch die Handlungen die sie beyderseits hervorbringen, sind gleich-

wohl

wohl dem äuſerlichen Anſehen nach ziemlich weit von einander unterſchieden. Die Auferziehung, die Religion, die Gebräuche, die Moden, die Himmelsgegend ſind die Urſachen von dieſer Verſchiedenheit. Ich betrachte ſie als einen Gegenſtand, der im Grunde zwar allemal einerley bleibet, nur daß er auf verſchiedene Weiſe geändert, und anders eingerichtet iſt.

Wäre ich in meinem Leben gar nicht aus der Hauptſtadt von China weggekommen, ſo würde ich ganz ſicher niemals auf eine ſolche Anmerkung gefallen ſeyn, die wichtiger iſt, als ſie dem erſten Anſehen nach ſcheinet. Als ein Mann, der für ſeine Nation ganz außerordentlich eingenommen wäre, würde ich ſie zu allen Zeiten für die vollkommenſte angeſehen und ſchlechterdings allen andern von welchen die Geſchichte Meldung thut, ja ſogar ſolchen vorgezogen haben, von welchen die partheyiſchen und eigennützigen Mißionarien die allervortheilhafteſten Beſchreibungen machen. Ich hätte nur etwan von ihnen in Büchern leſen, oder durch mündliche Erzählungen hören dürffen, daß ſie dieſen, oder jenen Gebrauch hätten, der ſich gar nicht mit ſolchen verträgt, für welche ich vermöge eines Vorurtheils eine blinde Hochachtung hegete, ſo würde dieſes ſchon mehr, als zu hinlänglich geweſen ſeyn, meiner Nation den Vorzug vor jener einzuräumen. Wer weiß, ob ich nicht noch weiter gegangen wäre? Allem Anſehen nach, würde ein Menſch, der kein gebohrner Chineſer iſt, er möchte her ſeyn, wo er wollte, in meinen Gedanken von einer geringern Gattung geweſen ſeyn. Ich würde ihn für ein gewiſſes

Geschöpf von einer niedrigern Klasse angesehen haben, mit welchem man nur bloß aus Gefälligkeit, und Großmuth so, wie mit seines gleichen umzugehen pfleget. Das, was ich dir hier sage, hast du wohl vielleicht auch selbst empfunden. Hast du nicht eben so, wie ich, jene Verwunderung, jenes Mitleiden an dir gemerket, die sich bey dem Antritte einer ersten Reise in uns regen, wenn wir neue Gegenstände, und andere Gebräuche, als wir in unserm Lande gewohnt sind, zu sehen bekommen? Ich muß es zu meiner Schande bekennen; kaum war ich über die Gränzen von China heraus, so verwarf ich schon alles dasjenige, was ich unsern Grundsätzen zuwider fand. Mit diesem übereilten Urtheile vereinigte sich eine gewisse Gattung eines verächtlichen Mitleidens gegen Leute, die so ungeschickt und unwissend waren. Nach und nach hat dieses Vorurtheil vieles von seiner Kraft verlohren. Je weiter ich mich von China entfernete, desto mehr rückte es, wie es mir schien, unvermerket von jenem hohen Platze herab, auf welchen ich es in der Verblendung gesetzet hatte; Und jemehr sich dieses Land erniedrigte, destomehr stiegen die übrigen Gegenden der Erde, gleich als durch ein Gegengewicht in meinem Gesichtskreise empor. Endlich bin ich, wie wohl ganz langsam und Stufenweise, so weit gekommen, daß ich das lächerliche des National-Vorurtheils vollkommen eingesehen, der Gerechtigkeit ohne Partheylichkeit Platz gegeben, und mich überzeuget habe, es sey eine Nation so gut, als die andere berechtiget, ihre Gebräuche für gut zu halten, welche über dieses niemals so willkürlich sind, daß man nicht durch einiges Nachsinnen heraus bringen sollte, es habe immer ein jeder seinen guten

Grund,

Grund, und sey von gewissen Umständen herzuleiten, welche einem jeden Orte besonders und eigenthümlich sind. Wie sehr habe ich mich nicht hernach geschämet, lieber Yn-Che-Chan, da ich mich meiner vormaligen Denkungsart erinnerte, und zugleich wahrnahm, daß man mir mit allem Rechte folgenden Verweiß geben konnte: „O blödsinniger Chineser, wie groß ist der „Irrthum, in welchem du steckest! Du verachtest, „und verwirfst alles das, was du nicht unter den „Gebräuchen deiner Nation antrifst. Siehest du „denn nicht, daß alle andere Völker in der Welt, „wenn sie eben so ungerecht, und partheyisch, als „du, verfahren wollten, aus einem gleichen Grunde „eben diejenigen Gebräuche, verachten, und verwer„fen könnten, die doch der einzige Gegenstand dei„ner Hochachtung und Ehrerbietung sind?

Denke nicht etwan, werther Yn-Che-Chan, daß ich mich durch diese Betrachtung, die eigentlich nicht zur Sache gehöret, von meinem Haupt-Zwecke entferne, den ich mir in dem gegenwärtigen Brief vorgesetzet habe. Mein erster Satz war, einer von den besten Vortheilen, die man von den Reisen in fremde Länder zu gewarten habe, bestehe meinen Gedanken nach darinnen, daß man den Menschen kennen lernet, der überall ziemlich einerley ist. Der Unterschied, den man in den Handlungen verschiedener Menschen bemerket, bestehet in weiter nichts, als darinnen, daß ein Gegenstand, der im Grunde immer einerley bleibet, auf verschiedene Weise geändert, und anders eingerichtet ist. Zu dieser Erkänntniß gelanget man nicht eher, als, wenn man viel in der Welt gesehen, und sich das National-

Vorurtheil ganz und gar aus dem Sinne gebracht hat; Immaſen dieſes uns die Gegenſtände unter einer falſchen Geſtalt darſtellet und dieſelben nach Maßgebung der trüglichen Gläſer, deren es ſich bedienet, entweder vergröſert, oder verkleinert. Sobald das Vorurtheil verbannet iſt, ſiehet man die Gegenſtände ſo, wie ſie eigentlich ſind. Man läßt ſich nicht mehr durch den äuſerlichen Schein betrügen; Die Gläſer zerbrechen; Der Blick wird richtig, und durchdringend; Man ſuchet den Menſchen, und findet ihn.

Um dir die Wahrheit deſſen, was ich hier ſage, zu beweiſen, iſt meine Abſicht keinesweges, eine lange Vergleichung zwiſchen verſchiedenen Nationen anzuſtellen, welches eine ganz leichte Sache wäre: Wiewohl du auch ſchon in meinen vorhergehenden Briefen mehr als einmal ſolche Vergleichungen gefunden haben wirſt. Aber ich will es dabey bewenden laſſen, daß ich deine Gedanken auf jene groſe und mächtige Triebfeder des menſchlichen Hertzens verweiſe, welche ziemlich alle die übrigen treibet, und regieret, die zu Pecking ſich in dem Menſchen wirckſam erzeuget, die ihn zu Paris in Bewegung ſetzet, und die folglich den Chineſer und den Franzoſen in ein gleiches Verhältniß bringet. Es iſt dieſes die Eigenliebe. Hierdurch verſtehe ich keinesweges eine gemäſigte Liebe gegen ſich ſelbſt, eine vernünfftige Liebe, vermöge welcher ein jeder Menſch auf ſeine eigene Erhaltung gehöriger maaſen bedacht iſt. Ich meyne hier eine ausſchweifende Liebe des Menſchen zu ſich ſelbſt, welche alle Regeln der Ordnung, und der Natur überſchreitet, jene blinde und eigennützige

Eigen-

Eigenliebe, welche die Mutter des Stolzes und des Übermuths ist. Ich habe gefunden, daß sie sich durchgängig in der ganzen Welt ausgebreitet hat, ohngeachtet man doch an unzählichen Beyspielen deutlich erkennen sollte, daß sie ungerecht ist, und auf schlechtem Grunde beruhet, ohngeachtet die Grundsätze der Weltweisen, die Bemühungen des Confucius, und aller klugen Sittenlehrer vorhanden sind. Daher sollte ich beynahe glauben, daß diese Eigenliebe eben sosehr zu dem Wesen des Menschen, als die Festigkeit zu dem Wesen der Materie gehöret. Wenn man die rechte Wahrheit sagen soll, so sind die Europäer in diesem Falle noch weit strafbarer, als die übrigen Völcker, da es unter den Sätzen der Religion, zu welcher sie sich bekennen, einer von den Vornehmsten ist, daß sie diese ausschweifende Eigenliebe verbannen sollen. Was soll man wohl von einem Menschen denken, der uns saget: Meine Religion gebietet mir vorzüglich vor allen andern Dingen, meine Nichtigkeit zu erkennen, demüthig zu seyn, bescheiden zu seyn, u. s. w. und der doch beynahe in eben demselben Augenblicke beweiset, er habe von sich hohe Gedanken, und sey so stolz, daß er für Hochmuth bersten möchte? Könnte man ihm nicht mit gutem Grunde den Vorwurf machen: „Mein „Herr, sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich „Ihnen frey heraus sage, daß ich mit Ihnen nichts „zu thun haben will, daß ich mich vor Ihnen fürchte, und Ihnen aus dem Wege gehe: Da Sie sich „in der Hauptsache Ihren Grund-Sätzen nicht gemäß verhalten, wie kann ich Ihnen wohl zutrauen, „daß sie sich in andern nicht so wichtigen Dingen, „in solchen, welche die Redlichkeit und den Umgang

„im

» im menschlichen Leben zum Gegenstande haben, » darnach richten werden? » Doch, lieber Yn-Che-Chan, wenn ich mit einem jedweden, auf welchen man dergleichen Worte anwenden kann, also reden wollte, so würde ich in kurtzer Zeit mit gar niemanden umgehen dürfen. Man möchte beynahe sagen, daß ein jeder Mensch sich selbst für das vorzüglichste Geschöpfe, für den Mittelpunkt des ganzen Weltgebäudes ansiehet. Stelle dir einmal vor, wenn es dir möglich ist, was für eine Verwirrung in der menschlichen Gesellschafft daraus entstehen muß. Da ein jeder von diesen Mittelpunkten seinen besondern Wirbel hat, so müssen sie nothwendiger Weise alle Augenblicke aneinander anstosen. Sie werden nicht übel durch die Wirbel des Des-Cartes vorgestellt. Durch diese Unregelmäsigkeit der Bewegungen muß freylich die Verwirrung noch grösser werden. Sie sind nichts weniger, als einförmig. Die Eigenliebe veranlasset unter ihnen eine unendliche Mannichfaltigkeit. Sie ist in den Wendungen, die sie zu nehmen pfleget, unerschöpflich. Bey einem mächtigen Mandarin meldet sie sich durch das Gefolge, und durch die zahlreiche Begleitung, die vor ihm hergehet oder um ihn herum ist; bey einem Lettreen von dem ersten Range geschiehet es durch jene gravitätische und scheinheilige Miene, die du an ihm siehest, noch mehr aber durch den Unwillen, der sich in ihm reget, sobald man ihm nur im mindesten widerspricht. Paris aber ist der Ort, wo dieser Proteus sich unter tausenderley verschiedenen Farben zeiget. Hier ist er recht in eine kunstmäßige Verfassung gebracht. Gar oft hält er sich vermöge eines mühsam ausgesonnenen feinen Bezeigens verborgen,

borgen, und verstecket sich hinter allerhand äuserliche Stellungen, die ihm ganz und gar entgegengesetzt zu seyn scheinen. Man würde sich vielmal irren, und unrecht ankommen, wenn man nicht einen Probierstein hätte, der den rechten Weg weiset; Und dieses ist folgender. Die Eigenliebe ist freylich in tausenderley Dingen fein, und verschlagen, gleichwohl aber läßt sie sich von demjenigen, der ihr Weyrauch streuet, und es wohl gar zuweilen auf eine sehr tölpische Art thut, gar leichte täuschen. Einzeln kann ich dir unmöglich jede Rolle beschreiben, welche die Eigenliebe spielet, sondern ich will dir nur mit kurzen Worten sagen, daß es scheinet, als ob sie in demjenigen, was man den Petit Maitre, oder Stutzer, und die Coquette, oder die Buhlschwester zu nennen pfleget, alle übrigen Personen zusammen vereiniget. Das eine ist unter den Mannspersonen eben das, was das andere unter dem weiblichen Geschlechte ist. Woferne du etwan noch nicht weißt, was dieses für eine Gattung von Leuten ist, so will ich dir hier die Beschreibung von einem Petit Maitre liefern, wie sie durch einen Schriftsteller gemacht ist, der gute und schlechte Sachen hat: * „Die Stutzer „ sind junge Leute von vornehmen Stande, welche „ gleich als in einem kurzen Begriffe alles schlechte „ und unangenehme vorstellen, was sich an der Ju„ gend, an der französischen Gemüths-Art, und an „ dem Hofe befindet. Um etwas aus sich zu machen, „ und über andere Leute wegzusetzen, kehren sie sich „ nicht an diejenigen Regeln des Wohlstandes, welche

* *Muralt* Lettres sur les Anglois, sur les François & les Voyages, p. 318.

» che andere Leute beobachten, und lassen bey aller
» Gelegenheit freches Wesen und Verächtlichkeit an
» sich blicken. » Noch eine andere Abschilderung
» von einem berüchtigten Stutzer, die von der Hand
» eines andern Schrifftstellers herrührt:* » Er verei-
» niget mit dem vornehmsten Herkommen den aller-
» angenehmsten Witz, und die allerverführerischeste
» Gestallt. Von allen Frauenspersonen wird er
» angebetet, die er gleichwohl unaufhörlich hinterge-
» het und auf sie schmähet; Er ist eitel, gebiete-
» risch, unbesonnen, und vielleicht bey den Frauens-
» personen eben dieser Fehler wegen, ohngeachtet sie
» ihren Vortheilen noch so sehr zuwider sind, um
» soviel mehr in Ansehen. Er hat sich eine gewisse sonder-
» bare Sprache angewöhnt, die, wenn sie gleich noch
» so abgeschmackt, und gekünstelt ist, dennoch das
» Glück hat, daß sie manchen Leuten gefällt. Er scher-
» zet mit kaltem Blute, und allezeit auf eine annehm-
» liche Weise, es mag sich nun dieses in den Sa-
» chen selbst, oder in der neuen Wendung befinden,
» womit er sie ausschmückt. Wenn er andern etwas
» nach thut, so giebt er ihm allemal einen neuen
» Reitz. Er ist der Erfinder von den Annehmlich-
» keiten seiner Person sowohl, als seines Witzes, und
» weiß sich gewisse besondere Annehmlichkeiten zu ge-
» ben, die man nicht recht anzupacken, noch zu beschrei-
» ben weiß. » Vielleicht wunderst du dich, werthe-
ster Yn-Che-Chan, über die angezeigten Beschrei-
bungen. Du bildest dir wohl gar ein, daß sie von
den Leuten nach Belieben ersonnen sind. Allein ich

kann

* Egaremens du cœur & de l'esprit par *Crebillon*. 1. Part. p. 171.

kann dich versichern, daß sie dieselben von wirklich vorhandenen Gegenständen hergenommen haben. Zum Glücke hat es sich in diesem Stücke heut zu Tage ein wenig geändert. Man fängt allmählich an, diese verderbliche Brut der Eigenliebe überdrüssig zu werden. Man muß einen großen Theil von Eigenliebe besitzen, um eine solche Person vorzustellen, und hernach gehört viel Witz dazu, daß man sie recht behauptet. Wir wollen einmal setzen, daß ein Stutzer und eine Buhlschwester mit einander zu thun bekommen. Sollte man hier nicht sagen können, daß alsdenn die ausschweifende Eigenliebe sich in ihrem vollen Glanze zeigt, daß die beyden Personen sich um die Wette bestreben, einander zu betrügen, und daß die Belohnung des Sieges in dem Ehrentitel einer Erzschelmerey bestehet?

Zu was für schädlichen Ausschweifungen, werther Yn-Che-Chan, kann der klägliche, aber leider ziemlich allgemeine Hang des menschlichen Herzens die Menschen verleiten? Bedaure sie mit mir wegen ihres Unglücks, und preise diejenigen glücklich, die zum wenigsten noch auf einige Scham und Scheu etwas zu halten pflegen. Nur dieses kann ich gar nicht begreifen, wie Leute, die doch sonst ziemlichen Verstand haben, sich gleichwohl zu Erreichung ihres Endzweckes so unrechter Mittel bedienen. Denn ihr Zweck ist doch allemal, den Leuten zu gefallen. Die Eigenliebe selbst kann gar keinen andern haben. Gleichwohl ist ihre gewöhnliche Folge immer diese, daß sie sich Haß zuziehet. Nichts ist richtiger, als der Grundsatz, daß Eigenliebe die Menschen überall verhaßt macht. *

Weil also die übermäßige Eigenliebe zu allen Zeiten und überall in der gantzen Welt in dem menschlichen Hertzen sogar sehr überhand genommen hat, was für Hochachtung, was für Ehrerbietung verdienet nicht auf solche Weise jene kleine Anzahl von vortreflichen Menschen, welche gleich den Stralen des Lichtes, die sich hier und da in der Finsterniß blicken lassen, durch ihre Sittsamkeit, durch ihre Redlichkeit, durch ihre Uneigennützigkeit, wenn es auf ihre persönlichen Vorzüge ankommt, sich über andere Menschen, so zu sagen, empor schwingen? Wendet man denn wohl etwan zuviel daran, wenn man um von ihrer gründlichen Einsicht unterrichtet zu werden, und solche vortrefliche Beyspiele zu seiner Nachahmung vor Augen zu haben, eine Reise von tausend Meilen daran wendet? Solltest du es wohl glauben, lieber Yn-Che-Chan, daß eben der Ort, wo eingebildete Stutzer in Menge herum laufen, auch Leute von derjenigen Gattung aufweiset, wie ich dir itzt beschrieben habe? In Paris finden sich solche vortrefliche Gemüther, die man zwar leicht bewundern, aber es nicht leicht ihnen nachthun kann. Ich will dir einen solchen Mann beschreiben, der sich durch seine Schrifften fast überall in ganz Europa bekannt gemacht hat, und dem man für dieselben nicht genug danken kann. Seine Absicht ist gewesen den Verstand-

* Des hommes voici le syſteme.
Qui brule de ſes propres feux,
Devient un objet odieux,
Qui n'eſt aimable, qu'à lui-même.
Dis ist ein Satz, womit es jeder hält;
Wer Eigenliebe zu erkennen giebt,
Macht sich verhaßt, so, daß ihn niemand liebt,
Und er bloß sich, sonst keinem mehr, gefällt.

stand, und das Herz der Jugend zu bilden. Wie geschickt hat er nicht seinen rühmlichen Entwurf ausgeführet? Doch hier ist eigentlich nicht der Ort, wo ich dich von seiner großen Gelehrsamkeit, oder von seiner gründlichen Art zu denken, oder von seinen klugen Betrachtungen unterhalten soll. Ich muß dir vielmehr seine Entfernung von Eigenliebe, seine Redlichkeit, und Uneigennützigkeit in Ansehung seiner eigenen Person rühmen. Höre seine eigene Worte, und fälle darüber ein Urtheil:* „Ohngeachtet „das Publicum den Eifer, mit welchem ich ihm „zu dienen trachte, nicht mißbilliget, so glaube ich „doch nichts destoweniger, daß ich nöthig habe, mich „deßwegen bey ihm durch eine kleine Schutzrede zu „rechtfertigen. Mich dünkt, es blickt hinter dieser „Eilfertigkeit, ein Buch nach dem andern heraus zu „geben, eine gewiße Prahlerey hervor, die mir „selbst nicht gefallen will. Wenn jemand aus der „Menge und Mannigfaltigkeit der am Rande an„gezeigten Schrifftsteller von meiner Schrifft urthei„len sollte, so würde er vielleicht auf die Gedanken „gerathen, es werde dazu eine ganz entsetzlich grose „Gelehrsamkeit erfordert. Es hätte auch seine voll„kommene Richtigkeit, wann man dazu keine fremde „Beyhülffe bey der Hand hätte, und selbst alle die„se Sachen zuerst aufsuchen müste. Hingegen fin„det man sie fast insgesammt in einer genauen Ord„nung nach den Jahren bey dem Usserius beysam„men. —— Oftmahls thue ich weiter nichts, als „daß ich den Priedeaux abschreibe. Diese Freyheit, „die ich mir genommen habe, mir alles anzumassen, „was mir zu meiner Sache dienet, erspart mir viele

* *Rollin*, Histoire Ancienne Tom. VIII. Avertissement.

» Mühe und Zeit. Dafür habe ich aber auch wei-
» ter keine Ehre dabey, als daß ich ein getreuer Ab-
» schreiber heiße. Wenn ein jeder Schriftsteller, dem
» ich etwas entwende, izt in dem Augenblick käme,
» und sich das, was ihm gehört, wieder zueignete,
» so würde es mir eben so, wie der Krähe in der Fa-
» bel gehen, die sich mit frembden Federn ausge-
» schmücket hatte. Doch ist hiebey noch der Unter-
» schied, daß jene sie für die Ihrigen ausgab, und
» ich hingegen meinen Diebstahl gestehe. » Wer bemerket nicht hier eine Aufrichtigkeit, die aus dem Grunde des Herzens hervorquillt? Wenn es nach den Worten des Schriftstellers gehet, so hat es das Ansehen, als ob man ihm nicht den mindesten Dank schuldig sey. Ganz anders urtheilet hingegen die Gelehrte Welt und in derselben besonders Leute von gutem Geschmacke. Ich würde dir aus seinen Büchern zwanzig Sellen anführen müssen, wenn ich dir alle diejenigen Spuren zeigen wollte, woran man die Redlichkeit, und Bescheidenheit des Herrn Rollin bemercken kann.

Ich muß eilen, daß ich zum Schluß komme. Dieser, lieber Yn-Che-Chan, soll darinnen bestehen, daß bloß die Erkänntniß des Menschen, wozu uns Reisen in fremde Länder behülflich seyn können, sattsam hinreichet, um uns dieselben beliebt zu machen. Weit gefehlt, daß ich mit einem gewissen Schrifftsteller, den ich dir in dem gegenwärtigen Briefe aus einer andern Absicht bereits genennet habe*, denken sollte, » daß Reisen weiter keine Veränderungen, als solche » mit sich bringen, welche die Zeit ohne sie nothwen-

» diger

* *Muralt*, Lettres sur les François &c. pag. 468.

» diger Weise mit sich bringen müste, und daß alle
» diejenigen, eben von der Art sind, die man an jun-
» gen Leuten, wenn sie auf Reisen gewesen sind, zu
» bemercken pfleget, immasen Reisen nicht vermögend
» sind dergleichen Veränderungen zu verhindern,
» gleichwie sie dieselben eben so wenig hervorbrin-
» gen.» Ich räume ganz gern ein, daß man reisen kann, ohne einen Vortheil davon zu haben. Aber davon ist hier die Rede gar nicht. Genug, daß ein rechtschaffener Mensch es schon so einrichten kann, daß er von seinen Reisen wirklich Nutzen hat. Dieses ist mehr, als zu hinreichend, meine Meynung zu rechtfertigen.

Ich kann hiervon aus eigener Erfahrung reden. Bey meiner Abreise aus China hatte ich von meiner Nation ganz entsetzlich hohe Gedanken. Dieses Vorurtheil hat sich nach und nach verloren. Ich habe gesehen, daß die übrigen Menschen mit den Chinesern viel ähnliches hatten. Ich habe wahrgenommen, daß die Leidenschafften ziemlich überall einerley waren, und daß eine übertriebene und auf tausenderley Art verkappte Eigenliebe die Seele davon war. Demnach habe ich den hauptsächlichsten Feind des menschlichen Geschlechtes entdecket. Ist dieses nicht schon soviel, als hätte ich ihn halb überwunden? Ich lasse es an nichts ermangeln, um meinen Sieg vollständig zu machen.

Lebe wohl lieber Yn-Che-Chan, und arbeite an dir selbst.

Paris. —

Der vier und funfzigste Brief.

Sieou-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Vor etlichen Monaten, wertheſter Yn-Che-Chan, iſt hier eine Schrifft zum Vorſcheine gekommen, deren Verfaſſer ein Jeſuit iſt. Er hat den Befehl erhalten, das Land zu räumen, weil er ſie in Druck gegeben hat. Anfänglich hatte man ihm die Erlaubniß gegeben, ſein Buch drucken zu laſſen. Kurtz darnach aber hat man wahr genommen, daß er unter dem Scheine einen ſchertzhafften und witzigen Lehrſatz unter den Leuten bekannt zu machen, den allerſicherſten und gründlichſten Einkünfften der Geiſtlichen zu nahe trat, und die Meynungen, die ſie von dem Zuſtande der Seelen nach dem Todte behaupten, über den Haufen warf. Hier will ich dir die Gedanken des Jeſuiten kürtzlich erzählen.

Es kann dir, lieber Yn-Che-Chan, nicht unbekannt ſeyn, daß die Europäiſchen Weltweiſen über die Seelen der Thiere beſtändig geſtritten haben, und daß dieſer Streit noch izt mit großer Heftigkeit fortgeführet wird. Manche haben behauptet, die Seele der unvernünftigen Thiere ſey materialiſch. Dieſe Meynung hat man verworfen, weil man für ausgemacht annahm, daß die Materie nicht vermögend ſey, ſich ſelbſt zu bewegen; Und weil, wenn man dieſes als möglich voraus ſetzen wollte, die Seelen der Menſchen in Anſehung ihres Weſens eben ſo, wie die Seelen der Thiere beſchaffen ſeyn könnten, nur daß ſie die Freyheit hätten, ein wenig freyer,

und deutlicher in ihren Handlungen zu verfahren, weil an ihnen die Werckzeuge der Sinnen viel vollkommener eingerichtet wären. Die Leute, von welchen die angezeigten Einwürfe herrühren, haben die unvernünfftigen Thiere in Kunstwercke verwandelt, und ihnen alle Empfindung abgesprochen. Andere Weltweisen haben über diese Verwandlung ihren Spott gehabt, weil sie durch die tägliche Erfahrung widerleget wird, und den allerdeutlichsten und leichtesten Begriffen schnurstracks zuwiderläuft. Da sie nun den Schwierigkeiten, die sich bey den zwo izt angezeigten Meynungen befinden, gern ausweichen wollten, so haben sie die dritte Meynung erfunden. Ihrem Vorgeben nach ist die Seele der unvernünftigen Thiere geistisch, doch auf eine nicht so vollkommene, und weit gröbere Weise, als die Seelen der Menschen. Wider eine so gar wenig wahrscheinliche Meynung haben sich unterschiedene Metaphysicker empöret. Es können doch, haben sie gesagt, unmöglich zweyerley Gattungen geistischer Wesen seyn. Ein jedes Wesen ist entweder körperlich, oder geistisch, materialisch, oder unmaterialisch. Gleichwie es nun keine Materie gibt, die nicht alle Eigenschafften haben sollte, die dem Wesen der Materie eigen sind. Eben also kann kein geistisches Wesen seyn, das nicht alle diejenigen Eigenschafften an sich haben sollte, die zu einem geistischen Wesen schlechterdings vonnöthen sind. Von einem Wesen, welches weder Geist, noch Körper ist, haben wir gar keinen Begrif. Wer nun annimmt, daß die Quelle der Handlungen eines unvernünfftigen Thieres ein Wesen seyn soll, das von dem Geiste sowohl, als von dem Körper ver-

schieden, und also ein Mittelding zwischen diesen beyden ist, derselbe behauptet etwas, das er gar nicht beweisen kann, und das bloß aus dieser Ursache verworfen zu werden verdienet. Wenn man über dieses einen solchen Lehrsatz für richtig erklären wollte, so würde es endlich so weit kommen, daß man die verschiedenen Gattungen geistischer Wesen bis in das Unendliche hinaus vermehrete. Denn sobald als man für möglich achtet, daß zweyerley geistische Wesen seyn können, warum sollten nicht auch dreysigerley möglich seyn? Ist die Seele eines Hundes ein Mittelding zwischen der menschlichen Seele, und der Materie, warum sollte nicht die Seele der Schweine das Mittel zwischen den Seelen der Affen und der Maulwürfe seyn. Denn zwischen diesen dreyerley Thieren bemercket man beynahe einen eben so großen Unterschied, als zwischen einem Hunde und einem Menschen.

Die bißher kürtzlich angezeigten Schwierigkeiten werden auf die Art, wie der Jesuite seine Sachen vorgetragen hat, sehr leicht gehoben. Er weiset den Teufeln ihren Platz in den Körpern der Thiere an. Ein Hund ist nichts anders, als ein Teufel, der in ein Kunstwerck eingesperret ist, welches Fleisch und Bein hat. Die Christen glauben, wie dir, lieber Yn-Che-Chan, nicht unbekannt seyn wird, daß eine große Menge von den geistischen Wesen, die das höchste Wesen im Anfange erschaffen hat, durchaus eben so groß, als ihr Schöpfer seyn wollten. Die Strafe für diesen ihren Hochmuth bestund nach den Lehren der Christen darinnen, daß sie in die Hölle

ver-

verstoßen wurden. Hingegen spricht dieser Jesuit, sie wären zu ihrer Strafe in die Körper der Thiere eingesperret. Eben dieser Schriftsteller nimmt in Ansehung der Seelen der Thiere die Seelen-Wanderung an. Er spricht nemlich, wenn ein Thier sterbe, so begebe sich der darinnen gewesene Teufel in den Körper eines andern, welches eben um dieselbe Zeit anfängt zu leben. Durch diesen Umlauf der Seelen erkläret er die Ursachen jener ungeheuren Wolcken von Heuschrecken, jener Heere von Raupen, und jener erstaunenden Menge von Ungeziefer, die sich zu manchen Zeiten sehen lassen. Seiner Meynung nach hat man nicht nöthig, die Ursachen von solchen plötzlichen Vermehrungen in der Kälte oder Wärme der Witterung, in dem Regen, und in den Winden zu suchen. Man muß sie vielmehr dem Sterben unter dem Rothwildpret, und dem Schafvieh, unter den Vögeln, Fischen, und dergl. zuschreiben. Wenn irgend eine ansteckende Seuche unter die Thiere gekommen, und eine große Menge davon umgefallen ist, so fehlet es einer großen Anzahl der Teufel an Körpern. Da sie sich nun in der Geschwindigkeit nicht besser helfen können, so fahren sie ganz eilfertig in den ersten in den besten Körper, wo sie gleich ankommen, er sey von welcher Gattung er wolle. Darinnen halten sie sich so lange auf, biß sich eine bessere Gelegenheit für sie findet, und sie sich einen bequemern Wohnplatz aussuchen können.

Eine solche Lehre würde in China als eines von jenen Hexen-Mährchen angesehen werden, in welchen man weder nach der Wahrscheinlichkeit, noch nach der Richtigkeit des Beweises fragen darf, sondern

welches die Leute gerne hören, theils weil es von besonderen Innhalte ist, theils, weil es auf eine belustigende Weise erzählet wird. In Frankreich hingegen hat dieser Satz beynahe alle Gottesgelehrten rege gemacht. Wenn die Sätzen des Jesuiten einmal angenommen worden wären, so ist es allerdings wahr, daß der gröste Theil der unter den Europäern bekannt gewordenen Meynungen von dem Wesen der menschlichen Seele sehr hefftig würden angefochten werden können. Denn sobald als man voraussetzet, daß die Teufel in die Körper der unvernünftigen Thiere eingesperret sind, wozu brauchen wir hernach für sie außer diesen Körpern eine andere Hölle. In den kanonischen Büchern der Christen wird von einem Abgrunde geredet, in welchen der Teufel verstossen seyn soll. Ist nun dieser Abgrund der Bauch eines Elephanten, warum kann nicht hernach das Feuer, welches die menschlichen Seelen ihrer Sünden wegen strafen soll, die Sonne seyn, welche die Löwen, die Tyger, und andere grimmige Thiere in den Wüsteneyen von Afrika peiniget? Das Fegefeuer, ein Mittelort, wo einige Lehrer unter den Christen solchen Seelen ihren Platz anweisen, die nur eine kurtze Zeit Pein leiden sollen, wird hernach in den Hunden, Katzen, Nachtigallen, Kanarien-Vögeln, kurtz in allen Thieren seyn, deren Schicksal uns am erträglichsten scheinet.

Sobald als es heisset, daß die Teufel bloß und allein durch das Gefängniß gestraft werden, so müssen, wenn man anders richtig schliessen will, auch die Menschen, sie mögen gleich noch so strafbar seyn, eben dergleichen, und keine andere Strafe zu erdul-

ten

ten haben. Denn wo ist wohl ein Europäischer Gottesgelehrter, der sich getrauet zu behaupten, daß die Menschen, wenn sie gleich noch so viel, gethan haben, doch strafwürdiger, als die Teufel sind? Wäre es nun nicht ungereimt, wenn jene sehr strenge, und diese nur ganz leicht gestraft würden? Was für eine Vergleichung wäre aber wohl zwischen der Strafe eines Teufels, der in dem Leibe des weisen Elephanten des Königes von Siam stäcke, welcher eben so sehr als sein Herr geehret, eben so prächtig bedient wird, und zwischen der Strafe eines armen Pariser, der durch die Flammen eines unauslöschlichen, und immerfort daurenden Feuers verzehret wird? Der Begrif, den wir von der Gerechtigkeit, und Gute des höchsten Wesens haben, erlaubet uns nicht zu glauben, daß der Unterschied zwischen zween Strafwürdigen so groß seyn könne. Soll ja ein Unterschied seyn, so zeiget uns die Vernunft ganz deutlich, daß der kleineste Verbrecher auch am gelindesten gestraft zu werden verdiene. Daher sollte der Teufel von Rechtswegen mitten in den Flammen, und die menschliche Seele in dem Körper des Elephanten seyn. Alles, was man zum Behuf derjenigen sagen kann, welche behaupten wollen, daß die Menschen eben so, wie die Teufel gestrafet werden, ist ohngefähr dieses, daß wenn ja nur eine Hölle ist, und diese sich nach ihrem Vorgeben in den Körpern der unvernünftigen Thiere befindet, folglich die menschlichen Seelen eben so, wie die Teufel in diesen Thieren ihren Kerker haben.

Siehet man nun einmal ganze Wolken von Heuschrecken, oder unzählige Heere von Ungeziefer, so

kommt dieses daher, weil etwan irgendwo in entfernten Ländern ein blutiger Krieg gewesen ist, oder volkreiche Länder durch die Pest, oder sonst eine andere ansteckende Seuche heimgesuchet worden sind. Die Anzahl der Verdammten ist um einen ansehnlichen Theil größer, als die Zahl der Gerechten. Demnach ist immerfort eine Anzahl von Seelen vorhanden, die in die erste, beste Gattung von Thieren hineinfahren, die sie zu ihrer Aufnahme in Bereitschafft finden. Darinnen bleiben sie, biß sie nach und nach andere Körper zu ihrem Aufenthalte bekommen, in wie ferne sie mehr, oder weniger Strafe verdienet haben. Z. B. Ein heuchlerischer Gottesgelehrter, der andere verfolget, begiebt sich nach und nach aus dem Körper eines Postpferdes in den Körper eines Wachtelhundes. Die Seele eines stoltzen großen Herren muß in einen Pfau wandern. Einer treulosen Frau wird der Körper einer Wölfinn, einem Hofmanne, der so oft wider sein Gewissen gehandelt hat, der Leib eines Käfers zu seinem Aufenthalte angewiesen.

Wenn es mit dieser Lehre seine Richtigkeit hat, so wird es uns nicht schwer, die Ursache von den verschiedenen Neigungen, die wir an den unvernünftigen Thieren wahrnehmen, zu entwickeln. Setzet man aber, daß die Thiere weiter keine Seele, als die Teufel haben, so lässet sich diese nicht so leicht erklären; Denn man müste voraus setzen, daß gewisse Teufel immerfort die Körper gewisser Thiere beseelen. Z. B. Diejenigen, die sich am allergröbsten versündiget haben, werden in Esel, in Maulthiere, in Rindvieh, in Schweine eingesperret. An-

dere

dere Teufel hingegen, die nicht so gar sehr schlimm gewesen sind, kommen nach und nach in Thiere, die ein munteres, und lebhafteres Ansehen haben. Der Zustand dieser Geister ist mehr, oder weniger unglücklich, in wie ferne die Thiere, mit welchen sie vereiniget werden, mehr oder weniger tölpische Werkzeuge der Sinnen haben. Dieses ist es auch alles, was man mit einigem Grunde sagen kann, um den ansehnlichen Unterschied, den wir in den Betragen verschiedener Thiere wahrnehmen, zu erklären, und von den verschiedenen Leidenschafften, deren sie fähig sind, eine wahrscheinliche Ursache anzugeben. Indessen sind alle diese Dinge doch weiter nichts, als bloße Muthmasungen, die uns schlechterdings nicht befriedigen können. Es stellen sich uns tausenderley Schwierigkeiten dar, die sich noch eher aus dem Wege räumen lassen, wenn wir annehmen, daß die Thiere durch Menschen-Seelen belebet werden. Ein prächtiges und stoltzes Pferd, das unter der Hand des darauf sitzenden Reuters kunstmäsige Springe macht, hat die Seele irgend eines Fürsten, oder großen Herren in sich, worinnen immerfort etwas von seinem vormaligen Stande zurück bleibt. Ein ungeberdiges Maulthier, das beständig ausschläget und bäumet, und sich auf keine andere Weise, als durch Arbeit, und halbes Futter bändigen läßt, wird durch eine eigensinnige Frauen-Seele belebt, die ihre ganze Lebenszeit hindurch dem Manne zur Plage gewesen ist, und nicht anders, als entweder durch Vermittelung der Obrigkeit, oder durch die Verkümmerung eines Theiles von ihren Einkünften hat zur Vernunft gebracht werden können. Eben so ist es auch mit allen übrigen Thieren. Eine flat-

ter-

terhaffte Buhlschwester fähret in einen Schmetterling; Ein heuchlerischer Gottesgelehrter in eine Katze; Eine unwissende Obrigkeits-Person in einen Esel; Ein durchtriebener Schalk in eine Aelster; Ein läppischer Stutzer in einen Affen; Ein königlicher Pachter, der sich mit dem sauern Schweiße der Unterthanen gemästet hat, in ein Schwein; Ein Tonkünstler in einen Stieglitz; Eine treue Geliebte in eine Turteltaube; Ein listiger und verschlagener Jesuit in einen Chamäleon. Kurz werther Yn-Che-Chan, es ist keine Gattung unvernünftiger Thiere, von deren Leidenschaften man nicht, wenn man die Sachen so erklärt, einen ganz leichten Grund angeben könnte; Und sobald man einmal annimmt, daß die Hölle in den Körpern der Thiere ist, wie man nothwendig annehmen muß, wenn man den Teufeln darinnen ihren Aufenthalt anweiset, so folget daraus ganz natürlich, daß gegen einen Hund, in welchem ein Teufel herberget, tausend andere sind, in welchen sich Menschen-Seelen befinden. Eben diese Bewandniß hat es auch mit allen übrigen Thieren.

Nunmehro wirst du, liebster Yn-Che-Chan, deiner Einsicht gemäß, gar leicht urtheilen, wie ich dir auch bereits gesagt habe, daß der Jesuite bey einem solchen Lehrgebäude eine unzählige Menge Leute gefunden haben müsse, die sich ihm widersetzet, und seiner Lehre mit einem desto größerm Eifer widersprochen haben, da der Eigennutz sie dazu reitzete. Denn wenn die Hölle und das Fegfeuer in den unvernünftigen Thieren ihren Platz haben, wie dieses durch eine nothwendige Folge aus den Grundsätzen des Jesuiten schlechterdings seyn muß, wie wird es denn

hernach mit allen den Ablaß-Briefen, die den Europäischen Geistlichen zum Theil überaus viel einbringen? Ein Fleischhauer und ein Jäger werden in ihren Händen mehr Gewalt eine Seele aus dem Fegfeuer zu erretten, als alle Römischen Päbste haben. Nun ist dir gar wohl bekannt, wie sehr ihnen dieses versöhnende Feuer am Herzen lieget. Wir haben über diese halbe Hölle, welche die Europäischen Geistlichen ihres überaus einträglichen Vortheils wegen ausgesonnen haben, in Pecking gar oft mit unsern guten Freunden, den Mißionarien unsern Spaß gehabt. Der Jesuit ist demnach auf eine gewisse Zeit des Landes verwiesen worden. Man hat ihn hiernächst genöthiget, seine Meynungen zu widerrufen, ohngeachtet er sie allem Ansehen nach für weiter nichts, als für einen witzigen Scherz ausgeben kann, und in keiner weitern Absicht der Welt bekannt gemacht hat. Beynahe alle Ordensleute haben sich darwider empöret, und besonders haben die Jansenisten diesen Schriftsteller für einen Menschen ausgegeben, der noch gefährlicher als Mahomet ist. Wer es gehöret hat, wie eifrig sie sich diesen Lehren widersetzet haben, derselbe hätte beynahe glauben mögen, der ganze Staat stünde in Gefahr zu Grunde zu gehen. Allem Vermuthen nach wird gar bald eine Zeit kommen, da die Molinisten es ihnen vergelten können, und ihre Widersacher geben ihnen immer Ursachen an die Hand, wider ihre Schrifften zu eifern. Es hat seine Richtigkeit, daß jene von Zeit zu Zeit Bücher zum Vorschein bringen, die mit so vielen Ausschweifungen angefüllet sind, daß man beynahe sagen möchte, sie wollen sich mit allem Fleise bey allen rechtschaffenen Leuten verächtlich

lich machen. Was würden wohl unsere Bonzen sprechen wertheſter Yn-Che-Chan, wenn sie die Sammlung von den Wunderwercken des Kaplans Paris lesen sollten? Was! würden sie schreyen, sind dieses diejenige Europäer, die uns für Betrüger ausgeben. Ja wahrhafftig, sie verstehen die Kunst, frech zu lügen, weit besser als wir. Lebe wohl.

Paris. —

Der fünf und funfzigste Brief.

Sioeu Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die Französischen Schriftsteller, wertheſter Yn-Che-Chan, die gegen das Ende des vergangener Jahrhunderts gelebet haben, sind dir bereits bekannt. Von solchen aber, die gegenwärtig leben, hast du noch nichts gehöret. Wegen Entlegenheit des Orts wird es den Mißionarien gar zu schwer, Bücher aus Paris kommen zu lassen. Daher bekommen sie von den neuen Schrifften ihrer Landsleute immer nicht eher etwas zu sehen, als wenn sie schon seit einer ziemlichen Anzahl von Jahren im Drucke erschienen sind. Die Schrifften, die du gelesen hast, sind gut, und schön. Doch seit den acht Jahren, da ich in Paris angelanget bin, habe ich deren verschiedenen gesehen, die ihnen nichts nachgeben. Itzt will ich dir, mein lieber Yn-Che-Chan, einige von den besten Schriftstellern, welche Frankreich aufzuweisen hat, ein wenig beschreiben.

Den Anfang werde ich mit den Weltweisen machen. Ein gewisser Artzt * hat eine Geschichte von den Insecten herausgegeben, in welcher die Geschicklichkeit und die Stärcke des Menschlichen Verstandes biß auf das höchste gebracht sind. Ueber seine gründlichen, und ganz vortreflichen Abhandlungen ist man so sehr in Verwunderung gerathen, daß man beynahe hätte auf die Gedanken kommen mögen, es sey einem bloßen Sterblichen nicht verstattet, so tief in die allerverborgensten Geheimniße der Natur hineinzudringen, und ein Mann, der so dunkle, und gleichwohl so wichtige und nothwendige Geheimnisse entdecket habe, müsse wohl gar durch eine himmlische Krafft geleitet worden seyn. In Ländern, wo man große Männer unter die Götter zehlet, würde dieser Naturforscher lange schon einen Altar erhalten haben. Lao-tse Foe, und noch viele andere berühmte Leute, welchen die Chineser aus Erkänntlichkeit und Ehrfurcht Tempel erbauet haben, waren lange nicht so groß, als der Weltweise, von welchem ich dir hier schreibe.

Ein anderer eben so sinnreicher, als gründlicher Weltweise, der von allen Europäischen Weltweisen nicht allein gelehrt, sondern auch billig urtheilet **, hat die allergelehrtesten Entdeckungen der berühmtesten Sternkundigern auf eine solche Art vorgetragen, daß sie nicht nur den aller einfältigsten Mannsperso-

* Der Herr von Reaumur, ein Mitglied von der Akademie der Wissenschaften.

** Der Herr von Fontenelle, Mitglied der Academie der Wissenschaften, der Französischen Akademie, und der Akademie der schönen Wissenschaften und Aufschriften.

nen, sondern sogar dem Frauenzimmer leicht zu verstehen sind. Dieser mit vielem Verstande und Witze begabte Schriftsteller hat die Erkänntniß der allerverdrüßlichsten Sachen überaus angenehm und leicht gemacht. Mit so seltenen, und glücklichen Gaben hat er auch noch die Kunst vortrefliche Verse zu machen vereiniget. Man mag ihn betrachten, von welcher Seite man wolle, so findet man ihn auf der einen so groß, als auf der andern. Betrachtet man ihn als einen Weltweisen, so denket er eben so gründlich als ein Des-Cartes, und ein Newton, und schreibet eben so zierlich, als ein Lukrez. Sieht man ihn an, als den Geschichtschreiber großer Männer, so gibt er der Schönheit, der Einsicht, und der Gelehrsamkeit der Leute, deren Lebensbeschreibung er uns liefert, einen neuen Glanz. Mittelmäsige Dinge werden, so bald sie durch seine Hände gehen, allezeit erhaben. Betrachtet man ihn bloß und allein, als einen Dichter, so wird er ein Nebenbuhler des Theokritus, und des Virgils. Man mag ihn in eine Klasse setzen, in welche man will, so nimmt er überall einen Platz unter den vornehmsten ein.

Die Franzosen haben es heut zu Tage sehr in der Gewohnheit, daß sie die Erkänntniß der Weltweißheit mit der Gabe zu dichten vereinigen. Ein gewisser Dichter*, der Verfertiger eines Heldengedichtes, dessen Verse eben so wohlklingend, als die Verse in der Iliade sind, dessen Ausarbeitung eben so schön, als in der Aeneis beschaffen ist, dessen Gedanken eben so nachdrücklich und erhaben, als die aller-

* Der Herr von Voltaire.

allererhabensten sind, die man von Zeit zu Zeit in der Pharsale antrift, hat eine Philosophische Abhandlung an das Licht gestellet, welche durch seine Feinde sehr getadelt, und scharf beurtheilet worden ist, wiewohl sie dem ohngeachtet, die Hochachtung aller Leute von Geschmacke verdienet. Ein Schriftsteller kann allemal auf das Lob seiner Leser einen Anspruch machen, wenn das Gute in seinen Schriften das Mittelmäsige weit übersteiget.

Du hast, lieber Yn-Che-Chan, die Trauerspiele des Racine, und des Corneille mit allem Rechte bewundert. Dem Kaufmanne von Nantes, der dir diese vortreflichen Stücke zum Geschenke gab, konntest du nicht genug dafür danken. Du sagtest, es sey unmöglich, daß in Frankreich jemals Dichter aufstünden, die es diesen zween grosen Männern gleich thun könnten. Biß hieher hast du dich in deiner Meynung nicht ganz und gar geirret. Doch ein gewisser Schriftsteller*, ist den vorigen so sehr nahe gekommen, daß der Unterschied zwischen ihm und jenen nicht so groß ist, als du vielleicht glauben möchtest. Ich sage noch mehr, werthester Yn-Che-Chan, der Schriftsteller, von dem ich dir itzt sage, hat unterschiedliche eben so schöne, eben so rührende, eben so erhabene Stellen, als jene beyden Dichter, und und diese Sellen finden sich in seinen Stücken sehr zahlreich.

Es ist nicht so gar lange, daß Paris einen Schriftsteller ** verloren hat, dessen Werke mit vielem Witze

* Herr von Crebillon, ein Mitglied der Französischen Akademie.

** Herr de la Mothe, ein Mitglied von eben derselben.

angefüllet sind. Man kan ihm mit gutem Grunde nachrühmen, daß in seinen Schrifften viele Sachen stehen, anstatt daß viele von den Schriftstellern, die mit ihm zu gleicher Zeit gelebet haben, weiter nichts als Worte haben. In ungebundener Rede schreibet er so gut, als irgend einer von seiner Nation. Die Verse, die er verfertigte, waren edel, wiewohl immer nicht sogar wohlklingend. Unterdessen gibt es in seinen Gedichten verschiedene ganze Oden von besonderer Schönheit. Obschon die ungebundene Schreibart dieses Schriftstellers, im ganzen betrachtet, einen grosen Vorzug vor seinen Versen hat, so würde sie doch vollkommener seyn, wenn er nicht sogar sehr gekünstelt, und ich möchte fast sagen, nicht so sehr sinnreich zu schreiben getrachtet hätte. Es ist ein schöner Fehler, lieber Yn-Che-Chan, wenn ein Schriftsteller zu viel Witz hat.

Eine geschickte Obrigkeitsperson, * welche eines von den grösten Aemtern einer Provinz mit vielem Ruhme bekleidet, erholet sich von ihren ernsthafften Geschäfften dadurch, daß sie die müßigen Stunden, den schönen Wissenschafften widmet. Solchergestallt schaffet sie durch ihren Zeitvertreib der gelehrten Welt vielen Nutzen. Nachdem sie der Welt durch die mühsame Verwaltung ihres Amtes gedienet hat, so gibt sie ihr auch durch die vortreflichen Schrifften, die sie an das Licht stellet, schönen Unterricht.

Ein anderer Herr, ** der ebenfalls in einem obrigkeitlichen Amte stehet, hat sich der Schreibart und

* Der Präsident Bouhier, ebenfalls ein Mitglied davon.

** Der Präsident von Montesquiou, auch ein Mitglied dieser Akademie.

und des Namens eines Persianers bedienet, und in einem kleinen Wercke von zween Bänden weit mehr gutes gesagt, als viele Gottesgelehrten in ihren ungeheuren und weitläufftigen Sammlungen. Der erdichtete Persianer schreibet so schön, als nur immer ein Franzos, so tieffinnig, als nur immer ein Engelländer, so gründlich, als irgend ein Deutscher schreiben kann.

Ich habe hier die erste Arbeit eines Lieder-Dichters, der noch itzt lebt, in den Händen gehabt*. Die Verse klingen sehr angenehm, die Gedanken sind fliessend, schimmernd, und natürlich, und dadurch, daß sie erhaben sind, verlieren sie nichts von ihrer Deutlichkeit. Kann man jemals sagen, daß Horaz Nebenbuhler unter den Franzosen findet, so ist dieser Dichter der allergefährlichste.

Solltest du wohl glauben, daß dieser Dichter, dessen erste Schrifften so schön gerathen sind, nach der Zeit überaus elende Sachen geliefert hat, in welchen sich nicht der geringste gesunde Verstand befindet? Es würde ein großes Glück für ihn gewesen seyn, wenn er vor funfzehen Jahren gestorben wäre, oder wenigstens seit dieser Zeit gar nichts weiter geschrieben hätte

* Rousseau. Die zuletzt verfertigten Gedichte dieses Schriftstellers kann ich freylich nicht loben. Indessen ist es gar nicht mein Wille, mit seinen Feinden, oder vielmehr mit seinen Nebenbuhlern, den Werth der vortreflichen Schrifften, die er uns geliefert hat, zu verringern. Hätte Rousseau sein daran gedacht, daß eine Zeit käme, in welcher die Kraft zu dichten abnimmt, so würden die Leute, die ihn am wenigsten lieben, sich genöthiget sehen, ihn zu loben.

Vielleicht treibet dich, lieber Yn-Che-Chan, die Neugier, etliche Stücken aus seinen letzten Oden zu sehen, wodurch seine ersten sogar sehr geschändet werden

Celui, qui des coeurs sensibles
Cherche à devenir vainqueur,
Doit, pour les rendre flexibles,
Consulter son propre coeur.
C'est nôtre plus sûr arbitre,
Les dieux ne sont, qu'à ce titre,
De nos offrandes jaloux.
Si Jupiter veut, qu'on l'aime,
C'est, qu'il nous previent lui-même,
Par l'amour, qu'il a pour nous. *

Was sollen denn die vier ersten Verse dieses Absatzes bedeuten? Nimmermehr glaube ich, daß man irgendwo einen solchen unverständlichen Mischmasch antrift. Was soll denn ein Ueberwinder heißen, der empfindliche Hertzen biegsam zu machen trachtet? In den drey Versen, welche auf die ersten viere fol-

* Derjenige, der von empfindlichen Herzen ein Ueberwinder zu werden trachtet, muß, um sie zu erweichen, sein eigen Hertz zu Rathe ziehen. Dieses ist unser sichersster Schiedsrichter; die Götter sind bloß aus diesem Grunde, auf unsere Gelübden eifersüchtig. Wenn Jupiter will, daß man ihn lieben soll, so geschiehet es, weil er uns selbst durch die Liebe, die er gegen uns hat, zuvorkommt. Aus der 9ten Ode des 4ten Buchs an den Grafen von Launoi, den Statthalter von Brüßel, auf eine Unpäßlichkeit des Schriftstellers, die durch einen Anfall vom Schlage verursachet wurde; im Jahr 1738. Die Arbeit siehet einem Menschen, den der Schlag gerühret hat, vollkommen ähnlich.

gen, ist eben so wenig ein Verstand zu finden, und die letztern enthalten eine überaus gemeine Meynung. Es klinget beynahe, als habe er den Catechismus in französische Verse bringen wollen.

Si Jupiter veut, qu'on l'aime,
C'est, qu'il nous previent lui-même
Par l'amour, qu'il a pour nous.

Wenn man diese drey Verse in ungebundene Rede setzet, so enthalten sie weiter nichts, als den sehr gemeinen Gedanken, wenn GOtt will, daß wir ihn lieben sollen, so liebet er uns auch. Er muß sich den Kopf recht zerbrochen haben, um zehen Verse, worinnen kein guter Verstand ist, zu machen, damit er eine so sehr abgedroschene Sache sagen möchte. Der folgende Absatz ist wo nicht noch schlechter, doch wenigstens nicht beßer, als der vorhergehende.

C'est cette noble industrie,
Comte, qui par tant de noeuds
T'attache dans ta patrie
Tous les coeurs & tous les voeux.
Rapelle dans ta pensée,
A la nouvelle annoncée
Du dernier prix de ta foi,
Tous ces torrens de tendresse,
Dont la publique allegresse
Signale son feu pour toi. *

* Dieses ist, O Graf, jene edle Emsigkeit, welche dir in deinem Vaterlande alle Herzen und alle Wünsche durch soviele Knoten verbindet. Erinnere dich in den Gedanken, bey der ersten Nachricht von dem letzten Werthe deiner Treue, aller der Ströme von Zärtlichkeit, wodurch die öffentliche Freude ihren Eifer gegen dich auf merckwürdige Art beweiset.

Hat man jemals der Gabe, die Hertzen zu rühren, den Namen der noble induſtrie, oder edlen Emſigkeit beygeleget?

Attache dans ta patrie
Tous les coeurs & tous les voeux

Man ſagt wohl im Franzöſiſchen vous vous attachez tous les coeurs, vous attirez tous les voeux. Hingegen hält man es nirgends als in Norwegen und Dännemarck den Leuten zu Gute, wenn ſie ſich im Franzöſiſchen alſo ausdrücken: Vous attachez tous les voeux.

Tous ces torrens de tendreſſe,
Dont la publique allegreſſe
Signale ſon feu pour toi.

Ich glaube nicht, daß man in der Welt einen abgeſchmacktern Vers machen kann. Die öffentliche Freude, welche ihr Feuer durch Ströme von Zärtlichkeit zu erkennen giebt. Was für erbärmliche Ausdrücke, und elende Verſemacherey! Signaler le feu par des torrens, das Feuer durch Ströme zu erkennen geben, heiſt das nicht eben ſoviel, als etwas mit Waſſer anzünden? Ueber dieſes ſpricht man wohl mit gutem Grunde: Ströme von Thränen, und Blute, u. dergl. Aber niemanden iſt es jemals eingefallen, die Ausdrücke, Ströme der Freundſchafft, des Haßes, des Mitleidens, der Zärtlichkeit, u. ſ. w. zu ſagen. Dieſes ſind wiederum lauter Redensarten, die man zur Noth den Leuten in den Nordiſchen Ländern verzeihet. Ohngeachtet wir, lieber Yn-Che-Chan, in Indien gebohren ſind, und das Franzöſiſche zu lernen uns viele Mühe haben geben müſſen, ſo würden wir doch, nach einem

in den ersten zwey biß drey Jahren auf diese Sprache verwendeten Fleiße, nimmermehr sogar grobe und tölpische Fehler begangen haben. Seit meinem achtjährigen Aufenthalte in Frankreich habe ich an meinem Fleisse nichts ermangeln lassen, um es in der Erkänntniß der Sprache dieses Landes zu einer Vollkommenheit zu bringen. Indessen würde ich gleich bey meiner Ankunfft in Paris die Fehler, wovon ich itzt schreibe, eben so gut, als itzt, gemercket haben, und ich zweifele nicht, du werdest sie eben so leicht, als ich, wahrnehmen.

Doch wir wollen in der Anzeige der Französischen Schriftsteller weiter fortfahren. Biß hieher habe ich dir eine kleine Anzahl von guten Schriftstellern bekannt gemacht. Aber die Anzahl der schlechten ist um ein ansehnliches grösser. In diesem Stücke ist es hier eben so, wie in allen andern Ländern auf dem Erdboden. Die guten und vortreflichen Leute sind seltsam, die mittelmäsigen und schlechten hingegen sind sehr häufig. Ich würde gar nicht fertig werden, wenn ich dir alle diejenigen geringen Schreiber beschreiben wollte, die alle Tage die Welt mit ihren Büchern überschwemmen. Der eine verfertiget * Stachelschriften ohne Geschmack, und Schmähschriften, wodurch er sich den Haß solcher Obrigkeitlichen Personen, welche die Aufsicht über die Policey haben, zuziehet; Ein anderer † schmieret ein paar Bogen mit allerhand elendem Zeuge voll, und gibt ihnen den Namen eines Lustspieles.

* Bruis.

† Romagnesi.

Der dritte * bringt alle gerichtlichen Abhandlungen der berühmtesten Sachwalter in eine Sammlung zusammen, und diese Meisterstücke der Beredsamkeit werden, indem sie durch seine Hände gehen, lauter solche Stücke, wobey man sich lustig macht, und worinnen lauter Niederträchtigkeit herrschet. Jedes Wort, das er verändert, ist ein Fehler. Jede Redensart, die von ihm herrühret, ist kriechend und niederträchtig. Seine Gedanken benehmen den übrigen, die er von andern borget, alle ihre Krafft und Nachdruck.

Die Ordens-Brüder unserer Freunde der Mißionarien, stellen von Zeit zu Zeit etliche gute Bücher an das Licht. Hingegen lassen sie aber auch eine grose Menge anderer drucken, die weiter zu nichts dienen, als daß sie solchen Leuten, denen sie nicht gut sind, Schimpfreden sagen. Ein Schwärmer aus ihrer Gesellschafft hat nur vor kurzem eine Schmähschrifft öffentlich herausgegeben**, worinnen auch nicht der geringste Witz, oder Gelehrsamkeit zu finden ist: Hingegen hat er es mit Lügen und tölpischen Lästerungen wider jenen tugendhaften, und verdienstvollen Schriftsteller angefüllet, dessen Historisches und Critisches

* Pitaval.

** Bayle en petit, ou l'Anatomie de ses Ouvrages. Der ehrwürdige Jesuit, von welchem dise Schrifft herrührt, hieß le Fevre. Er hatte sich in Flandern durch allerhand fromme Ausschweifungen bekannt gemacht; Ich weiß nicht, ob er noch lebt, oder ob er gestorben ist. Sollte er noch am Leben seyn, so wird es ihm nicht anders, als allen seinen Mitbrüdern gehen. Wer weiß, begiebt er sich nicht nach Pohlen, und predigt daselbst einen Kreutzzug wider die Dissidenten. Thorheit genug besitzt er dazu.

tisches Wörterbuch du mit so vielem Vergnügen, und mit so vieler Verwunderung gelesen hast. Dieser grose Mann ist nach seinem Tode durch einige Schrifftsteller von der lezten Klasse auf die allerungebührlichste Weise angetastet worden.

Nichts ist in Frankreich so sehr gemein, als daß man daselbst das Andenken der allergrösten Männer auf die entsezlichste Weise zu verunglimpfen trachtet. In China würde man gegen schlechte Schriftsteller, welche das Herz hätten, sich zu Oberaufsehern des menschlichen Geschlechtes, und zu Oberrichtern in der Gelehrsamkeit aufzuwerfen, einen grosen Unwillen bezeigen. In Paris ist es nicht also. Daselbst ist es gar nichts neues, daß sehr elende Schriftsteller große Männer antasten, und zwar noch dazu einzeln, und an ihrer Person antasten. Ihre kunstrichterischen Anfälle sind nicht allein unhöflich, sondern auch lächerlich. Leibnitz, Pope, Bayle, Despreaux sind mehr, als einmal gemißhandelt worden; Und überhaupt ist es den Alten insgesammt eben so, wie diesen berühmten Männern in den neuern Zeiten ergangen. Du kannst dir, lieber Yn-Che-Chan, gar nicht vorstellen, wie groß in Frankreich die Anzahl solcher Schriftsteller ist, auf welche man dasjenige anwenden kann, was ein alter Römischer Geschichtschreiber von jenem berüchtigten Ankläger gesaget hat, welcher die berühmtesten Rathsherren vor Gerichte angab, um sich durch den berühmten Namen seiner Feinde in der Welt bekannt zu machen. * Ein solcher unverschämter Schrift-

steller

* Unter dergleichen verachtungswürdigen Schriftstellern kann man mit gutem Rechte einen gewissen Abraham Chaus

steller war ein nichtswürdiger Geistlicher, der sich durch alle diejenigen Strafen, die man Leuten von seinem Stande an zu thun pfleget, nicht hatte bessern lassen.. Deßwegen wurde er vor einiger Zeit durch die weltliche Obrigkeit in diejenigen Gefängnisse gesetzet, worinnen man die allerunnützesten Taugenichte zu verwahren pfleget. Weil er sich aus keiner Ehre, und aus keinem Wohlstande im gemeinen Leben etwas macht, so tastet er die ehrwürdigsten Leute ohne den geringsten Unterschied an. Es ist nicht leicht ein guter Schriftsteller, dem er nicht einen Schandfleck anzuhängen getrachtet hat. Da er aber eben so unwissend, als gallensüchtig ist, so wird seine Kunstrichterey eben so wenig als seine ganze Gemüthsart geschätzet. Man hat angemerket, daß er, unter so vielen Gelehrten, die von ihm getadelt worden sind, einen gewissen Dichter sehr gelobet hat, der im Bildnisse an den Pranger gestellt worden ist. Soll man dieses von einem gewissen geheimen Triebe, oder von der Gleichheit der Schicksale herleiten, die sich zwischen zween Menschen findet, wovon der eine im Zuchthause gewesen, * der andere zu der Strafe des Prangers verurtheilt worden ist? Niederträchtige Freundschafft, die sich auf eine solche Aehnlichkeit gründet!

Lebe

meix oben an setzen, der wider die Verfasser der Encyklopedie wie ein alter Kettenhund gewütet hat. Eben dahin gehöret auch der Abt de la Porte, der wider den Herrn von Montesquiou eine sehr schlechte Schrift aufgesetzet hat. Diesen Abt hat man eben so, wie sein Buch gering geschätzet, und vergessen.

* Der Abt von Fontaines ist in Bicetre gewesen. Siehe die Memoires secrets de la Republique des Lettres &c. Lettr. I.

Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan, und hege allezeit gegen wirklich gelehrte Leute eine gebührende Hochachtung.

Paris. ——

Der sechs und funfzigste Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Seit dem ich in Petersburg angelanget bin, habe ich auch nicht einen einzigen Augenblick Zeit gehabt, an dich zu schreiben. Ich bin beständig mit Geschäften überhäuft gewesen, und nun ergreife ich die erste müssige Zeit, da ich mein eigener Herr bin. Petersburg ist eine Stadt von ansehnlicher Größe, und hat in Ansehung der Gebäude vor der Stadt Moskau einen unendlich grosen Vorzug. Die Gassen sind nach der Schnure angelegt. Verschiedene darunter sind mit Kanälen durchschnitten. Es giebt öffentliche Gebäude von einer ganz regelmäsigen Bauart. Diese Stadt hat ihr Daseyn dem Czaar Peter dem Grosen zu danken. Er wollte daraus, vermittelst des Flusses Volokua, der bey Petersburg vorbey gehet, und welchen dieser Fürst mit dem Flusse Wolga vereiniget hat, den Mittelpunkt einer von den stärksten Handlungen in der ganzen Welt machen. Durch die Vereinigung dieser beyden Flüsse kann man zu Wasser durch das Moskowitische Reich mehr, als achthundert Meilen zurück legen. Hierdurch sind die Leute im Stande, von Petersburg aus ihre Waaren, ohne sie auszuladen, auf

Fahr-

Fahrzeugen biß nach Persien und in das Kaspische Meer zu führen. Woferne der verstorbene Czaar noch etliche Jahre länger gelebet hätte, so hatte er im Sinne noch etliche andere Flüsse miteinander zu vereinigen. Als ein Herr, der sich auch durch die allergrösten Schwierigkeiten nicht von seinem Vorhaben abschrecken ließ, würde er auch mit dieser so wie mit vielen andern Unternehmungen, die er ausgeführet hat, gewiß zu Stande gekommen seyn.

Ich weiß nicht, lieber Yn-Che-Chan, ob ich glauben soll, daß in vielen Jahrhunderten ein so sonderbarer Herr, als dieser Fürst, in der Welt gewesen ist. Alles war an ihm groß, und dieses erstreckte sich so gar biß auf seine Fehler, die er in seiner Kindheit an sich genommen hatte, und die er sich, da er nach diesem zu der Regierung gelangte, niemals ganz und gar abgewöhnen konnte. Er hatte einen Bruder zu dem Mitregenten des Reichs. Da dieser mit Tode abgegangen war, so stund es völlig in seiner Gewalt, alle diejenigen Entwürfe, die er seit einiger Zeit in Gedanken hatte, auszuführen. * Gleich von seiner ersten Kindheit an zeigte er, so zu sagen, daß er zu großen Unternehmungen gebohren war. Im Anfange hatte er eine Schaar

von

* Desgleichen hatte er eine Schwester, über welche er aber wegen der Händel, die sie ihm verursachte, grose Klagen führen muste. Endlich ließ er sie in ein Gefängniß einsperren, und wie man sagt, so hat er sie nach der Zeit zum Todte verurtheilt. Der Herr von Voltäre hat diese Begebenheit in seiner Geschichte von Rußland nur obenhin berührt, wie denn unsere Nachkommen diese Geschichte ganz sicher nicht den Schriften des Tacitus an die Seite setzen werden.

von funfzig Soldaten errichtet, welches Ausländer waren, und durch deutsche Officiere angeführet wurden, unter welchen er die allerunterste Stelle annahm. Er rückte mit Fleiß nicht anders, als von einer Stufe zu der andern in den Kriegs-Diensten fort, und wollte seinen Unterthanen durch sein eigenes Beyspiel zeigen, wie nöthig es bey dem Soldatenwesen sey, daß einer unter den Befehlen des andern stünde. Zu dieser ersten Schaar setzte er in kurzer Zeit noch etliche andere, die er auf eben dieselbe Art zu Kriegs-Diensten anführen ließ. Nach und nach wurde dieser Haufen ausländischer Mannschafft immer größer, und zulezt hatte er ihn so ansehnlich vermehret, daß er sein altes Kriegs-Volk, mit welchem er aus gerechten Ursachen gar nicht zufrieden war, abdanken konnte.

Die Sorge für die Handlung machte dem Czaar ziemlich eben so viel zu schaffen, als die Bemühung, tüchtiges Kriegs-Volk zu errichten, das er zu den Unternehmungen, die er im Sinne hatte, gut brauchen konnte. Auf einem See bey einem von seinen Lustschlössern hatte er eine Holländische Schaluppe gefunden, welche die Seeleute hatten stehen lassen. Dieses kleine Fahrzeug machte seine Aufmerksamkeit rege. Er ließ durch holländische Zimmerleute noch etliche andere bauen, die etwas größer waren. Nicht lange darnach sahen die Moskowiten zu ihrem grosen Erstaunen auf dem See bey Pereslaw vier Fregatten von vier Kanonen. Dieser Anfang eines Seewesens, wovon biß anher kein Mensch unter allen Vorfahren des Czaars etwas zu sehen gehabt hatte, veranlaßte ihn, daß er auf Engelländischen und Holländi-

ländischen Fahrzeugen etliche kleine Reisen that, weil er sich gern in eigner Person in der Kunst der Schiffahrt einige Känntniß erwerben wollte. Da er endlich nicht eben Ursache hatte, seine Absichten so gar geheim zu halten, und der Todt seines Bruders ihn in den Stand setzte, an die Ausführung derselben zu denken, so begab er sich in dem Gefolge von zween Abgesandten, die er an die General-Staaten schickte, nach Holland. Ohngeachtet man ihn ganz wohl kannte, so gab er sich doch für einen Mann von ganz mittelmäsigem Stande aus. Er trat auf solche Weise bey der Admiralität zu Amsterdam in Diensten, und ließ sich in das Verzeichniß der Zimmerleute unter dem Namen Peter Michaelof einschreiben. Nach diesem arbeitete er auf den Werften weit fleisiger, als diejenigen, die es eigentlich vermöge ihres Handwerkes zu thun verbunden waren. Damals sahe die ganze Welt mit der grösten Verwunderung, wie einer von den mächtigsten Fürsten des Erdbodens allen Vorrechten und Freyheiten der königlichen Würde entsagete, um dieselben dermaleinst mit einem desto größern Glanze wieder anzunehmen.

Unter der Zeit da der Czaar sich damit beschäftigte, daß er in Holland zu einer vollkommenen Känntniß alles dessen, was mit dem Seewesen einige Verwandschaft hatte, erlangen möchte, ließ er junge Moskowitische Edelleute in den vornehmsten Europäischen Staaten herum reisen, und ein jeder unter ihnen wuste die besondere Gattung von Wissenschafften, der er vorzüglich seinen Fleiß widmen sollte. Es war nicht anders, als ob dieser Fürst befürchtete, es mochten ihn die Unterthanen, die er

nach

nach Frankreich, nach Italien, nach Deutschland geschicket hatte, in ihren Entdeckungen übertreffen, und ein jeder in seiner Wissenschafft einen größern Vorrath, als er selbst, in ihr Vaterland zurück bringen. Denn er ließ es bey demjenigen, was er von der Kunst, Schiffe zu bauen, in Holland gelernet hatte, noch nicht bewenden, immasen man diese Kunst daselbst nur bloß durch die Ubung, und auf eine Handwerksmäsige Art den Leuten zu zeigen pfleget. Er that eine Reise nach Engelland, wo die Schifbauleute nach lauter solchen Rissen arbeiten, in welchen alle Verhältnisse auf eine strenge Art in Obacht genommen werden. Ein Herr von so vorzüglichen Gemüths-Gaben, als der Czaar war, ließ es daran nicht genug seyn, daß er nur wuste, wie eine jede Sache gemacht war, sondern er wollte auch die Regeln erkennen, nach welchen er dasjenige ausführete, was er wuste. Die Ausübung der Künste ohne die Wissenschafft der Regeln war viel zu wenig für einen Herrn, der mit nächstem der Gesetzgeber des allergrösten Reiches in der Welt werden sollte.

Bey der Rückreise aus Engelland nahm der Czaar seinen Weg durch Deutschland, und gab allemal mit der grösten Aufmerksamkeit auf dasjenige Achtung, was er etwan gutes unter denjenigen Völkern antraf, die er besuchte. Er machte sich Hofnung in den verschiedenen Staaten von Deutschland eine reiche Erndte zu erhalten. Von Wien aber konnte er sich nicht weiter begeben, sondern muste so bald, als ihm möglich war, in seine Länder zurück gehen. Hierzu nöthigte ihn ein Aufstand von vier tausend Strelitzen. Dieses war das vornehmste Kriegsvolk

in seinem Lande, und ihre Mentereyen waren zuweilen den Moskowitischen Regenten eben so nachtheilig, als die Unruhen der Janitscharen den Kayserrn in Constantinopel. Hätte ein anderer Landesherr, als der Czaar bey seiner Ankunfft in seine Staaten dergleichen Unruhen angetroffen, so würde ihm darüber angst und bange gewesen seyn. Er aber besann sich nicht einen Augenblick, was für einen Entschluß er fassen wollte. Er gab den Strelitzen insgesammt ihren Abschied, und diese Soldaten, welche eben so sehr über seine Herzhafftigkeit erstauneten, als sie über einen Schlag, den sie nimmermehr erwartet hatten, in Furcht geriethen, bezeigten alsbald einen blinden Gehorsam. Dieses war die Zeit, da der Czaar diejenigen Soldaten nutzete, die er selbst einige Zeit vorher errichtet hatte. Er vermehrete sie um ein ansehnliches, und brachte eine Anzahl von dreyßigtausend Mann zusammen.

Sobald er über seine aufrührischen Unterthanen gesieget hatte, machte er gleich darnach zu Errichtung heilsamer Gesetze Anstalt. Alle die grosen Entwürfe, die der Czaar sich auf seinen Reisen ausgesonnen, und reiflich überdacht hatte, kamen zum Ausbruche. Die Welt sahe ihn plötzlich eine neue Nation schaffen, und er brachte es in kurtzem so weit, daß alle seine Unterthanen ihre Sitten und Gewohnheiten gänzlich änderten. Um in der Ausführung einer so mühsamen Unternehmung Beystand zu haben, ließ er aus allen Staaten von Europa Officiere zu Wasser und zu Lande, Matrosen, Ingenieure, Mathematicker, Erdbeschreiber, Sternkundige, Baumeister, Bildhauer und Maler in sein Reich kommen.

men. Mit Hülfe aller dieser Leute, die ihm unumgänglich nöthig waren, ein Volk zu verbeßern, das eben so roh war, als man die ersten Menschen beschreibet, die nach der gemeinen Erzählung in Wäldern wohneten, und sich darinnen von Eicheln nähreten, brachte der Czaar einen Theil seiner Absichten glücklich zu Stande. Immittelst sahe er sich gar oft genöthiget die strengsten Strafen zu gebrauchen. Er fand in der Hartnäckigkeit, und in den Vorurtheilen seiner Unterthanen Schwierigkeiten, die einen jeden andern gleich im Anfange abgeschrecket haben würden. Bey dem Czaar hingegen dieneten alle Hindernisse, die sich seinen Absichten entgegen stelleten, zu weiter nichts, als daß sie ihn zu der Ausführung derselben nochmehr ermunterten.

Kaum fing Moskau ein wenig an, eine andere Gestallt zu gewinnen, so trat der Czaar mit Augusten, dem Könige von Pohlen in ein Bündniß. Der Erfolg davon war der Krieg, welchen diese beyden gekrönten Häupter mit dem Könige in Schweden, Karln dem Zwölften führeten. An diesem Monarchen fand der Czaar einen gefährlichen Nebenbuhler, der im Anfange seinen Bundsgenossen den König von Pohlen aus seinem Reiche vertrieb, und an seine Stelle den Stanislaus zu der Krone beförderte. Nach der Zeit zog er wider die Moskowiten zu Felde, schlug sie unterschiedene male, und trieb sie biß in das Mittel ihrer Staaten zurück. Diese Unglücksfälle ließ sich der Czaar gar nicht befremden. Ich habe es schon gedacht, sagte er, daß meine Kriegs-Völcker gegen den Feind den Kürtzern ziehen werden. Doch dadurch, daß man sie recht oft über-

winder, werden sie endlich auch siegen lernen. Es traf ein, was er vorhergesaget hatte. Nachdem er fünf Jahre hintereinander beständig von den Schweden überwunden worden war, so gewann er endlich bey der Stadt Paltava über sie einen weit vollständigern Sieg, als alle diejenigen waren, die seine Feinde vorher über ihn erfochten hatten, und erhielt bey einer einzigen Gelegenheit hundertmal mehr, als er zuvor bey allen den übrigen eingebüset hatte. Es fehlete nicht viel, so wäre sein Widersacher der König von Schweden zum Kriegsgefangenen gemacht worden. Dieser gefährliche Nebenbuhler, dessen ganzes Kriegsheer entweder zerstreuet, oder gefangen genommen war, wurde gezwungen, nach Bender zu flüchten, und bey den Türcken einen sichern Aufenthalt zu suchen. Nach diesem Siege gab der Czaar den Moskowiten einen Anblick zu sehen, der ihnen biß anher ganz unbekannt gewesen war. Er ließ mehr als zehen tausend Mann Kriegesgefangene mitten durch sein Kriegsheer durchziehen, und dem grösten Theile von diesen Leuten wurde in Siberien eine bleibende Stätte angewiesen.

Nachdem der König von Schweden zurück in seine Staaten gekommen war, ging der Krieg von neuem an, und währete biß an seinen Tod. Alsdenn machten die Schweden einen Frieden, dessen Bedingungen für den Czaar sehr vortheilhafft waren. Hernach sann dieser Fürst weiter auf nichts, als, wie er das große Werck, worinnen er bereits sehr weit gekommen war, völlig zu Stande bringen möchte. Zu dem Ende hielt er für nöthig, noch etliche Reisen zu unternehmen, und verfügte sich zum zweyten-

male

male nach Deutschland, und von da nach Frankreich. Endlich kehrete er in seine Staaten zurück, und wendete alle mögliche Sorgfalt an, um sein bißher glücklich von statten gegangenes Vorhaben vollkommen auszuführen. Er hatte selbst die gröste Ursache, lieber Yn-Che-Chan, sich zu verwundern, da er sah mit was für Behendigkeit er so weit aussehende Absichten, die vielleicht außer ihm ein jeder anderer für ein eitles Hirngespinste angesehen haben würde, ausgeführet hatte.

Von Rechtswegen sollte der Tod Helden verschonen. Doch der Himmel hat es für gut befunden, sie allen Unbequemlichkeiten, und allen Gebrechen, die der Menschlichkeit eigenthümlich sind, so gut als andere zu unterwerfen. Gar oft träget es sich zu, daß die grösten Häupter in der Welt gerade diejenigen sind, die mit den aller hartnäckigsten Unfällen am meisten zu kämpfen haben. Der Czaar bekam in dem Eingange der Blase einen Anfall von einem Geschwüre, woran er sterben muste*. Zwölf Tage lang peinigten ihn die allerempfindlichsten Schmerzen, die er mit einer Gedult und Standhaftigkeit, wie sie einem Helden von seiner Gattung anständig ist, ertrug. Er verließ die Welt als ein Mensch, der sich in Belagerungen, und Feldschlachten gewöhnet hatte, den Tod gering zu schätzen. Hierbey hatte er den Trost, daß er ein Reich hinter sich ließ, das er ganz allein

* Sein Todt war nicht ganz von allem Verdachte einer Vergiftung frey, und Leute, die sich einbilden, daß sie die geheime Geschichte von Rußland vollkommen wissen, sind noch in dieser Meynung.

errichtet, und in Ordnung gebracht hatte. Was würde er nicht, wenn ihm ein längeres Leben bestimmet gewesen wäre, noch ferner weit unternommen, und glücklich ins Werk gesetzet haben? Aus demjenigen, was er würklich ausgerichtet hat, läßt sich schon mit Grunde schließen, was er noch zu thun vermögend gewesen wäre. Wenn seine Stiftungen nicht noch gegenwärtig vorhanden wären, so würde man sich kaum bereden lassen zu glauben, daß sie jemals hätten in der Wirklichkeit bestehen können. In einer Zeit von wenigen Jahren errichtet ein Fürst in einem wilden und rohen Lande ein Kriegsheer zu Fuße von hundert und dreyßig tausend Mann, die insgesammt zu dem Kriegswesen, und zu einer guten Zucht wohl angeführet waren. Er wird der Stifter einer Seemacht von funfzig Schiffen von der Linie, und mehr als zwo hundert Galeeren, überaus wohl befestigter Plätze, Akademien, um die Wissenschaften und Künste in Aufnahme zu bringen, und was noch mehr, als alles dieses ist, einer genauen Policey und vortreflich eingerichteter Gesetze. Dieses unternimmt er unter Leuten, welche beynahe den Gesetzen der Natur entsaget hatten, und von den allergemeinsten Vorschrifften des Wohlstandes nicht das mindeste wusten. Sollte sich wohl jemand etwas dergleichen vorstellen können?

Hieraus siehest du, wertheſter Yn-Che-Chan, wer eigentlich der Stifter der Stadt Petersburg, des gegenwärtigen gewöhnlichen Aufenthalts der Moskowitischen Gebieter ist. Er ist für die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu zeitig gestorben, und ohngeachtet sie sein Andenken immer noch in Ehren halten,

so

so sind sie doch seit einiger Zeit von den Regeln, die er gestiftet hatte, zum Theil sehr abgewichen. Daher kann man auch mit gutem Grunde sagen, daß die Moskowiten mehr rückwärts, als vorwärts gegangen sind. Es ist in der That zu besorgen, daß sie von ihren Vortheilen immer mehr einbüsen. Von ihren alten Gewohnheiten haben sie schon unterschiedene wieder angenommen, und so oft sie eine davon sich wieder angewöhnen, so ist dieses ein neuer Schritt zurück in ihre vormalige wilde Lebensart. Ehestens werde ich meine Reise nach Stockholm antreten. Doch will ich vorher noch einmal aus Petersburg an dich schreiben, und dir von den Sitten der darinnen befindlichen Einwohner etwas melden. Lebe wohl.

Petersburg. —

Der sieben und funfzigste Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

In meinem vorigen Briefe, werther Yn-Che-Chan, habe ich weitläuftig von dem Czaar Petern dem Grosen geredet. Das Bild, das ich dir von ihm entworfen habe, ist das Bild eines Helden. Er war es aber auch wirklich. Doch gleichwie er die Tugenden der grösten Menschen in der Welt an sich blicken ließ, also hatte er auch ihre Fehler. An ihm fand man zwar die Unerschrockenheit Alexanders des Grosen, dagegen aber auch ebendesselben trotziges und stoltzes Bezeigen. Hatte er die Klugheit und

Standhafftigkeit des Julius Cäsars, so war er doch auch auf der andern Seite in seiner Religion eben so kaltsinnig, als jener Römer in der Seinigen. Er war eben so edelmüthig als Antonius, dagegen aber auch in eine Frauensperson von dem allerniedrigsten Stande eben so sehr verliebt, als jener Triumvir in die Königin von Egypten. Es fehlte ihm nicht an der Staatsklugheit des Tibers, doch eben so wenig an der harten Gemüthsart eben dieses Kayſers. Den Helden habe ich dir an diesem Fürsten zur Gnüge gezeiget; izt will ich dir auch an ihm den fehlerhafften Menschen vor Augen stellen.

Es giebt Leute, die das strenge Verfahren des Czaars gegen seine Unterthanen entschuldigen wollen. Zu dem Ende sagen sie, er sey unumgänglich genöthiget gewesen zu den allerstrengsten Züchtigungen seine Zuflucht zu nehmen, um die Gemüthsart einer Nation zu ändern, welche an die härtesten Strafen gewöhnt war, von dem Ruhme gar keine Empfindung hatte, und von jener Ehrbegierde nicht das mindeste fühlte, welche die Menschen mehr, als die Furcht der heftigsten Strafe, zu rechtschaffenen Handlungen ermuntert. Ich will es, lieber Yn-Che-Chan, den Leuten, die sich des Czaars annehmen, ganz gern einräumen, daß dieser Fürst mit mehrerer Strenge, als irgend ein anderer Europäischer Monarch verfahren muste. Es würde unrecht seyn, wenn man von dem Verhalten dieses Regenten nach demjenigen urtheilen wollte, welches andere beobachtet haben, und noch beobachten, deren Unterthanen vollkommen an eine gesittete Lebensart gewöhnet sind. Indessen ist gleichwohl zwischen einer

ner vernunftmäsigen Strenge, und einer natürlichen Härte, die ihren Grund in der Gemüthsart hat, ein sehr großer Unterschied. Der Czaar war allemal von Natur mehr geneigt zu strafen, als zu verzeihen. Sein Zorn entbrannte auf eine sehr leichte Art, und die Folgen davon waren erschrecklich. * Er hatte nicht so viele Gewalt über sich, daß er sich diesen Fehler abgewöhnen konnte, es sey nun, daß seine Gemüthsart ihn mit Gewalt dahin riß, oder daß die Auferziehung diese gefährliche Leidenschaft vermehret hatte. Gesetzt auch, daß man ihm die große Anzahl seiner Unterthanen, die er zum Todte verurtheilet hat, verzeihen wollte, wie wohl diese Anzahl so entsetzlich ist, daß ein vernünftiger Mensch darüber erschrecken muß, wenn er nachsinnt, wie schätzbar eigentlich das Leben der Menschen einem jedweden Landesherrn seyn soll, so würde es doch unmöglich seyn, ihn wegen des Tods seines eigenen Sohnes von allem Vorwurfe gänzlich frey zu sprechen. Es ist gar nicht zu leugnen, daß dieser Sohn ein Rebelle, und ein solcher Prinz war, der mit seinem Verhalten sich der Gnade eines so heldenmüthigen Vaters ganz unwürdig gemacht hatte. Indessen war er doch einmal sein Sohn, und wenn er gleich sich den Pflichten der Natur nicht gemäß verhielt, war denn der Czaar deßwegen berechtiget sich zu Entschliesungen verleiten zu lassen, die eben so strafbar als diejenigen waren, die er an seinem Sohne ahn-

 dete.

* Er hat gar oft mit eigner Hand mehr als einem Strelitzen den Kopf vor die Füse gelegt, und unzählige Menschen, die er zum Todte verdammet hatte, vor seinen Augen hinrichten lassen.

dete? War denn gar kein Schloß, oder keine gefängliche Verwahrung in Moskau für ihn zu finden? Allerdings war dergleichen vorhanden, inmasen der unglückliche Prinz in ein Gefängniß gesperret wurde. Warum ließ man ihm denn nun die Lebens-Jahre, die ihm der Himmel etwan noch verliehen hatte, nicht daselbst in seinem Elende überleben? Lieber Yn-Chen-Chan, ich bin für die grosen Eigenschaften des Czaars eben so sehr, als irgend ein Moskowite eingenommen. Allein es mag sich sein Sohn noch so sehr an ihm vergangen haben, so erblicke ich doch an ihm einen Vater, der es ganz und gar vergißt, daß er es ist, und der es gleichwohl, wenn er sonst wollte, nicht vergessen konnte. Man spricht zwar, die feine Klugheit machte es schlechterdings nothwendig, daß er einen Prinzen aufopferte, dessen Leben die Kühnheit der Rebellen aufs neu rege machen, und noch weit gefährlichere Unruhen, als die erstern veranlassen konnte. Ich bin nicht in Abrede, daß die Staatsklugheit einer solchen Entschuldigung, Beyfall giebt. Allein eben die Staatsklugheit, und der wahrhafte Heldenmuth vertragen sich nicht allemal gut miteinander. Tiber würde freylich eben auf solche Weise, Titus hingegen ganz anders gedacht haben.

Doch wir wollen nunmehr auch sehen, wie der Czaar, und Julius Cäsar einander in der Denkungs-Art in Ansehung der Religion ähnlich gewesen sind. Bey der Belagerung von Marseille ließ der Römische Kayser einen heiligen Hayn umhauen. Er bekümmerte sich wenig darum, was die Priester dazu sagen, und andächtige Leute davon denken würden.

Der

Der Czaar machte eigenmächtiger Weise der Würde eines Patriarchen ein Ende, er sprach seine Unterthanen von der Verbindlichkeit zu fasten, und vielen andern Gesetzen der Religion mehr, gänzlich frey. Man behauptet sogar, er sey grösten theils der Meynung einer unvermeidlichen Nothwendigkeit beygetreten, welche durch die nothwendige und ewige Kette der aufeinander folgenden Begebenheiten verursachet wird.

Alexander ließ sich durch den Wein zu allerhand Ausschweifungen verleiten. Der Czaar war besonders in den ersten Jahren seiner Regierung ziemlich zum Trunke geneigt, welches überhaupt ein eigenthümliches Laster derjenigen Nation ist, bey welcher er gebohren und gezogen war. * Es ist nicht zu leugnen, daß er sich in den letztern Jahren seines Lebens zuweilen Gewalt anthat, um einer Leidenschafft zu widerstehen, deren Gefahr er vollkommen kannte.

Der Liebe opferte Antonius einen Theil des Römischen Reiches auf. Der Czaar entsagete ihr zu Gefallen den Bündnissen, die er machen konnte, und die er billig hätte eingehen sollen. Sie würden ihn

in

* Da ihm einmal bey der Tafel der Wein in den Kopf gestiegen war, so ließ er Strelitzen herbey holen, die unter den Rebellen gewesen waren. Man schlug ihnen die Köpfe ab. Verschiedene unter den Herren, die sich mit dem Czaar an der Tafel einen Rausch getrunken hatten, liesen sich zu Vollstreckung dieser Todes-Strafen gebrauchen. Vielleicht wird mancher einwenden; die Leute hatten die Strafe verdienet. — Ich habe nichts darwider einzuwenden. Aber wusste man sie denn auf eine solche Art bestrafen?

in den Stand gesetzet haben, seine Absichten eher zu erreichen, und die bereits getroffenen Anstallten zu bekräftigen. Es fehlete nicht viel, daß nach seinem Tode nicht Unruhen entstunden, wodurch alles, was er mit so vieler Mühe aufgerichtet hatte, auf eine gar leichte Art wieder über den Haufen geworfen werden konnte.

Hier siehest du, lieber Yn-Che-Chan, den Helden, den ich mit gutem Grunde in meinem letzten Briefe den grösten Männern des Alterthums gleich geachtet habe, auf einer ganz andern Seite. Auch die grösten Schwachheiten, die man ihm vorwerfen konnte, habe ich dir mit Fleiß nicht verheelet, damit du an seinem Beyspiele lernen mögest, daß die Menschlichkeit allemal hervorblicket, und daß man in den grösten Helden immer auch einige große Schwachheiten antrift. Der vorzüglichste und verehrungswürdigste ist derjenige, der die wenigsten an sich hat. Niemals hat ein Fürst den Namen eines Grossen mehr, als der Czaar verdienet, immasen er ein vortreflicher Gesetzgeber, ein guter Heerführer, ein tapferer Soldat, ein geschickter Staatsmann, und ein eifriger Beförderer der Künste und Wissenschaften war. Es ist beynahe unmöglich zu glauben, daß ein einzelner Mensch so viele Tugenden, und so vortrefliche Gaben besitzen könne.

Das Andenken des Helden, wovon ich bißher gehandelt habe, ist allen Moskowiten werth. In Absicht auf seine grosen Eigenschaften vergessen sie das strenge Verfahren, dessen er sich zuweilen gegen sie bediente. So lange er lebte, fürchteten sie sich,

ihm

ihm zu mißfallen, und diese Furcht hat sich nach seinem Tode in Hochachtung verwandelt. Man mag wohl sagen, daß sein Andenken bey ihnen noch itzt von dem grösten Theile der Staatsanschläge die Seele ausmacht. Immittelst wäre es zu wünschen, daß dieses in allen Rathschlägen Statt fände, und daß man sich von den Gesetzen, welche dieser grose Geist vorgeschrieben, und von den Gebräuchen, die er gestifftet hatte, in keinem Falle entfernen möchte. Man unterlässet nicht, ihnen von Zeit zu Zeit immer mehr Eintrag zu thun. Nach und nach fangen die alten Gewohnheiten wieder an, zum Vorscheine zu kommen. Die Moskowiten haben bereits angefangen, die Reisen in fremde Länder einzustellen, und in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, sind unter diesem Volke kaum drey vornehme Herren, die sich damit beschäftigen, daß sie die verschiedenen Staaten von Europa besuchen.

Die Ausländer, die sich in ziemlich groser Anzahl nach Moskau begeben, ersetzen einigermasen den Mangel der Reisen, welche der Czaar auf eine so woh!bedächtige Weise angeordnet hat. Doch wie bald kann sich eine Veränderung in der Verfassung des Regiments, und eine wichtige Begebenheit zutragen, da immer alle Reiche großen Veränderungen unterworfen sind? Wer weiß, ob nicht hernach die Russen, denen bereits die Lust vergangen ist, zu ausländischen Nationen zu gehen, es auch überdrüssig werden, Ausländer unter sich zu sehen? Dahin ist es schon gekommen, daß sie dieselben auf das äuserste hassen, und sie bloß deßwegen unter sich dulten, weil sie durch die Staatsregierung unterstützet werden,

die

die ihren Nutzen mehr als zu wohl einsiehet, und hierinnen, so, wie in vielen andern Stücken, auf eine sehr vernünftige Weise verfähret. * Niemals hat ein Volk die Unterdrückung seiner alten Gewohnheiten mehr, als die Moskowiten bedauert. Keines hat sich mehr angelegen seyn lassen, die Gelegenheit ihrer Herstellung zu ergreifen. Die Gebräuche, die man in Moskau alle Tage wiederum erneuert, sind hiervon ein deutlicher Beweiß. Die Geistlichen haben von neuem angefangen, diejenigen, die zu ihrer Religion treten, wieder zu taufen, ohngeachtet dieser Gebrauch, der allen übrigen Christlichen Sekten zu ihrem grösten Schimpfe gereichet, auf Befehl des Czaars abgeschaffet worden ist. Die Fasten wird beynahe eben so eifrig, als vormals getrieben. Sogar die Soldaten in den Siechhäuhäusern, sie mögen auch noch so krank seyn, lassen sich durch arglistige Mönche bereden, daß sie ihre Fasten durchaus nicht brechen wollen, die in ihren Gedanken so nothwendig, und dagegen nach dem Gutachten vernünftiger Leute ihrer Gesundheit so gar

* Dieses hat man in allen den verschiedenen Staats-Veränderungen, welche seit fünf und zwanzig Jahren in Rußland vorgefallen sind, wahrgenommen. Es hat sich nicht eine einzige zugetragen, wobey die Soldaten nicht den Vorschlag gethan haben, alle Ausländer zu ermorden. Die Wachen, die den Ivan vom Throne gestossen, und die Kayserinn Catharina darauf gesetzet hatten, überreichten ihr zwo schöne Bittschriften, um diese Erlaubniß zu erhalten. Diese Princessinn muste alle ihre Klugheit zusammen nehmen, um diese wilden Kriegsleute zu besänftigen. In der letztern Veränderung, da das Reich Petern dem Dritten genommen wurde, ist vielen Deutschen, und verschiedenen andern Ausländern sehr übel begegnet worden.

gar sehr nachtheilig sind. Einer von meinen guten Freunden, ein ausländischer Arzt, der die Siechhäuser der Solden zu besorgen hat, beklagte sich vor etlichen Tagen gegen mich über das unvernünftige Vorurtheil dieser Soldaten, die sogar eifrig fasteten. Er erzählte mir bey dieser Gelegenheit eine Geschichte von dem Czaar, welche die Stärke des Verstandes in diesem grosen Geiste vortreflich zu erkennen giebt, und zur Gnüge beweiset, wie gut er sich dazu schickete, daß er ein Gesetzgeber war, und durch die Art, womit er im Fall der Noth sich bis zu den allerkleinsten Umständen seines Landes herab zu lassen wuste, dem Staate eine andere Gestallt gab; Mehr als einmal hatte dieser Fürst den Nachtheil wahrgenommen, welchen Fasten und Enthaltung der Speise seinen kranken Soldaten zu verursachen pflegten. Wie er sahe, daß die Vorstellungen der Aerzte bey ihnen nicht das geringste ausrichteten, so ging er selbst an einem Tage, da die Moskowiten auf eine ganz besonders strenge Weise fasteten, in das Siechhauß. Daselbst redete er die Soldaten folgender Gestallt an: Denkt ihr denn, ihr Kinder, daß ich, euer Vater, und euer Kayser, euch eine Sache rathen würde, die euch bey GOtt, den ich so gut, als ihr, anbete, schaden sollte? Derjenige versündiget sich wider ihn, der ein Mörder an seinem eigenen Leibe wird. Enthaltsamkeit, wodurch man der Wohlfahrt des Staates Schaden thun kann, gehöret keinesweges unter die Dinge, wodurch er von einem Menschen verehret seyn will. Ich bin ein eben so guter Moskowite, als irgend einer unter euch. Indessen sehet, ob ich euch nur das mindeste Bedenken trage, von der

Fleisch-

Fleischbrühe zu trinken, und von der Speise zu essen, die ihr mit so großer Hartnäckigkeit zu euch zu nehmen verweigert. Hierauf ließ der Fürst eine Schale Fleischbrühe bringen, und trank etwas davon. Dieses hatte bey den Soldaten einen weit stärkern Eindruck, als alle Beredsamkeit, womit man sie zu bereden gesucht hatte. Von derjenigen Zeit an bedienten sie sich der Nahrungs-Mittel, die sich zu ihren Umständen schicketen, und so lange der Czaar am Leben gewesen ist, haben sie es immer so gehalten. Heut zu Tage fangen sie in den Siechhäusern eben so, wie vormals, an zu fasten. Mit den guten Gesetzen und Anordnungen stehet es hier eben so mißlich, als an allen andern Orten aus. Eben dieselbe unrichtige Staatskunst, oder vielmehr eben dieselbe gefährliche Gefälligkeit, die es dahin bringet, daß man die großen Herren in Rußland nicht mehr nöthiget, ihre Kinder auf Reisen zu schicken, ist auch die Ursache der Nachsicht, die man dem schädlichen Aberglauben der fastenden Soldaten wiederfahren läßt.

So viel ich von einigen hier befindlichen Ausländern gehöret habe, stehet es an dem Rußischen Hofe eben so prächtig, als an den Höfen der mächtigsten Europäischen Könige aus, ob er gleich nicht so grose Reichthümer daran zu wenden hat. In Petersburg ist das Geld ziemlich selten, und überhaupt ist es in dem ganzen Russischen Reiche damit eben so beschaffen. Indessen tragen die Moskowitischen Hofleute, und die Ausländer, die fleisig bey Hofe sind, überaus prächtige Kleidung. Die hier angestellten Lustbarkeiten sind der Himmels-Gegend des Landes gemäß.

mäß. Alles gehet dabey ernsthaft, und man möchte beynahe sagen, traurig zu. Bey allen Festen, die man angiebt, herrschet ein gewisses trauriges Gepränge. Petersburg, lieber Yn-Che-Chan, ist der Ort gar nicht, wo man jenes freye und ungezwungene Wesen bey Ergötzlichkeiten suchen muß, welches, wie man mir gesaget hat, fast an allen Europäischen Höfen anzutreffen ist. Nur vor ein paar Tagen sagte mir ein Engelländer, in Trauertagen sähe es an dem Hofe zu London viel angenehmer, als an dem Rußischen Hofe in Freuden-Tagen aus. Bey diesem Gespräche befand sich ein Franzose gegenwärtig, der sich angelegen seyn ließ, es den Ausdrücken des Engelländers noch zuvor zu thun, um mir dadurch einen Begrif zu machen, wie es an seinem Hofe zugehe. Da er nicht recht wuste, wie er es dabey anfangen sollte, so sagte er endlich: An dem Französischen Hofe bezeiget man sich noch weit lustiger, als an dem Hofe zu London; Hieraus läßt sich leicht urtheilen, wie sehr er in diesem Stücke von dem Petersburger Hofe unterschieden ist.

Lebe wohl.

Petersburg. —

Der acht und funfzigste Brief.

Sieou-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Du kannst gar nicht glauben, lieber Yn-Che-Chan, wie sehr die Schriftsteller hier zu Lande diejenigen Gaben schänden, die sie von der göttlichen Vor-

sicht empfangen haben, und wie sehr sich ein vortrefflicher Verstand zu den Niederträchtigkeiten eines Herzens ohne gesunde Grundsätze, und Neigungen mißbrauchen lassen muß. Unsere Lettreen in China unterscheiden sich von ihren Mitbrüdern weiter durch nichts, als durch die Weißheit, die in ihren Schriften hervorleuchtet, und durch die darinnen enthaltenen Vorschriften der Sittenlehre, und der Tugend. In Paris denken drey Viertheile von den berühmtesten Schriftstellern nicht so wohl darauf, wie sie der Welt einen heilsamen Unterricht geben, als vielmehr wie sie diejenigen in Schande bringen, deren Ruhm und herrlicher Name ihre Eifersucht rege macht. Durch Tugend und gute Eigenschafften können sie sich vor jenen nicht hervorthun. Also wollen sie ihnen durch Lästerungen, und üble Nachreden, die sie unter die Leute bringen, einen Schandfleck anhängen. Je geschickter ein Schrifftsteller ist, je mehr er Witz und Verstand von sich zeiget, desto eher muß er vermuthen, daß er Todfeinde, und unbarmhertzige Lästermäuler unter seinen Mitbrüdern findet. Ein ganzer Haufen von Schriftstellern empöret sich wider ihn und beurtheilet seine Schriften. Darum machen sie sich keinen Kummer, ob ihr Urtheil richtig oder unrichtig, gut, oder schlecht ist, wenn sie nur Anlaß finden können, ihm an seiner Ehre etwas zu entziehen. Es giebt wohl etwan noch ein Paar gelehrte Leute, die sich biß itzt gegen diese ansteckende Seuche gut verwahret, und in acht genommen haben. Ihr Vergnügen bestehet darinnen, daß sie wohlverdiente Leute ohne Ansehen der Person loben können. Niemals haben sie die Feder in einer andern Absicht angesezt, als nur entweder das Verdienst zu

loben,

loben, oder ihrem Nächsten einen guten Unterricht zu geben. Haben sie auch zuweilen dieses und jenes tadeln müssen, weil sie ihm unmöglich Beyfall geben konnten, so geschah es doch mit aller nur ersinnlichen Bescheidenheit. Die Schrifften solcher Männer würden auch unsere allerweisesten Lettreen bewundern. Doch die Anzahl dieser Schriftsteller, die der Hochachtung der ganzen Welt würdig sind, ist so klein, als die gegenseitige ansehnlich und groß.

Die schlechten Schriftsteller sind gerade diejenigen, welche am meisten geneigt scheinen den allerehrwürdigsten unter den Gelehrten durchgängig ihre Ehre zu entwenden. Dieses ist aber etwas ganz natürliches. Die Eifersucht, die ihnen das Herz abnaget, macht sie jenen rasenden Hunden gleich, welche einen jeden beißen, der ihnen in den Weg kommt, und ohne ihre Schwäche zu erkennen einen Löwen, wenn sie ihm von ohngefähr begegnen sollten, anfallen würden. Du kannst dir gar nicht vorstellen, lieber Yn-Che-Chan, wie viel es solche wütende Halbgelehrte in ganz Europa herum giebt. Die Läden der Buchhändler sind mit ihren Büchern angefüllt. Paris ist nicht der einzige Ort, wo man deren eine große Menge findet. In London, in Amsterdam, in Venedig, kurtz in allen großen Städten, wo man eine starke Buchhandlung führet, giebt es deren eben soviel.

Vor etlichen Tagen ging ich zu Paris in einen Buchladen. »Haben Sie etwas neues?« Fragte ich den Buchhändler. O ja, sagte er mir, ich kann ihnen fünf biß sechs neue Bücher zeigen, die seit kurzer Zeit in meinem Buchladen sind. Hier

haben Sie die Reflexions sur les ouvrages de Litteral ture. „Ich dächte, war meine Gegenantwort, „dieses müste ein gutes Buch seyn. Ohne Zweifel „findet man in diesem Buche gelehrte und unpar„theyische Anzeigen, was man von diesem oder je„nem Schriftsteller zu halten hat. Vielleicht prüfet „man darinnen mit allem Fleiße die dienlichsten „Mittel, in den verschiedenen Gattungen von ge„lehrten Wissenschafften sich hervor zu thun. Man „schreibt auch wohl etwan theils nützliche, theils der „Vernunft gemäse Regeln vor.„. Der Buchhändler antwortete: Das kann ich Ihnen nicht sagen, ob alles das, wovon sie hier reden, in diesem Buche enthalten ist. Wir Kaufleute sind bloß darauf bedacht, daß wir unsere Bücher gut und mit Vortheil verkaufen. Dieses aber ist unsere Sache nicht, daß wir wißen, was in einem jeden stehet. „So weiß ich es, wenn Ihnen nichts da„von bekannt ist, erwiederte ein schwarz gekleideter „Mann, der in dem Buchladen stund. In dem „angezeigten Buche stehet von allem dem, was der „Herr hier sagt, nicht das mindeste. Der Verfaßer „ist ein Mann, der alle Ehre und guten Namen „verlohren hat. Es hat ihn verdroßen, daß einige „Schriftsteller, die sich in der gelehrten Welt be„kannt, und beliebt gemacht haben, und von ihm „ungebührlich angegriffen worden sind, ihm die „Larve abgezogen haben. Wider diese hat er eine „Lästerschrift aufgesetzet, die so elend geschrieben, „und mit so vielen Fehlern, und Ungereimtheiten „angefüllet ist, daß er nicht für den Verfaßer an„gesehen seyn will weil er sahe, daß die Leute „über eine solche Schrift lauter Verachtung und

» Unwillen bezeigten. Doch man weiß mehr als zu
» gewiß, daß er der wirkliche Urheber derselben ist.
» Es darf sich niemand wundern, daß ein Mensch,
» der im Stande gewesen ist, die allerniederträchtig-
» sten Streiche zu begehen, eine in ganz Paris be-
» kannte Sache mit gröster Dreistigkeit leugnet. »
Aus der Sprache, die sie führen, sagte ich zu dem schwartz gekleideten Herrn, sollte ich beynahe vermuthen, daß Sie kein sogar guter Freund von dem Verfasser sind. » Ich bin, antwortete er mir, » weder sein Freund, noch sein Feind. Denn ich » kenne ihn nicht, und habe ihn in meinem Leben nicht » gesehen. Ich wiederhole nur das, was alle recht-» schaffene Leute sagen, und was unsere berühmte-» sten Gelehrten, und die ehrwürdigsten Mitglieder » unserer Akademien durch ihren Ausspruch bestätigen. » Ich bin weiter nichts als der Wiederschall von der » öffentlichen Stimme. Indessen glaube ich doch, es » gebühre sich für mich, zu hindern, daß ein recht-» schaffener Mensch sich nicht betrügen läßt, und » ein elendes Buch kauft, das viel schlechter, als » die Bücher des la Serre, und la Rive ist. »

» Weil der Herr, sagte ich zu dem Buchhändler, » mir zu diesem Buche nicht rathen will, so wollen » wir doch sehen, ob sich etwan ein anderes findet ». Hier haben Sie, war seine Gegenantwort, ein ganz neues. Es hat die Uberschrift Bayle en petit, oder Anatomie de ses Ouvrages. » Ey, schrie ich, geben » Sie mir doch dieses vortrefliche Buch. Ich will » gar nicht lange drum handeln, sondern Ihnen al-» les, was Sie verlangen, ohne Abbruch bezahlen. » Was! Hat man alles lebhafte, alles witzige, alles

» sinnreiche, das sich in den Schrifften des Bayle
» findet, in einen einzigen Band zusammen gezo-
» gen! Wer ist der verständige Franzoß, der seinen
» Landsleuten einen so wichtigen Dienst geleistet hat? »
Unter der Zeit, da ich also redete, sahe mich der
Mann im schwarzen Kleide an, und lachte mit einer
spöttischen Miene. » Dieses Buch, sagte er, daß
» Sie so theuer zu bezahlen sich anheischig machen,
» ist eine ehrenrührige Schmähschrift, die wider den
» großen Mann, gegen welchen Sie eine so vorzügliche
» Hochachtung bezeigen, aufgesetzet worden ist. Sie hat
» den Pater, le Fevre, einen eben so unwissenden,
» als schwärmerischen Jesuiten, zum Verfaßer. Ich
» glaube kaum, daß es möglich ist, soviele Lästerun-
» gen, Unwahrheiten, Kindereyen, ungegründete
» Schlüße, einfältige Ausdrücke, läppische Poßen
» in ein einziges Buch zusammen zu raffen, als diese
» kleine Theologische Mißgeburt in ihrer Schrift auf
» das Tapet gebracht hat. Alles dieses hat er den
» Leuten durch ein treuloses Verfahren beliebt zu
» machen gesucht. Die angeführten Stellen sind
» entweder aus dem Zusammenhange heraus gerissen,
» oder durch gemachte Auszüge verunstaltet worden,
» die sie wirklich sehr lächerlich machen könnten,
» wenn man nicht wüste, wie sie eigentlich in den
» Urschriften selbst klingen. Der unwissende Betrü-
» ger hat davon lauter Schimpf und Schande, weil
» er, um ein Mittel zu haben, wodurch er an ei-
» nem von den geschicktesten Männern in der ganzen
» Welt seinen Hohn rächen möchte, kein anderes
» als die Verfälschung seiner Schrifften hat ausfin-
» dig machen können. Ubrigens kann wohl kein
» Mensch so läppisches, ungesittetes Zeug, als der

» kleine Jesuit schreiben. Ein Buch, wie das seini-
» ge ist, gereichet dem Staate, der den Verkauf
» desselben erlaubet, zur grösten Schande. Daher
» hat auch der Pater le Fevre, ohngeachtet die Ge-
» sellschaft, von welcher er ein Mitglied ist, in
» grosem Ansehen stehet, sich gleichwohl nicht getrau-
» et, um eine Vergünstigung wegen des Druckes
» seiner Schrift anzuhalten. Sie ist, wie alle an-
» dere Lästerschriften ohne den Namen des Verlegers
» gedruckt worden.

» Ey, ey, fragte ich denjenigen, der mir von ei-
» ner, meinen Gedanken nach, so seltsamen Sache
» einen Unterricht gab, man kennet in Frankreich
» den Verfaßer eines dergleichen Buches, und stra-
» fet ihn gleichwohl nicht mit der verdienten Stren-
» ge? Geschiehet es etwan deswegen, weil er ein
» Gottesgelehrter heißet? In Pecking dürffte sich
» nur ein Bonze einfallen lassen, daß er irgend einen
» berühmten Lettreen um seine Ehre bringen wollte.
» Er dürfte nur eine so niederträchtige Seele haben,
» und einen verehrungswürdigen Weltweisen, der
» sich als ein Verstorbener nicht selbst vertheidigen,
» und die seinem Andenken zugefügten Beleidigun-
» gen von sich abwenden kann, auf eine grobe Art
» beschimpfen. Für eine solche freche Kühnheit wür-
» de der Bonze eine strenge Züchtigung zum Lohne
» bekommen. Was für einen Begrif soll man sich
» wohl von einer solchen Nation machen, welche
» bloß die Fehler solcher Leute straft, die nicht zu
» dem Geistlichen Stande gehören? Die Chineser
» lassen es nicht dabey bewenden, daß sie den Bon-
» zen strafen, wenn er ein Verbrechen begangen hat,

» sondern ihre Ahndung erstrecket sich auch auf seine
» Vorgesetzten, weil sie ihn nicht daran gehindert
» haben. Es würde eine überaus heilsame Sache
» seyn, wenn der Rector, und der Unter-Rector
» der Jesuiten nach dem Beyspiele der in Pecking
» eingeführten Gebräuche in dem Hofe ihrer Schule
» zwey biß drey hundert Ruthenstreiche erhielten, so
» oft sie die Erlaubniß ertheilten, daß einer unter ih-
» nen eine Schmähschrift heraus geben darf. In
» einem solchen Falle würde man bey den Chinesern
» das ganze Kloster geisseln, wenn sich auch zwey
» tausend Bonzen darinnen befinden sollten. O! sag-
» te der Mann in der schwarzen Kleidung, hier
» zu Lande siehet man bey solchen Sachen überaus
» sehr durch die Finger. Freylich macht man da-
» mit nichts gutes. Indessen stehen nun einmal Leu-
» te, die sich auf eine geschickte Art der Religion
» zu bedienen wissen, in so großem Ansehen, daß sie
» sich nicht die geringste Strafe zu versehen haben,
» wenn sie sich gleich noch so heftig versündigen.
» Niemals hat die Heucheley unter irgend einer Na-
» tion so sehr, als unter den Franzosen geherrschet.
» Sonderlich pflegen die Geistlichen sich auf keine
» andere Art an ihren Feinden zu rächen, und ihren
» Untergang zu befördern, als daß sie die Religion
» zu Vertheidigung ihrer Rache zu Hülfe nehmen.
» Gesetzt, ihre Absicht ist, einen Unglücklichen, der
» ihnen nicht gefallen hat, in das Verderben zu stür-
» zen, oder sie wollen einen ehrlichen Mann um
» seinen guten Namen bringen, so ist es bloß der
» Eifer für die Religion, der sie dazu antreibet, und
» sie kämpfen für die Ehre GOttes. Das leicht-
» glaubige, und bald zu verführende Volk muß

» sich

„ sich durch alle diese schönen Reden täuschen lassen.
„ Vielleicht wollen Sie wissen, warum den nun die
„ Jesuiten eigentlich sogar sehr auf den berühmten
„ Bayle lästern? Sie sprechen, dieses geschehe, we-
„ gen verschiedener schädlicher Meynungen, die er
„ in seinen Schriften behauptet hat. Wer diese
„ ehrwürdigen Väter kennt, derselbe weiß es mehr,
„ als zu wohl, daß dieses gar nicht die eigentliche
„ Triebfeder ihrer Handlungen ist. Wollten sie wi-
„ der Bücher eifern, welche die Religion ganz und
„ gar über den Haufen werfen, so sollten sie eher
„ wider jene unzählige Menge von Casuisten schrei-
„ ben, und predigen, die sich unter ihren Glau-
„ bensbrüdern befunden haben. Woher kommt es
„ aber, daß sie nicht nur nicht darwider eifern,
„ sondern auch ihre Parthey nehmen? Es kommt
„ daher, weil Eskobar, Sanchez, Tamburin, und
„ andere solche Herren, ihre Leser nicht zu man-
„ chen Zeiten auf Kosten der Jesuiten belustiget ha-
„ ben, wie man dieses von dem sinnreichen Bayle
„ weiß, der sie an unterschiedenen Orten recht na-
„ türlich geschildert hat. „

Unser schwarz gekleideter Mann wollte weiter re-
den, da der Buchhändler ihm in die Rede fiel, und
zu mir sagte: Weil dieser Herr es hindert, daß
sie von allen den Büchern die ich ihnen vorlege,
keines kaufen wollen, so will ich ihnen noch eines
zeigen, welches vielleicht ein günstigeres Urtheil
bey ihm finden wird. Sodann gab er mir ein Buch
in die Hände, dessen bloße Uberschrift es so weit
brachte, daß der strenge Richter der biß hieher mir
vorgezeigten Bücher für Aergerniß beynahe außer

sich war. „Was! schrie er, und Sie unterstehen „sich, dem Herrn eine schändliche Lästerschrift an„zubieten, welche auf öffentlichen Befehl verboten „worden, und die der Verfasser selbst nicht für die „Seinige erkennen will, immasen er die dadurch „verdiente strenge Strafe durch nichts anders, als „durch eine Lügen, die in der ganzen Welt bekannt „ist, vermeiden konnte? Beynahe möchte ich den„ken, Ihr Buchladen sey der Sammelplatz aller „schändlichen Schmierereyen, die man wider das „Andenken, und wider die Person der verehrungs„würdigsten Gelehrten drucket. Das schickte sich „freylich gut zusammen, daß sie dem Herrn nach „der Schrift Bayle en petit, auch das schändliche „Buch Voltairomanie vorlegten. Das heißt, mit „dem grösten Dichter, der noch heut zu Tage lebet, „eben so, als mit dem berühmtesten Weltweisen um„gehen, der nur erst vor einiger Zeit mit Tode „abgegangen ist. Damit sie in ihrer Buchhandlung „die allerschändlichsten Lästerschriften fein alle bey„sammen haben, so fehlet nun weiter nichts, als „daß Sie noch die Tagebücher von Trevoux auf ih„rer Tafel auslegen. Dieses ist das Buch, in wel„chem Despreaux, Racine, Beausobre, Bayle, „Arnaud, Olivet, und dergleichen berühmte Ge„lehrte, von den verschiedenen Ständen und Or„den mehr auf die allerunverantwortlichste Weise „verlästert, und ohne Verstand und Vernunft ge„tadelt worden sind. Wer kann sich wohl enthal„ten, den grösten Unwillen darüber zu empfinden, „wenn er an dieses niederträchtige Buch gedenket, „welches in einem Kloster von zween biß drey arm„seligen Schulfüchsen ausgehecket worden ist? Um-

„ sonst haben unterschiedene Personen von ziemlich
„ großem Verstande und Wissenschafft sich bemühen
„ wollen, das schlechte, welches in diesem Buche
„ anzutreffen ist, durch etliche, demselben einverleib-
„ te, gute Schrifften von ihrer Arbeit einigermaasen
„ zu verbessern. Sie arbeiteten an einem gar zu
„ baufälligen Körper, als daß sie einen Theil davon
„ stützen und herstellen konnten. Alles, was Tour-
„ nemine daran gethan hat, ist in dem Unflate des
„ du Cerceau, des Bougeant, des Oignan, des Rou-
„ lier, und anderer solcher Leute gleichsam versun-
„ ken, und davon verschlungen worden. „

Der strenge Kunstrichter wollte die Rede, die dem Buchhändler freylich sehr mißfallen muste, noch weiter fortsetzen. Er wurde aber gählings einen magern, dürren, langen Mann gewahr, welchem er mit der grösten Eilfertigkeit entgegen lief, und ihn mit allen möglichen Merkmalen der Freundschaft umarmte. Der Buchhändler wollte sich die Gelegenheit zu Nutzen machen, und zeigete mir noch allerhand andere neue Bücher. Doch ich fürchtete gar zu sehr durch eine listig ausgesonnene Uberschrift betrogen zu werden, daher ich ihm versprach in etlichen Tagen wieder zu ihm zu kommen, und mich zu Fortsetzung meines Weges, aus seinem Buchladen weiter begab. Lebe wohl.

Paris. ——

Der

Der neun und funfzigste Brief.

Kieou-Che, an Yn-Che-Chan.

Endlich mache ich mir die Hofnung, lieber Yn-Che-Chan, daß ich mich eheſtens auf den Weg nach Jedo werde machen können. Es iſt bereits zu meiner Abreiſe alle Anſtalt gemacht, und ich werde Nagaſaki verlaſſen, ſobald als die Holländer ſich aus ihrer kleinen Inſel weg, nach Hofe begeben, und ihre jährlichen Geſchenke dahin bringen. Der Zwang worinnen ich lebe, und die ſtrenge Art, womit man auf mich Achtung giebt, haben mir bißher immer noch nicht erlauben wollen, es in der Erkänntniß von den Sitten der Japaner ſogar weit zu bringen. Mit den Leuten, in deren Geſellſchafft ich mich befinde, habe ich nur lauter allgemeine Unterredungen. Ich getraue mir nicht einmal, ſie viel zu fragen, aus Furcht, ich mögte mich bey einer Nation, die ſo gar argwöhniſch, als die Japaniſche iſt, verdächtig machen. Die allerunſchuldigſte Neugier kann gar leicht für ein Verbrechen angeſehen werden. Indeſſen habe ich mich gleichwohl unter der Hand auf eine gute Art nach allerhand Dingen erkundiget, die mit den Begebenheiten, welche in den letzten Jahrhunderten vorgefallen ſind, in keiner Verbindung ſtehen. Höchſtens alſo kann mich dieſes weiter in keinen Verdacht bringen, als daß ich mir die alte Geſchichte bekannt zu machen ſuche.

Nach den Reden, die ich von verſchiedenen Japanern gehöret habe, dünkt mich immer, ihr eit-

ler Stolz könne es nicht vertragen, daß man ihre Vorfahren von den Chinesern herleitet. Wenn ich ihnen gesagt habe, daß eben dieses von allen andern Orientalischen Völkern durchgängig für wahr angenommen wird, so haben sie mich mit vieler Lebhaftigkeit versichert, daß diese Völker sich in einem groben Irrthume befänden. Nach der Meynung der Japaner stammen ihre Vorfahren von den Göttern her, und diese Götter haben ihren Ursprung von dem Chaos gehabt. Solchergestalt soll die Japanische Nation gleich vorhanden gewesen seyn, sobald als die Natur ihren Anfang genommen, oder wenigstens, sobald als ihre Entwickelung Statt gefunden hatte. Hier siehest du also, werthester Yn-Che-Chan, wie es mit dieser vorgegebenen wunderbaren Abstammung zugegangen seyn soll. Sie ist auf solche Weise viel edler, als die Geschlechtsfolge der Egyptier, * welche nur schlechthin vorgaben, sie wären eben so, wie gewiße Gattungen von Ungeziefer, die sie alle Tage aus dem Schlamme hervorwachsen sehen, ebenfalls aus dem Schlamme des Landes gebohren. In diesem Falle haben die Japaner vor den Egyptiern, wenn ihr Vorgeben anders Grund hat, einen eben so großen Vorzug, als das göttliche Wesen vor der Natur eines Körpers.

Als die Bewegung, sprechen die Japaner, die in dem Chaos vorging, alle die Wesen, die wir heut zu Tage sehen, bildete, so brachte sie auch durch eine unsichtbare Macht die Götter hervor. Diese Götter waren von aller Vermischung körperlicher Wesen frey, sie hatten von den Unvollkommenheiten und Beste-

* S. Diodorus von Sicilien, im ersten Buche.

Beflecken der Materie nicht das geringste an sich, und herrscheten in dem Königreiche Japan eine ganz undenkliche Zeit. Wir dürfen nicht vergessen anzumerken, daß ein jeder solcher Gott eine Gemahlinn hatte, deren Wesen eben so vollkommen, als das seinige war, und daß ein jeder von der seinigen ein Kind hatte. Alles dieses geschah auf eine solche Weise, die der menschliche Verstand gar nicht begreifen kann.

Ehe wir über diese Götter und Göttinnen ohne Körper, welche Kinder gezeuget haben, einige Betrachtungen anstellen, wollen wir vorher die fabelhaffte Geschichte der ersten Japaner biß zu ihrem Ende erzählen. Auf die unkörperlichen Götter folgeten körperliche Gottheiten. Diese zweyte Geschlechtsfolge begab sich durch einen überaus seltsamen Zufall. Isanagi-mikotto, der siebende und letzte unsterbliche Gott ließ sich einfallen, seine Gemahlinn Isanumi auf eine fleischliche Weise zu erkennen. Er zeugete Söhne, und Töchter, welche von einer überaus vortreflichen Natur waren. Indessen waren sie doch körperlich, und solchergestallt weit unter den unkörperlichen Göttern, die mit dem Tode des Isanagi-mikotto ein Ende nahmen. Denn es ist nicht zu vergessen, daß diese mit einem so vollkommenen Wesen begabten Götter eben so, wie heut zu Tage die schwachen Sterblichen starben. Freylich wohl war ihr Leben unendlich länger. Doch ist dieses ein betrübter Trost für so mächtige Wesen.

Zu dem Fehler, den Isanagi-mikotto dadurch beging, daß er seine Gemahlinn auf eine fleischli-

che Weise erkannte, gab der Vogel Sekire Anlaß. Durch das Beyspiel dieses Vogels wurde der Gott unterwiesen. Nunmehr mag nur jemand sagen, daß die Thiere des Gebrauches der Vernunft beraubet sind, da sie den Göttern Anweisung geben, wie sie die Ergötzlichkeiten der Liebe genießen sollen. Die körperlichen Götter hatten dergleichen nicht nöthig, um ihr Geschlecht fortzupflanzen. Die Natur selbst führete sie mit leichter Mühe zu allem demjenigen an, was sie nur in diesem Falle zu erfahren wünschen konnten. Endlich verlosch auch diese zweyte Geschlechtsfolge, es mag nun entweder das Wesen der körperlichen Götter nach und nach seine Krafft verlieren, oder es hat vielleicht einer unter ihnen ebenfalls einen Fehler begangen. Hierauf nahmen die Menschen, die ihr nachfolgeten, so wie sie heut zu Tage vorhanden sind, ihren Anfang.

Man darf, werther Yn-Che-Chan, eben kein großer Weltweiser seyn, um das Lächerliche dieser Fabeln einzusehen, und darüber zu lachen. Immittelst achten die Japaner diese thörichten Ungereimtheiten für die unleugbarsten Wahrheiten. So viel Eindruck haben die Vorurtheile in den menschlichen Gemüthern! Es gibt in Nagasaki wohl etwan vernünftige Leute, die auf alle Fragen, welche man ihnen vorlegt, ganz klug und verständig Bescheid ertheilen können. Sobald man ihnen aber zeigen will, daß ihre Meynung von diesen verschiedenen göttlichen Geschlechtsfolgen ungegründet sey, so gerathen sie alsbald in die gröste Hitze und Ausschweifung.

Was wir hier bey den Japanern antreffen, dasselbe findet auch bey allen andern Völkern, nur bey einem mehr, als bey dem andern, Statt. Kein einziges ist zu finden, welches nicht diese oder jene wunderliche Grille hegt, die es so steif und vest glaubt, daß man ihm auch durch die allerdeutlichsten Beweise doch den Irrthum keinesweges aus den Gedanken bringen kann. Sobald der Verstand durch Vorurtheile verdunkelt ist, läßt er sich auch durch die augenscheinlichsten Wahrheiten nicht überzeugen. Er sinnet nicht sowohl darauf, wie er die ihm vorgelegten Einwendungen prüfen, als vielmehr, wie er sie durch Gegengründe, sie mögen nun gut, oder schlecht seyn, widerlegen möge. Gesetzt, es will ihm keiner beyfallen, so leitet er es eher von seiner Unwissenheit her, als daß er es der schlimmen Sache, die er vertheidiget, zuschreiben sollte. Kann man wohl noch einen Augenblick an der unüberwindlichen Stärke der Vorurtheile zweifeln, wenn man über die Verstockung der Japaner auch nur mit einer geringen Aufmerksamkeit nachdenkt? Man hat weiter nichts, als die ersten Grundsätze der Vernunft vonnöthen, um alle ihre thörichten Begrife auf das gründlichste zu widerlegen. Ein angehender Schüler in China würde sich gar leicht in dem Stande befinden, den allergeübtesten Japaner in den Lehren seiner Religion in einem Augenblicke zum Stillschweigen zu bringen. Was könnte nun nicht vollends ein Europäer thun, der auf eine weit tiefsinnigere Weise über das göttliche Wesen nachzudenken gewohnt ist? Gleichwohl bin ich versichert, daß unsere Freunde die Mißionarien, wenn sie sich vornehmen wollten diesen und jenen Japaner, der doch

sonst ein kluger und verständiger Mann ist, aus seinem Irrthume zu reißen, mit aller ihrer Bemühung nichts ausrichten würden.

Was für eine Schande, werther Yn-Che-Chan, für die Menschen, daß sich unter ihnen eine sogar große Menge findet, die in den allerwichtigsten Sachen ihre Vernunft so wenig gebrauchen, als wenn sie zu den unvernünftigen Thieren gehöreten! Ist wohl in der Welt für einen Menschen etwas nothwendiger, als die Erkänntniß des höchsten Wesens? Ist wohl etwas dessen Daseyn, und vorzüglichsten Eigenschafften er leichter wahrnehmen könnte? Ist aber auch wohl etwas, wovon zum Theil ganze Nationen unglücklicher Weise weniger wissen? Es ist dir bekannt, lieber Yn-Che-Chan, daß ich es allezeit mit unsern Freunden, den Mißionarien, gehalten habe, weil ihr Aufenthalt in China, und in andern Gegenden von Asien nach meinen Gedanken sehr vortheilhafft war. Sie vereinigen sich mit unsern Brüdern, den Lettreen, um alle die ungereimten Dinge zu vernichten, welche die Bonzen und Lamas unter dem Deckmantel der Religion jur unentbehrliche Wahrheiten ausgeben.

Dürfte ich hier mit den Japanern, in deren Gesellschaft ich mich gar oft befinde, offenhertzig reden so würde ich ihnen vorstellen, wie es unvernünftig sey, zu denken, diese unkörperlichen Götter hätten zu Hervorbringung ihrer Nachfolger Weiber vonnöthen gehabt. Wie ungereimt klinget dergleichen Meynung! Die Götter sind dem Tode unterworffen, sie haben um sich zu vermehren, zweyerley Ge-

schlechter vonnöthen, und gleichwohl sollen die Götter und Göttinnen einander nicht fleischlicher Weise erkennen. Sobald als sie darauf gerathen, verschwindet die Hälfte ihres göttlichen Wesens, und ihre Kinder sind weiter nichts, als Halbgötter? Zu was dienet denn die weibliche Gottheit, wenn die Männliche vermögend ist, ihres gleichen hervorzubringen? Doch was für ein neuer Irrthum? Ein höchstes Wesen, ein allmächtiges Wesen, ein vollkommenes Wesen, kann dieses wohl aus seinem Schoße etwas hervorbringen, welches ihm an Vollkommenheit nicht gleich seyn sollte? Man muß verrückt im Kopfe seyn, wenn man in dem göttlichen Wesen eine Veränderlichkeit glaubet? Und gleichwohl heißt es, der letzte unter den grösten Göttern habe weiter nichts, als einen Halbgott hervorgebracht.

Von diesen ersten Einwendungen wollen wir nun weiter zu andern schreiten, welche auch dem allereinfältigsten Menschen gar leicht in die Augen fallen. Wenn die ersten Gottheiten unkörperlich waren, wie konnte denn Isanagi-mikotto sich durch das Beyspiel des Vogels Sekire verleiten lassen, daß er seine Gemahlinn fleischlich erkannte? Ist denn eine Sache ohne Ausdehnung, ohne Tiefe, kurz ohne alle Eigenschafften, die der Materie eigenthumlich sind, vermögend, alles das zu thun, was eben die Materie thut? Ist es über dieses nicht sichtbar und augenscheinlich, das geistische Wesen auch bloß geistische Ergötzlichkeiten haben müssen? Ist dieses nicht ihrer Würde zuwider, oder vielmehr wird nicht dadurch ihr Wesen ganz vernichtet, wenn man von ihnen saget, daß sie sich Wollüsten ergeben, deren sich schwa-

che Sterbliche bey vielerley Gelegenheiten schämen? Ich möchte doch gerne wissen, wie die unkörperliche Gemahlinn des Isanagi-mikotto, nachdem sie fleischlich empfangen hatte, es gemacht hat, daß sie mit ihrem Sohne niedergekommen ist. Hat sie ihn etwan neun Monate in Mutterleibe getragen? Sie hatte ja keinen. Gebahr sie ihn gleich in dem Augenblicke, da sie ihn empfangen hatte? Wie konnte sie ihn denn ohne die Gebährmutter empfangen? Doch wir wollen zugeben, dieser Sohn sey wie ein Mensch gebohren worden. Womit hat sie ihn denn gesäuget? Sie hatte ja keine Brüste. Durch ein geistliches Elixir konnte er wieder nicht genähret werden. Denn bey seinem sehr materialischen Körper würde das Getränke seiner unkörperlichen Vorfahren zu seinem Unterhalte nicht hinreichend gewesen seyn. Doch wir wollen diese Schwierigkeit nicht einmal so weit treiben, sondern für wahr annehmen, daß er mit Milchbreye aufgezogen worden ist. Dergleichen Nahrungs-Mittel ist für einen kleinen Gott, der nothwendig, als ein Sohn des unkörperlichen Isanagi-mikotto zart seyn muste, ziemlich unverdaulich. Aus was für einer Ursache wurden denn seine Nachfolger durch die Länge der Zeit aus Halbgöttern blose schlechte Menschen? Dieses kam doch wohl ganz sicher nicht daher, weil irgend ein Halbgott sich hatte einfallen lassen, seine Gemahlinn fleischlicher Weise zu erkennen. Es würde ihm schlechterdings unmöglich gewesen seyn, wenn er sie gleich auf eine andere Art hätte erkennen wollen. Daß ein Geist, der in einem Körper wohnet, und denselben belebet, ohne Beyhülfe von zweyerley Geschlechte Kinder hervorbringen könne, ist etwas eben

so ungereimtes, als, wenn man sich vorstellet, ein reines Wesen erkenne eine unkörperliche Frau fleischlich. Diese beyden Sätze sind einer so lächerlich, als der andere. Es finden sich bey dem einen so viele Schwierigkeiten als bey dem andern. Nun frage ich weiter, welches ist denn der Grund zu jener dritten Veränderlichkeit in der göttlichen Natur gewesen, und warum ist denn diese sogar vielmal verändert worden?

Dieses sind, wertheſter Yn-Che-Chan, einige Einwürfe wider den abgeschmackten Glauben der Japaner, die sich unserm Verstande ohne vieles Nachsinnen gleich von sich selbst darstellen. Niemals hat einer von ihnen dergleichen Einwürfen reiflich nachgedacht. Sie sie ihnen etwan von sich selbst in den Sinn gekommen, so haben sie dieselben, ohne jemals eine Prüfung darüber anzustellen, gerade weg verworfen. Sie würden geglaubet haben, sie thäten eine Sünde, wenn sie sich ihrer Vernunft bedienten, und die mächtigen Vorurtheile haben sie nicht dazu kommen lassen, daß sie sich ihrer natürlichen Gemüths-Gaben bedienet hätten. Es ist in der That etwas sehr bedaurungs würdiges, daß fast alle Menschen den Meynungen und Gesinnungen, die sie in ihrer ersten Jugend eingesogen haben, so gar steif und fest anhangen.

Leute, die sich von ihren Vorurtheilen ganz und gar leiten und regieren lassen, sind in meinen Augen solchen Menschen gleich, denen man die Augen mit einem Tuche verbunden hat, womit sie auf einem Wege gehen, der voll gefährlicher Löcher ist,

und

und gleichwohl nicht das Herz haben, das Tuch, welches sie zu sehen verhindert, nur ein klein wenig in die Höhe zu heben, da es ihnen doch niemand wehret, und sie weiter keine Mühe daran wenden dürfen, als daß sie die Hand an den Kopf erheben. Wenn sich ein Mensch von großen Irrthümern befreyen will, die er so zu sagen mit der Muttermilch eingesogen hat, so braucht er weiter nichts, als daß er die Vernunft zu Rathe ziehet, und ihr ihre Freyheit läßt. Doch er achtet dieses für ein Verbrechen, wenn er das Herz hat, sich desjenigen einzigen Mittels zu bedienen, welches ihm die Natur, und das wahre von dem Falschen zu unterscheiden gegeben hat. Die Ursache fast von allen Thorheiten der Menschen muß der Stärke der Vorurtheile zugeschrieben werden; Die Dauer dieser Vorurtheile hingegen rühret von dem Aberglauben, und von der Furcht, die Vernunft anstatt eines blinden Glaubens, der hergebrachten Gewohnheit, und des Ansehens betrüglicher Lehrmeister, zu gebrauchen.

Lebe wohl.

Nagasaki. —

Der Sechzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Die Art, wertheſter Yn-Che-Chan, Todtschläger in Persien zu bestrafen, hat etwas ganz besonderes. Die Richter schreiben die Gattung von Todesstrafe, die sie ausstehen müssen, nicht vor, son-

dern sie werden den Anverwandten der Entleibten überlassen, die mit ihnen nach ihrem Gutdünken verfahren dürfen. Solchergestallt entscheiden die Richter bloß und allein, ob ein Mensch das Verbrechen, worüber man ihn anklagt, begangen hat, und ob die Sache so beschaffen ist, daß er denen, die ihn verlangen, überantwortet werden soll.

Wenn ein Persianer einen Menschen todgeschlagen hat, so verfügen sich die Anverwandten des Getödeten insgesammt an die Thüre des Haußes, wo der Richter wohnt. Daselbst erheben sie ein großes Geschrey, zerkratzen sich zuweilen das Gesicht, und thun alles, wodurch sie vermuthen, daß sie Mitleiden und Erbarmen rege machen können. Der Richter erkundiget sich sodann, was sie bey ihm anzubringen haben. Wir begehren, ist ihre Antwort, die Beobachtung des Gesetzes, das Blut des Mörders, der einen von unsern Anverwandten todgeschlagen hat. Das Ansehen des Richters mag noch so groß seyn, und seine Gewalt mag sich noch so weit erstrecken, so kann er sich doch nicht weigeren, den Klagenden zu versprechen, daß er ihnen die verlangte Genugthuung angedeyen lassen will. Sogar der König kann einen Mörder nicht begnadigen, und die Beobachtung des Gesetzes, das ihn zum Tode verdammet, wird niemals gehindert. Indessen richtet man die Sache gleichwohl so ein, daß man dem Verbrecher vermittelst der Verzeihung, die ihm seine Gegenparthey bewilliget, das Leben retten kann. Der Richter schiebet die Erfüllung seines Versprechens so weit hinaus, als ihm möglich ist. Er sucht allerhand Ursachen hervor, damit er den Gefangenen

so spät, als er nur kann, ausliefern möge. Unter der Zeit dieses Aufschubs vergleichen sich die Anverwandte des Missethäters mit den Blutsfreunden des Getödteten. Man stellt ihnen vor, der Tod des Mörders könne dem Verstorbenen nicht zu seinem Leben verhelfen. Es sey dieses ein Unglück, dem durch nichts abgeholfen werden könne. Der Mörder habe sich vorgenommen ein Derwisch zu werden, und also seine übrige Lebens-Zeit für sein Verbrechen zu büßen. Er werde sich selbst wegen seines begangenen Fehlers strafen. Was ist euch, sprechen sie weiter, mit dem Blute eines armseligen Menschen gedienet, der für Betrübniß schon halb tod ist? Er überlässet euch sein ganzes Vermögen. Es geschiehet gar offt, daß diese Reden bey den Anverwandten des Entleibten Eindruck finden. Sie lassen sich gefallen, einen Vergleich zu treffen, und stellen ihr gerichtliches Verfahren wider ihn ein. In solchem Falle wird der Beklagte loßgesprochen, und in Freyheit gesetzet. Vorher aber muß er der Obrigkeits-Person die Mühe, die sie für die Rettung seines Lebens angewendet hat, gehörig belohnen.

Es ist aber wohl zu merken, mein lieber Yn-Chechan, daß diese Umstände nur bloß in Ansehung solcher Leute gemacht werden, die jemanden bey besonderen Gelegenheiten in vorgefallenen Händeln getödtet haben. Gegen Strassenräuber, und solche, die andere öffentliche Verbrechen begangen haben, wird nicht also verfahren. Die gewöhnlichste Art des Todes, womit man sie bestrafet ist diese, daß man sie spisset, oder ihnen Hände und Füse abhauet, und

sie in solchem Zustande so lange liegen läßet, biß sie sterben. Ist das Verbrechen gar zu groß, so bindet man denjenigen, der es begangen hat, mit den Füsen auf den Rücken eines Kameeles so, daß der Kopf auf die Erde herabhanget. In dieser Verfaßung schneidet man ihm den Bauch auf. Die Eingeweide, welche aus einer grossen Oefnung herausdringen, fallen ihm über das Gesicht. Mit diesem Anblicke führet man den Missethäter auf den Strasen herum. Ein Gerichtsdiener gehet vor ihm her, und macht seine verübte Schandthat mit lauter Stimme bekannt. Nach diesem bindet man ihn mit den Füsen an einen Baum, der vor dem Thore der Stadt stehet. Es geschiehet zuweilen, daß die Verbrecher in einem so elenden Zustande fünfzehen biß sechzehen Stunden leben.

Man kann nicht in Abrede seyn, wertheſter Yn-Che-Chan, daß dergleichen grimmige Todes-Strafen vermöge der Gesetze der Menschlichkeit allem Ansehen nach abgeschafft zu werden verdieneten. Böse Buben müssen bestraft, und andere die etwan durch ihr Beyspiel zu gleichen Verbrechen sich verleiten lassen möchten, auf solche Weise geschrecket, und zurückgehalten werden. Hierinnen kommt mir das Verfahren der alten Römer weit lobenswürdiger vor. In den Strafen haben sie niemals diejenigen Schranken, welche die Menschlichkeit gesetzet hat, überschritten. Hingegen findet man durchgängig bey allen Morgenländern, und besonders bey den Persianern, daß sie einem so weisen Beyspiele nicht im mindesten folgen. Die meisten Todes-Srafen sind unter ihnen so beschaffen, daß den Leuten bey deren

An-

Anblick die Haut schauert, und daß sich die Natur darwider empöret. Zuweilen vermauren sie die Missethäter biß an das Kinn zwischen vier Mauern. Wenn nun der Kalck allmählich hart und trocken wird, drücket er ihnen die Brust zusammen, daß sie nicht Athem holen können, worüber diese Elenden in den allerempfindlichsten Schmerzen den Geist aufgeben. Sie gerathen fast immer in eine Raserey, man siehet den Schaum vor ihrem Munde, und sie beissen in die Mauer hinein, womit sie umgeben sind. Noch eine andere Todes-Strafe, die weit grimmiger ist, als die vorhergehende. Man setzet den Missethäter auf ein Kameel, und bindet ihm die Füse unter dem Bauche des Thieres fest zusammen. Die Armen werden lang ausgestreckt, und an eine Stange die quere angebunden. Hernach sticht man Löcher in den Körper des Verbrechers, und stecket in dieselben angezündete Dochte, die sich von dem Fette des Körpers brennend erhalten.

Ist es wohl erlaubt, werther Yn-Che-Chan, daß die Menschen sogar unbarmherzig sind, und für ihre Mitbrüder dergleichen Martern ersinnen? Kann wohl die Wuth der allergrausamsten Teufel, wenn es anders wahr ist, was uns die Mißionarien von ihnen erzählen, etwas grausames als solche Strafen verüben? Man mag von der Bestrafung ruchloser Menschen sagen, was man will, so folget daraus gleichwohl keinesweges, daß es nöthig sey, die allergrimmigsten Tyger an Grausamkeit zu übertreffen. Doch was sage ich, Tyger? Das grimmigste Thier ist in Vergleichung solcher Menschen, die ihren Mitbrüdern dergleichen grausame, und schreckliche Todes-

Strafen anthun, für mitleidig zu achten. Ein Tygerthier, dem man seine Jungen geraubet hat, mag gegen den Jäger, wenn es ihn findet, noch so sehr aufgebracht seyn. Es ist damit zufrieden, daß es ihn tödtet. Darauf sinnet es gar nicht, daß es ihm seine Marter verlängert, sondern es eilet vielmehr, was es nur kann daß es den Tod seines Widersachers beschleuniget. Vielleicht wendet man dagegen ein, dieses geschehe bloß deßwegen, weil es ein unvernünftiges Thier ist, und seine Handlungen ohne einiges Nachdenken verrichtet. Um soviel mehr glaube ich hernach Ursache zu haben, daß ich den Menschen ewig bedauere, weil er mit Vernunft begabet ist, welche ihm zu so grimmigen, und traurigen Handlungen Anlaß giebt. Beynahe möchte ich den Tien, den Beherrscher des Himmels bitten, daß er mir an statt dieser barbarischen Vernunft den natürlichen Trieb der unvernünftigen Thiere schenkere, welche die Kunst, auf der Erde solche Strafen zu verüben, die sogar in der Hölle unbekannt sind, gar nicht wissen.

Von allen Europäern, die ich hier zu Lande gesprochen habe, werden solche unmenschlichen Strafen schlechterdings verworfen. Bey dieser Gelegenheit habe ich in einem von ihren Schriftstellern eine Geschichte gelesen, die den Obrigkeits-Personen in Frankreich Ehre macht. Ein jeder, heißt es, wollte gern wißen, wer diejenigen gewesen wären, welche dem ruchlosen Ravaillac zu dem Königsmorde Anlaß gegeben, oder ihn in diesem Vorsatze bestärket hatten. Jeder schlug eine Gattung von Marter vor, um ihn soweit zu bringen, daß er

es

es bekennen sollte. Die Königinn ließ den Leuten, welchen die Untersuchung aufgetragen war, melden, es habe sich ein Fleischhauer angegeben, der ihm lebendig die Haut auf eine solche Weise abziehen wollte, daß er noch eine lange Zeit am Leben bleiben müßte, und nach der Abschälung der Haut immer noch Kräffte genug übrig behielt, um die eigentliche Todes-Strafe auszustehen. Der Hof lobte den Eifer einer Princessinn, die sich in der äußersten Betrübniß befand, und den Tod ihres Gemahls auf eine gerechte Weise zu rächen sich angelegen seyn ließ; Er billigte die Sorgfalt einer frommen Mutter, die für den König ihren Sohn bekümmert war. Ubrigens hielt er diesen Vorschlag dem Eifer der Königinn zu gute, ohne weiter daran zu gedenken. Balbany, der Erfinder neuer Cisternen, ließ ein Kunstwerck in Gestallt einer Butterhose, oder eines umgeworfenen Obelisken machen, worinnen der Bösewicht mit den allerempfindlichsten Schmerzen gepeiniget werden, und derhalben von seinen Kräfften nicht das geringste einbüßen sollte. Dieses Werkzeug wieß er dem Herrn Servin. Doch der Hof hielt es nicht für rathsam, andere, als die gewöhnlichen Arten der Marter zu gebrauchen. *

Ravaillac konnte ohne allen Zweifel keine größere Uebelthat verüben, als daß er Frankreich durch den, an Heinrichen den Vierten vollbrachten Meuchel-

* Inventaire general de l'Histoire de France &c. durch Johann von Serres. S. 882. fol. Paris 1643.

chelmords eines Vaters, und eines Königes beraubete. Indessen glaubten die Obrigkeits-Personen, die den Verlust dieses Monarchen auf alle mögliche Weise bedauerten, gleichwohl nicht, daß sie neue Qualen erfinden dürften. Aus Furcht, den Regeln und dem Wohlstande der Menschlichkeit zuwider zu handeln, wollten sie sich durchaus keiner andern, als der gewöhnlichen Martern bedienen.

Die Europäer richten sich durchgängig so ziemlich nach dem Beyspiele dieser klugen, und menschlich gesinnten Richter. Bloß die Mitglieder des Inquisitions-Gerichts, Ungeheuer, die der Himmel in seinem Zorne den Spaniern, und den Portugiesen gegeben hat, sind noch weit grausamer, als die wildesten Barbaren. Denn sie gebrauchen eben so unmenschliche Todesstrafen, als die Persianer, und bedienen sich derselben gegen unschuldige Menschen, anstatt daß jene sie doch nur solchen Leuten anthun, welche die ruchlosesten Verbrechen begangen haben. Ist das nicht etwas entsetzliches, liebster Yn-Che-Chan, ist es nicht eine Schande für das menschliche Geschlecht, daß es Menschen giebt, deren Grausamkeit sich so weit erstrecket, daß sie andere Menschen zum Feuer verurtheilen, die weiter nichts verbrochen haben, als daß sie sich den Regungen ihres Gewissens gemäß verhalten, und der allerhöchsten Gottheit, dem Schöpfer aller Menschen einen Dienst widmen, der nach ihrem Glauben nützlicher ist, als ein anderer, wozu man sie mit Gewalt zwingen will? Unmenschliche Barbaren, Schandflecke des menschlichen Geschlechtes, unbarmherzige Henkersknechte, geitzige Verfolger: Gebe doch der Tien, der oberste

Beherr-

Beherrscher des Himmels, daß unser Vaterland, und die übrigen Morgenländischen Staaten nimmermehr unter eure Gewalt gerathen mögen!

Die Europäischen Geistlichen reden unaufhörlich von lauter Gelindigkeit, Gnade und Barmherzigkeit. Bey dem allen handelt die Hälfte unter ihnen auf eine gerade entgegengesetzte Weise. Ein Spanischer Inquisitor lässet seine Wuth sogar an der Asche todter Menschen aus. Auch der Tod selbst kann unglückliche Sterbliche, die er demselben überliefert hat, gegen seinen Haß, und seine Wuth nicht in Sicherheit setzen. O was für einen großen Theil sind die Persianischen Richter menschlicher, als diese grausamen Geistlichen in Spanien! Wenn ein Richter die Anverwandten eines Menschen, der in einem Zweykampfe oder sonst durch einen ungefähren Zufall getödtet worden ist, nicht dahin bringen kann, daß sie dem Mörder verzeihen, und Gnade wiederfahren lassen, so sagt er ihnen allemal diese schönen Worte: Ich überliefere euch euern Mörder nach dem Gesetze. Bezahlet euch wegen des Blutes, das er vergossen hat. Doch wisset, daß GOtt erkänntlich und gnädig ist.

Geschiehet es durch einen ungefähren Zufall, daß die Partheyen den Verbrecher als einen Todten liegen lassen, da er es doch wirklich nicht ist, so können sie hernach die Todesstrafe nicht weiter an ihm vollstrecken. Der Richter hat dem Gesetze Gnüge geleistet; Er hat den Mörder in ihre Hände gegeben. Hernach mögen diejenigen es ihnen selbst zuschreiben, daß sie den Verbrecher zu tödten nicht die

gehöri-

gehörige Anstalt getroffen haben; Oder es ist vielmehr ein Werk der göttlichen Vorsicht, die ihn hat bey dem Leben erhalten wollen. Die Rache darf aufs höchste nicht mehr, als einmal ausgeübet werden. Ein Franzose, werther Yn-Che-Chan, hat mir eine sehr merkwürdige Geschichte erzählet, diese soll es seyn, womit ich meinen Brief schliesen will. Ein Christ, sagte er * mir, von Portugiesischen und Indianischen Eltern faßte aus Eifersucht einen ungegründeten Argwohn wider seine Frau. Dadurch ließ er sich so weit verleiten, daß er an einem Morgen zu ihr an das Bette ging, wo sie lag, und eben damals schwanger war. Er gab ihr mit einem Dolche drey Stösse in den Leib, wovon sie drey biß vier Tage Schmerzen hatte, und nach der Zeit starb. Ihre Eltern wollten dem Verbrecher schlechterdings nicht verzeihen. Die Mahometanische Religion wollte er durchaus nicht annehmen, welches vielleicht noch ein Mittel gewesen seyn würde, wodurch man ihm das Leben hätte retten können. In diesem Falle konnte der Stadthalter sagen, er müsse ihn zu dem Könige schicken, und daselbst über ihn den Ausspruch thun lassen. Weil er sich nun hierzu nicht bequemen wollte, so überlieferte er ihn seiner Gegenpartey. Er wurde hiermit an das Ufer des Meeres geführet, und muste sich auf die Erde niederlegen. Sodann setzte sich der Schwieger-Vater auf seinen Kopf, gleich als wollte er einen Ochsen schlachten, und die Schwieger-Mutter schnitt

* Reisebeschreibung des Ritters Chardin nach Persien, und in andere Morgenländische Gegenden VIIIter Band S. 419. 4to Amst. 1735.

schnitt ihm mit einem Messer die Kehle ab. Da nun das Blut sehr stark heraus quoll, so glaubte sie, er wäre tod, und stund auf, nachdem sie von seinem Blute einen Theil verschlungen hatte. Wie sie aber ohngefähr funfzehen biß sechzehen Schritte davon entfernet waren, so rührete sich der elende Mensch, und das Volk fing an zu schreyen: Er ist noch nicht todt. Die beyden Schwieger-Eltern wollten hierauf wieder zurück gehen, und ihr Werk vollenden. Die Gerichten aber gaben es nicht zu, sondern sagten: „Ihr habt nun euer „Müthgen an ihm zur Gnüge gekühlet. Es gehet „nicht an, daß ihr euch zum zweytenmale an ihm „vergreifen könnt.„ Die Kapuciner liesen ihn zu sich in ihre Wohnung schaffen, wo er noch etwan vierzehen Tage lang lebete. Seine vollkommene Genesung war nicht möglich?

Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan, und melde mir ehestens gute Nachricht von deinem Wohlbefinden.

Ispahan. —

Der ein und sechzigste Brief.

Yn-Che-Chan, an Tiao.

Deinen Brief, lieber Tiao, von den Begräbniß-Gebräuchen der Moskowiten habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Die abergläubischen Dinge dieses Volkes wollen mir eben so wenig, als dir, gefallen. Indessen habe ich bemerket, daß wir Chine-

ser

fer allerhand solche Gebräuche, die dir mit so gutem Grunde tadelst, ziemlich auf einerley Art beobachten. Sie sind zwar wohl ein wenig anders eingekleidet. Deßwegen aber sind sie nicht weniger lächerlich. Wir wollen es nur aufrichtig gestehen, daß wir in demjenigen, was unsere Gebräuche bey Begräbnissen anlangt, weder vernünftiger, noch auch weniger abergläubisch, als die andern Menschen sind.

Wir wollen einmal unsere Gebräuche ganz kurz durchgehen, und ohne alle Vorurtheile prüfen. Wozu dienen alle die wohlriechenden Sachen, die Blumen, die Wachslichter, die kostbaren Zeuge, die bunt gemalten Papiere, und die Musikanten, die bey Begräbnissen für unumgänglich nothwendige Dinge angesehen werden? Woher kommt es, daß wir uns angelegen seyn lassen, einen geringen klumpen Erde mit so großer Sorgfalt zu erhalten? Denn was ist wohl eigentlich ein Körper, in welchem keine Seele weiter wohnet? Indessen lassen wir es noch nicht daran genug seyn, daß wir die Todten einbalsamiren, sondern wir behalten sie auch ganze Jahre in unsern Häusern. Unter der Zeit bildet sich der Sohn ein, er ehre das Andenken seines Vaters, wenn er seinem Korper alle Tage zu essen und zu trinken vorhält, gleich als ob er immer noch beseelet wäre, und an der Aufmerksamkeit, die man ihm widmet, einigen Antheil nehmen könnte. Was für eine Thorheit, lieber Tiao! Sind wohl die Gebräuche der Moskowiten etwan weniger abgeschmackt, als die unsrigen, und können wir es ihnen wohl übel auslegen, wenn sie ihre Todten fragen, welches die Ursachen sind, die sie bewogen haben zu sterben, da wir hingegen eben den Verstorbenen zu essen und zu trin-

ken vorsetzen? Ist es etwan lächerlicher, wenn jene verlangen, daß ihre Todten reden sollen, oder wenn wir uns einbilden, daß sie Hunger und Durst, empfinden?

Wir gehen weiter zu andern Gebräuchen, die mir eben so wenig, als die ersten, vernünftig scheinen. Wenn einer von unsern Landsleuten verschieden ist, so * » nimmt einer von seinen Anverwand» ten, oder guten Freunden den Rock desselben, » steiget auf das Dach des Hauses, kehret sich ge» gen Mitternacht, und ruffet die Seele des Ver» storbenen dreymal hintereinander mit lautem Ge» schrey. Dieses dreyfache Geschrey zielet auf den » Himmel, auf die Erde, und auf die in dem » Mittel derselben befindliche Luft. Er nimmt her» nach den Rock des Todten zusammen, und wendet » sich um gegen Mittag. Sodann breitet er den » Rock auseinander, und leget ihn über den Todten » weg, der in diesem Zustande drey Tage liegen » bleibet, um es zu erwarten, daß seine Seele zu» rückkommt. Eben dergleichen geschiehet auch au» ser der Stadt wegen eines Todten, der ermordet » worden ist. » Zu was dienen nun, werther Liao, diese Gebräuche, und worinnen bestehet ihr Nutzen? Besorgen wir denn etwan, die Seele des Verstorbenen möchte sich auf ihrer Wanderschaft verirren, und ist etwan unsere Absicht, ihr durch unser Geschrey auf den rechten Weg zu helfen? Ist dieses, so sollten wir ja die ganzen drey Tage über, da sie sich

* Ceremonies superstitieuses de Bernard Picard. Tom. II. p. 150.

auswärts befindet, fortfahren zu schreyen, biß sie wieder kommt, und sich mit ihrem Körper vereiniget. Wenn sie nun endlich zurück kommt, wo nimmt sie denn hernach ihren Platz? Etwan in dem Körper? Das kann nicht seyn, weil er beständig in einem leblosen Zustande bleibet, und ohngeachtet aller der wohlriechenden Kräuter, und Gewächse, der Balsame, der kostbaren Essenzen, dennoch nach und nach verwesetet, und endlich ganz und gar zu Grunde gehet. Vielleicht flattert die Seele unaufhörlich um ihn herum? Was hat sie aber für eine Ursache, daß sie so gar ernstlich sich bestrebet, von einem Körper, der ihr weiterhin schlechterdings unnütze ist, nicht weit entfernet zu seyn? Was für Gründe haben wir übrigens dazu, daß wir eine solche ungereimte Sache glauben. Wir wollen es nur gestehen, daß die Moskowiten unter ihren Gebräuchen keinen haben, der so abgeschmackt ist. Nunmehr kommen wir zu einem andern, der einem von den Ihrigen überaus ähnlich ist.

Du spottest mit gutem Grunde über die kleine Kundschaft, die die Moskowiten ihren Todten mitgeben. Allein was soll ein Moskowite seines Orts sagen, wenn er in Pecking siehet, daß man einem Todten, sobald er in seinen Sarg geleget wird, Weitzen, Reiß, und zuweilen, wenn die Anverwandten des Verstorbenen wohlhabende Leute sind, Gold und Silber in den Mund leget? Glaubest du nicht werthester Tiao, daß der Moskowite den Chineser eben so gut, als der Chineser den Moskowiten auslachet! Du wurdest dich sehr betrügen, wenn du anders denken wolltest.

Der

Der Gebrauch, da man dem Todten eine Schere in den Sarg leget, daß er sich damit die Nägel abschneiden möge, ist eben so abgeschmackt, als jener, da man ihm Getreyde in den Mund gibt. Er wird von unsern Landsleuten eben so sorgfältig beobachtet.

In unsern Leichenbegängnißen herrschet etwas eben so seltsames, als bey den Moskowiten, und über dieses blicket dabey noch weit mehr Eitelkeit hervor. Wir tragen Bildniße von Menschen beyderley Geschlechts, von Elephanten, von Tygern, die auf dem Grabe verbrannt werden sollen, mit dem Todten auf den Gassen herum. Nach dieser lächerlichen Bilder-Parade gehen unsere Geistlichen, welche eben dergleichen Person, wie jene bey den Moskowiten spielen, und sich Geld dadurch erwerben, daß sie etliche Gebete herausmurmeln. Endlich kommen die Anverwandten, welche gar offt unter verstellter Betrübniß eine hertzliche Freude verbergen, und sich über den Tod einer Person, die ihnen dem äuserlichen Ansehen nach empfindlich nahe gehet, aus Grund der Seele erfreuen. Bey uns gehet es eben so zu, wie bey den übrigen Nationen. Das große Wehklagen und Wimmern der Erben über den Todt eines Anverwandten ist immer gern mehr ein äuserliches Gepränge, als daß es von Hertzen gehet. Nunmehr halte einmal, lieber Tiao, die Gebräuche der Moskowiten und unserer Landsleute sorgfältig gegen einander, und thue hernach als ein unpartheyischer Richter den Ausspruch. Ich bin versichert, sie werden dir auf beyden Seiten lächerlich scheinen, und du wirst an einem Orte sogut, als an dem andern Ursache finden, die Thorheit zu verlachen. Du wirst

sogar einräumen, daß sich zwischen beyden eine grose Aehnlichkeit findet, und daß sie dem Ansehen nach aus einerley Quelle fließen.

Du behaupteſt, werther Tiao, die Moskowiten haben die Gewohnheit der Klageweiber, die man bey den Begräbnißen um einen gewiſſen Lohn miethet, von den alten Griechen entlehnet. Wir bedienen uns ebenfalls solcher Weiber, deren Handwerk es iſt, die Todten zu beweinen, und die ſich durch Wehklagen ihren Unterhalt erwerben ſo, wie etwan ein Schauſpieler aus eben dem Grunde lachet. Sie ſtellen ſich beyderſeits auf gleiche Weiſe, als ob ſich in ihnen eine heftige Leidenſchafft reget, und beyde lachen in ihren Herzen diejenigen aus, die ihnen ihre Mühe bezahlen, und ſo thöricht ſind, daß ſie für verſtellte Thränen, und für erzwungenes Gelächter Gold und Silber geben. Ich weiß nicht, woher unſere Vorfahren dieſe wunderliche Gewohnheit, die ich eben ſo gut, als du, mißbillige, bekommen haben. Indeſſen mag ſie auch noch ſo abgeſchmackt ſeyn, ſo hat ſie doch ſowohl in Aſien, als in Europa ſchon in den allerälteſten Zeiten ſtatt gefunden. Die alten Egyptier hatten gemiethete Klageweiber. Bey den Griechen waren ſie ebenfalls gewöhnlich. Die Römer führeten auch unter ſich dergleichen Gewohnheit ein, und noch itzt iſt ſie in unterſchiedenen Ländern von Europa gebräuchlich.

Wenn die Irrthümer einmal recht feſt eingewurzelt ſind, ſo iſt es nicht leicht möglich, ſie ganz und gar auszurotten. Selten ſiehet man, daß ſie bey allen Völkern abgeſchaffet werden; Es findet ſich im-

immer eines, oder das andere, wo sie sich erhalten. Zuweilen geschiehet es wohl, daß sie zu demselben auf immer verwiesen worden sind. Doch manchmal wandern sie auch, nachdem sie durch die Vernunft dahin verbannet gewesen sind, mit neuen Kräfften aus demselben Volke zu andern; Worauf sie sich in der ganzen Welt eben so schnell, und eben so gewaltsam ausbreiten, als etwan ein Strom, der den Damm, womit er eingefaßet ist, durchreißet, und die schönsten Fluren überschwemmet, und verwüstet.

Die Vernunft, wertheſter Tiao, jenes kostbare Geschenk, das die Natur bloß und allein den Menschen verliehen hat, ist der Damm, welchen sie dem Irrthume entgegen stellen; Doch gar offt wird jener durch diesen niedergerissen. Wenn die Absicht der Natur wäre, daß die Menschen in allen ihren Handlungen weise, und vernünftig seyn sollten, so hätte sie ihnen fein mehr Stärke, dem Irrthume zu widerstehen, verleihen mögen. Ihre Vernunft dienet ihnen bißweilen weiter zu nichts, als sie nur noch elender zu machen. Sie sehen gar wohl ein, daß sie Fehler begehen, und können doch dem unvermeidlichen Hange, der sie fortreißet, nicht Widerstand thun. Alles zusammeu genommen, wäre es beynahe besser, wenn man ganz und gar nicht wüste, was für ein Unterschied zwischen dem Guten und Bösen ist, als daß man den ganzen Werth dieses Unterschiedes erkennet, und doch nicht soviel Gewalt über sich hat, daß man zwischen beyden die Wahl treffen kann. Gewisse Leuten pflegen immer von jener vorgegebenen Freyheit der Men-

schen * viel rühmens zu machen, und die Menschen über die Schicksale völlig zu erheben. Sie leugnen die Nothwendigkeit einer unumgänglichen Vorherbestimmung, die mit den schwachen Entwürfen der Sterblichen ihren Spott treibet, die sie mit einer unüberwindlichen, und uneingeschränkten Gewalt nothwendiger Weiße dahin führet, wohin sie gehen sollen. Dergleichen Leute sind nach meinen Gedanken solchen Sclaven gleich, die durch viele Arbeit verrückt im Kopfe worden sind, und sich vorstellen, ihre Herren können sie gar nicht entbehren. Wenn es nach ihren Reden gehet, so sind sie gebietende Herren der Länder, die sie bewohnen; Alle, die sie in das Gesicht bekommen, sind ihre Unterthanen, und müssen sich in allen Handlungen nach ihrem Befehle und Willen richten. Die armen einfältigen Tropfe lassen sich mitten in den Feßeln von ihrer erhitzten Einbildungs-Krafft betrügen. Indessen ist diese Teuscheren für sie ein Glück, immasen ihre Thorheit ihnen alle Mühseligkeiten erträglich macht. Daher sind dergleichen Leu-

* Was Yn-Che-Chan hier saget, dasselbe ist ein Haufen ruchloser Irrthümer, die nicht nur wider die Religion, sondern auch wider die bürgerliche Gesellschafft sind. Was kann man von einem Menschen erwarten, der sich einbildet, er habe an allen den Verbrechen, die er begehet, keine Schuld, und man müsse dieselben lediglich und allein einer Ursache zurechnen, die ihn unwiderstehlich dazu antreibe. Dergleichen teuflische Gedanken werden durch die Gottesleugner in China, und eben so auch durch die Spinozisten behauptet. In den folgenden Briefen wird man eine weitläufftige Widerlegung davon antreffen. Der geneigte Leser glaube ja nicht etwan, daß ich einem so verdammlichen Irrthume beytrete. Ich lege ihn dem Yn-Che-Chan bloß deßwegen in den Mund, damit ich Gelegenheit habe, ihn mit Nachdrucke zu widerlegen.

Leute, die unaufhörlich von ihrer eingebildeten Freyheit reden, nach meinen Gedanken ebenfals nicht für unglücklich zu achten. Ihr Irrthum ist, wenn man ihn recht betrachtet, handgreiflich. Indessen haben sie ihren Gefallen daran, und wenn es anders einem Weltweisen erlaubet ist, daß er sich von der Wahrheit zu entfernen wünschet, so wollte ich selbst, daß ich so sehr von Vorurtheilen eingenommen, oder so wenig von der Wahrheit überzeiget wäre, daß ich mir vorstellen könnte, mein Schicksal stünde bloß und allein in meinen Händen. Zum Unglücke aber empfinde ich gar zu sehr das Gegentheil. Ich habe in meinem Verstande eine völlige Uiberzeugung. Uber dieses giebt mir meine Vernunft zu erkennen, daß allezeit eine erste Ursache vorhanden ist, die mich verbindet, daß ich mich zu einer Sache mehr, als zu der andern entschließen muß. Wenn dieses ist, so muß es doch wohl nicht in meiner Gawalt stehen, was ich wählen will. Wir wollen setzen, man biete mir einen Apfel, und eine Pomeranze an. Ich nehme den Apfel. Es stund ja wohl, spricht man zu mir, in eurer Gewalt, die Pomeranze zu wählen. Nein, es stund nicht bey mir, und ohngeachtet ich dem äuserlichen Ansehen nach diese Freyheit hatte, so war sie doch derhalben nicht weniger, als in andern Fällen, bloß eingebildet. Ich wurde, entweder durch meinen Geschmack, oder durch sonst einen Gedanken, der mich zwang, dazu bestimmet, daß ich den Apfel nahm. Woher kommt dieser Geschmack, und woher rühret dieser Gedanke? Ohne Zweifel von einer ersten Ursache, die in mir wirket, und die damit in keiner Verbindung stehet. Es ist einerley, ob ich durch die Sinnen des Leibes, oder durch die

Gedanken der Seele auf eine Entschlieſſung gebracht werde, die ich nicht Umgang haben kann. Die Empfindungen durch die Sinnen, und die Gedanken in der Seele rühren an sich selbst von äuserlichen und frembden Ursachen; Also sind diejenigen, die mich zu meinem Entschluße verleiten, allemal auſser mir, und hangen von jenen nicht ab. Demnach bin ich nicht frey. Ich verrichte meine Handlungen vermöge einer Ordnung, und Übereinstimmung, welche von allen Zeiten her in der Einrichtung des ganzen Weltgebäudes festgesetzet ist. Die allerunerheblichste unter meinen Handlungen muste unumgänglich geschehen, und hatte ihren bestimmten Platz in der ewigen Kette der Begebenheiten, die aufeinander folgen, und nothwendiger Weise eine nach der andern geschehen müssen.

Die Irrthümer von welchen die Menschen sich lenken lassen, und die lächerlichen Gebräuche, die sie so willig und gern annehmen, daß man erstaunen muß, wenn man siehet, wie sie Begriffen schnurstracks zuwider handlen, welche dem Ansehen nach die allerdeutlichsten und leichtesten sind, haben mir Anlaß gegeben, diejenigen Dinge zu prüfen, die ich als die Ursachen solcher Verirrungen betrachte. Hierauf wollen wir daher, lieber Tiao, den Schluß machen, das man die menschlichen Irrthümer, Schwachheiten, und Verbrechen mehr dem unvermeidlichen Schicksale, und der nothwendigen Reihe der Begebenheiten, als dem Mangel ihrer Beurtheilungs-Krafft zuschreiben müsse. Ihre Vernunft ist eine Sklavinn des unvermeidlichen Schicksals. Dieses ist es, welches in der Welt groſse Männer macht,

und

und eben dieses macht auch große Verbrecher. Der Mensch läßt sich von seiner Eitelkeit verblenden, und ist ein Ball des Glückes.

Lebe wohl, und melde mir, wie du dich befindest.

Pecking. —

Der zwey und sechzigste Brief.

Yn-Che-Chan, an Choang.

Ich bin vollkommen deiner Meynung, wertheſter Choang, daß die Gebräuche der Perſianer in Anſehung der Strafen wider die Mörder von den Gebräuchen gewißer Völker ſehr weit unterſchieden ſind. Indeſſen iſt ihr Alterthum eben ſo anſehnlich. Beynahe möchte ich auf die Gedanken gerathen, daß die Perſianer die Ihrigen von den Juden angenommen haben, die ſich nach der gänzlichen Zerſtörung ihres Vaterlandes nach Perſien zu wenden genöthiget wurden.

Die Geſetze des Geſetzgebers der Juden, und der Perſianer waren in dieſem Falle ziemlich einander gleich. Sie lieferten ebenfals die Todtſchläger in die Hände der Anverwandten eines Getödteten, damit ſie dieſelben nach ihrem Gefallen ſtrafen möchten. Moſes hatte ſich ſoviel, als ihm möglich geweſen war, angelegen ſeyn laſſen, die Strafen den Verbrechen gemäß einzurichten, und er betrachtete die

Auslieferung eines Todschlägers an die Familie des Entleibeten für eine gerechte Vergeltung wegen der Betrübniß, die sie über den Verlust des Verstorbenen empfunden hatte. Eben aus diesem Grunde hatte dieser Gesetzgeber verordnet *, daß jemand, wenn er seinen Feind in einem Zank verwunden würde, zur Strafe gezogen werden, und eben eine solche Wunde empfangen sollte, wie er seinem Wiedersacher zugefüget hätte. Wenn er ihm den Arm abgehacket hätte, so sollte man ihm den Seinigen wieder abhacken; Hätte er ihm die Augen ausgestoßen, so sollte er ebenfalls blind gemacht werden. Kurtz, er sollte auf eben die Art verwundet werden, es müste denn derjenige, dem der Schaden am Leibe zugefüget worden wäre, sich mit einer Summe Geldes befriedigen lassen. Das Jüdische Gesetz erlaubet eben so gut, als das Persianische, daß der beleidigte Theil sich

* Ὁ πηρώσας πασχέτο τὰ ὅμοια, ϛερόμενος, ὅπερ ἄλλον ἐϛέρησε, πλὴν εἰ μήτι χρήματα λαβεῖν ἐθελήσειεν ὁ πεπηρωμένος. Αὐτὸν τὸν πεπονθότα κύριον τῷ νόμῳ ποιοῦντος τιμήσασθαι τὸ συμβεβηκὸς αὐτῷ πάθος, καὶ σογχωροῦντος, εἰ μὴ βούληται γενέσθαι πικρότερος.

Wer jemanden verstümmelt hat, demselben soll eben das wiederfahren, und dasjenige genommen werden, was er dem andern entwendet hat, es müste denn der Verwundete Geld nehmen wollen. Das Gesetz giebt dem leidenden Theile die Macht, den ihm wiederfahrnen Zufall zu schätzen, und erlaubet ihm, das letztere zu thun, wenn er nicht mit Fleiß hart seyn will. Fl. Joseph. Ant. Jud. Tom. I. Lib. IV. Cap. VIII. p. 246.

der Gelindigkeit bedienen darf, sobald als er bey derselben seinen Vortheil findet.

Die Gebräuche der Persianer wider die Todschläger sind sehr strenge, und ihre Absicht ist, das menschliche Leben bey solchen Leuten verehrungswürdig zu machen, die sich soweit vergessen, daß sie sich der ersten Gesetze der Natur nicht gebührend erinnern. Eben so strenge waren auch die Verordnungen, welche Moses den Juden im gleichem Falle gegeben hat. Vermöge derselben musten sogar diejenigen für das Leben ihrer Mitbürger Rede und Antwort geben, die es ihnen wider ihren Willen hätten nehmen, und auf eine unschuldige Weise zu ihrem Tode beförderlich seyn können. Woferne ein Jude einen Ochsen hatte*, der mit den Hörnern zu stoßen gewohnt war,

* Βοῦν τοῖς κέρασι πλήττοντα ὁ δεσπότις αποφαττέτο. εἰ δ' ἐφ' ἅλως κτείνειέ τινα πλήξας, αὐτὸς μὲν καταλευσθεὶς ἀποθνησκέτω, μηδ' εἰς τροφὴν εὔχρηστος εἶναι κατηξιωμένος. ἐὰν δὲ καὶ ὁ δεσπότης ἐλέγχεται προειδὼς αὐτῷ τὴν Φύσιν, καὶ μὴ φυλαξάμενος, καὶ αὐτὸς θνησκέτω, ὡς αἴτιος τῷ ὑπὸ τοῦ βοὸς ἀνηρημένῳ γεγενημένος. ἐὰν δὲ δοῦλον ἢ θεράπαιναν ἀποκτείνῃ βοῦς, αὐτὸς μὲν καταλεύεσθω. τριάκοντα δὲ σίκλους ὁ κύριος τοῦ βοὸς ἀποτινύτω τῷ δεσπότῃ τοῦ ἀνηρημένου. βοῦς δ' ἐὰν ὕτως πλήγεὶς ἀποθάνῃ πωλείσθωσαν καὶ ὁ τεθνεὼς καὶ ὁ πλήξας. καὶ τὴν τιμὴν τὴν ἀμφοτέρων οἱ δεσπόται αὐτῶν διανεμέσθωσαν.

Einen Ochsen, der mit den Hörnern stößet, soll der Besitzer todschlagen. Hat er einen Menschen auf der Tenne tod gesto-

war, so muste er ihn todschlagen. Hatte das Thier jemanden Schaden zugefüget, so steinigte man dasselbe, und schüttete einen großen Haufen Steine darauf, immasen es für ein solches Thier angesehen wurde, dessen Fleisch niemand zu seiner Speise gebrauchen durfte. Hatte der Herr den Fehler seines Ochsens gewußt, und sich nicht dem Gesetze gemäß verhalten, welches verordnet ihn zu tödten, so wurde er als ein solcher, der an dem durch seinen Ochsen verursachten Unglücke Ursache sey, zum Tode verurtheilet. War derjenige, den der Ochse getödet hatte, nur ein Sklave, so wurde der Herr loßgesprochen, und muste demjenigen, dem der Sklave zugehörete, dreyßig Seckel auszahlen. Eben dieses Gesetz verordnete ferner, wenn dieses Thier einen andern Ochsen tödete, so sollten der todte und der lebendige Ochse verkaufet, und das daraus gelößete Geld unter die beyden Herren getheilet werden.

Man kann die vorsichtigen Anstallten, zu Verhütung alles desjenigen, was der Dauer des menschlichen Lebens nachtheilig ist, nicht weiter trei-

stoffen; so soll er selbst mit Steinen todt geworfen und für untüchtig zur Speiße erkläret werden. Kann aber sein Herr überführet werden, daß er die Art des Ochsens gewußt, und nicht auf ihn Achtung gegeben hat, so soll auch dieser sterben, als einer, der an dem Tode des von dem Ochsen gestossenen Mannes Ursache ist. Woferne aber der Ochse einen Knecht, oder eine Magd tödtet, so soll er selbst gesteiniget werden. Sein Herr hingegen soll dem Herrn des getödteten Knechts dreyßig Seckel zahlen. Wenn ein Ochse von dem andern gestossen wird, daß er stirbet, so soll man sie beyde verkaufen, und die Herren mögen das dafür erhaltene Geld mit einander theilen. Ibid.

treiben, und die Gesetze, welche die Persianer wegen gewaltsamer Mordthaten haben, erstrecken sich lange nicht so weit, als die alten Jüdischen. Es war ihnen nachdrücklich untersaget, in ihren Häusern Gift aufzuheben *, es mochte nun zum Tode beförderlich, oder nur der Gesundheit nachtheilig seyn. Woferne jemand dieser Verordnung zuwider handelte, so wurde er gezwungen, den aufgehobenen Gift zu verschlucken, und die Noth, die er für andere bestimmet hatte, selbst auszustehen.

Hier sind noch zwey andere Gesetze, welche nicht weniger beweisen, wie sich Moses hat angelegen seyn lassen, die Verbrecher zu einer Strafe, die mit ihren Missethaten in gleichem Verhältniße stehet, zu verurtheilen. Woferne jemand ** durch seinen Wider-

* Φάρμακον, μήτε θανάσιμον, μήτε τῶν εἰς ἄλλας βλάβας πεποιημένων Ἰσραηλιτῶν ἐχέτω μηδὲ εἷς. ἐὰν δὲ κεκτημένος φωραθῇ, τεθνάτω. τοῦτο πάσχων, ὅ διέθηκεν ἀν' ἐκείνους, καθ' οὓς τὸ φάρμακον ἦν παρεσκευασμένον.

Niemand unter den Israeliten soll Gift im Hauße haben, es mag nun unmittelbar tödten oder sonst andern Schaden thun. Wenn aber einer ertappet wird, daß er dergleichen bey sich hat, so soll er sterben, und ihm dasjenige wiederfahren, was er andern zugedacht hat, wider welche das Gift zubereitet worden ist. Ibid. p. 247.

** Ἐν μάχῃ τις, ὅπου μὴ σίδηρος, πληγεὶς παραχρῆμα μὲν ἐκδικείσθω, ταυτὸν παθόντος τοῦ πεπληγότος. ἂν δὲ κομισθεὶς παρ' ἑαυτὸν, καὶ νοσήσας ἐπιπλείονας ἡμέρας, ἔπειτα ἀποθάνῃ, ἀθῶος ἔσω ὁ

Widersacher verwundet, und die Wunde ohne Schwerdt und dergleichen Gewehr gemacht worden war, so muste derjenige, der ihn verletzet hatte augenblicklich gestrafet werden, und eben die Wunde leiden,

πλήξας· σωθέντος δὲ καὶ πολλὰ δαπανήσαντος εἰς τὴν νοσηλείαν, ἀποτινύτω πάνθ' ὅσα παρὰ τὸν χρόνον τὸν τῆς κατακλίσεως ἀνάλωσε, καὶ ὅσα τοῖς ἰατροῖς ἔδωκεν. ὁ γυναῖκα λακτίσας ἔγκυον, ἂν μὲν ἐξαμβλώσῃ ἡ γυνὴ ζημιώσθω χρήμασιν ὑπὸ τῶν δικασῶν, ὡς παρὰ τὸ διαφθαρὲν ἐν τῇ γαστρὶ μειώσας τὸ πλῆθος. διδόσθω δὲ καὶ τῷ ἀνδρὶ τῆς γυναικὸς παρ' αὐτοῦ χρήματα. θνησκούσης δ' ἐκ τῆς πληγῆς καὶ αὐτὸς ἀποθνησκέτω, ψυχὴν ἀντὶ ψυχῆς καταθέσθαι δίκαιόν τοῦ νόμου.

Wenn jemand in einem Kampfe, wo kein Eisen gebrauchet worden, verwundet ist, so soll ihm alsbald Genugthuung wiederfahren, und derjenige, der ihn verwundet hat, eben eine solche Wunde leiden. Ist er aber nach Hauße geschafft worden, und hat mehrere Tage krank gelegen, und ist hernach erst gestorben, so soll der, der ihn verwundet hat, von der Strafe frey seyn. Erlangt aber jener seine Gesundheit wieder, und hat bey seiner Krankheit viel Unkosten gehabt, so soll er ihm alles wieder erstatten, was es ihm die Zeit über, da er bettlägerig gewesen ist, gekostet, und was er den Aertzten gegeben hat. Wer eine schwangere Frau mit dem Fuße stösset, daß sie eine unzeitige Geburt zur Welt bringt, derselbe soll von den Richtern zu einer Geldstrafe verurtheilet werden, als einer, der durch das im Mutterleibe verunglückte Kind das Volck um einen Menschen gebracht hat. Es soll aber auch dem Manne des Weibes von ihm eine Vergütung am Gelde geschehen. Stirbt das Weib von dem Stoße, so soll der Mann, der daran Ursache ist, ebenfalls sterben, immasen das Gesetz für recht erkennet, daß der, der

den, die er jenem beygebracht hatte. War der Verwundete in sein Hauß zurück gebracht worden, und daselbst viele Tage noch am Leben geblieben, so durfte der Verbrecher nicht wie andere Todschläger gerichtet werden. Erlangte der Verwundete seine Gesundheit wieder, so war derjenige, der ihn übel zugerichtet hatte, verbunden, alle Kosten während der Krankheit zu bezahlen, und den Aerzten ihre Mühe zu vergüten. Noch ein anderes Gesetz war eben so weise, als das vorhergehende. Es verordnete, daß ein Mensch, der eine schwangere Frau mit einem Fuße stoßen, und Anlaß geben würde, daß sie ein unzeitiges Kind brächte, zwo ansehnliche Geldstrafen entrichten sollte, eine deßwegen, weil er die Anzahl des Volkes um einen Mitbürger verringert hätte, und die andere, um die Frau, und den Mann der an der Beleidigung Antheil nimmt, schadloß zu halten. Starb die Frau an dem Stoße, der ihr wiederfahren war, so wurde derjenige, der ihr denselben zugefüget hatte, am Leben gestraft, nach dem Inhalte des Grundgesetzes, welches verordnete, daß ein Mensch, der einem andern des Lebens beraubet hat, ebenfalls das Leben verliehren sollte.

Solchen klugen Verordnungen, werther Choang, kann man seinen Beyfall unmöglich versagen, und der Gesetzgeber, von welchem sie herrühren, muß allerdings ein großer Mann gewesen seyn. Ich lobe die Persianer, daß sie sich die allerweisesten und nützlichsten Verordnungen sowohl zu Nutzen gemacht haben.

einen Menschen tödtet, wieder getödtet werde. Fl. Josephi Antiquitat. Jud. Tom. 1. Lib. IV. Cap. VIII. pag. 246. Edit. Haverkamp.

ben. Indessen verhält es sich ganz anders mit demjenigen Gebrauche, da sie die Straßenräuber und andere Missethäter zu den allerabscheulichsten Todesstrafen zu verurtheilen pflegen. Ich bin mit dir vollkommen einig, daß dergleichen barbarische Gebräuche eine Schande für das menschliche Geschlecht sind, und daß die Natur, der man doch niemals zuwider handeln sollte, sich wider sie empöret. Einen Verbrecher kann und muß man freylich strafen. Doch die Strafe soll niemals dem menschlichen Geschlechte zur Schande gereichen. Und sind nicht die grausamen Todesstrafen, die man ersonnen, deren man sich nicht nur gar zu oft bedienet hat, sondern auch immer noch bedienet, eine schändliche Sache, und zeigen sie nicht mehr als zu deutlich an, was für Unbarmhertzigkeit in dem menschlichen Geschlechte stecket?

Ich kann es nicht genug loben, daß wir in China die löbliche Gewohnheit haben, nicht mehr als zweyerley Gattungen von Todesstrafen an den Missethätern zu vollstrecken, welche beyderseits mit keiner Grausamkeit verbunden sind. Die erste Strafe, die man den Verbrechern anthut, bestehet darinnen, daß man sie erdrosselt; dergleichen Strafe vollstrecket man nur wegen einfacher Mordthaten. Die zweyte ist diese, daß man sie enthauptet. Auf solche Weise bestrafet man die Missethaten, die gar zu entsetzlich sind, als etwan einen Meuchelmord, und dergleichen. Die letztere Art der Todesstrafe wird in ganz China für die schimpflichste geachtet, weil der Kopf an dem Menschen der edelste Theil ist, und weil man den Körper, wenn das Haupt davon getren-

trennet ist, nicht so ganz behält, als man ihn von den Eltern erhalten hat. Solchergestalt haben unsere weisen Gesetzgeber dadurch, daß sie mit einer so gelinden Todesstrafe den Begrif einer Schande verbunden, die Sache also eingerichtet, daß sie bey den Leuten eben so verhaßt, als die grausamsten worden ist. Sie haben sich auf eine sehr geschickte Weise die Vorurtheile der Menschen zu Nutzen gemacht, um sie bey ihren Pflichten zu erhalten, und nicht zu grausamen Strafen genöthiget zu werden, wenn sie ihre Bürger wiederum an ihre Schuldigkeit erinnern müssen, woferne sie dieselbe etwan einmal hintansetzen sollten.

Diejenigen Kayser, welche auser diesen beyden die durch die Grundgesetze verordnet worden sind, noch andere Todesstrafen ausgeübet haben, sehen wir für verhaßte Tyrannen an. Ein solcher war der Kayser Tcheou, jenes abscheuliche Ungeheuer, von dessen unerhörten Grausamkeiten wir die Beschreibung noch itzt in unsern Geschichtsbüchern aufgezeichnet finden. „Dieser Prinz erfand *, auf Anstiften „der Takia, einer von seinen Beyschläferinnen in „welche er sich sterblich verliebet hatte, eine neue „Gattung von Todesstrafe, die den Namen Paolo „erhielt. Dieses war eine metallene Säule, die in „der Höhe zwanzig, und in der Breite acht Fuß „hatte. Inwendig war sie hohl, wie der Ochse „des Phalaris, und hatte drey Oefnungen, um „Feuer darinnen anzuzünden. Die Verbrecher wur„den daran auf eine solche Weise angebunden, daß „sie dieselbe mit den Armen und Schenkeln umfas-

* Geschichte von China, ꝛc. durch den Pater du Halde II. Band. S. 156.

„sen musten. Sodann zündete man innwendig ein „großes Feuer an, und davon musten die armseli„gen Menschen so lange braten, biß sie zu Asche „verbrannt waren. Das unzüchtige Weibsbild stund „dabey, und machte sich ein Vergnügen daraus, „wenn sie eine so entsetzliche Todesstrafe ansehen „konnte.»

Siehe werther Choang, in was für Gefahr die Menschen gerathen können, wenn sie in Ländern wohnen, wo man sie ohne Unterschied zu allen nur ersinnlichen Martern und Todesstrafen verurtheilen kann. Die höchste Nothwendigkeit erfordert es, daß man in diesem Falle die Gewalt gekrönter Häupter durch heilsame Gesetze einschräncket. Es sind zum Unglücke für das menschliche Geschlecht immerfort mehr als zuviel heillose Fürsten in der Welt gewesen, und es wird auch künfftighin nicht daran fehlen. Ist es möglich, so muß man dem Unheil, das sie stiften können, wenigstens zum Theil zuvor zu kommen trachten. Die Nothwendigkeit guter Ordnung und des Gehorsams gegen die Landesherrschafft erfordert, daß man ihnen das Recht, über das Leben, und den Tod ihrer Unterthanen einen richterlichen Ausspruch zu thun, ohne Vorbehalt einräumet. Um so viel nöthiger ist es dabey, alle Vorsicht zu gebrauchen, daß sie dieses Vorrecht nicht mißbrauchen, und ihrer Grausamkeit gnüge leisten können, indem sie für diejenigen, die sie zum Tode verurtheilen, neue Todesstrafen erfinden. Wir handeln vollkommen recht, wenn wir solche Kayser verabscheuen, welche so weisen Gesetzen, als die Unsri-

gen

gen sind, zuwider gehandelt haben. Lebe wohl, wertheſter Choang!

Pecking. —

Der drey und sechzigste Brief.

Kieou-Che, an Sieou-Tcheou.

Ich bin immer noch in Nagasaki, werther Sieou-Tcheou, und meine Abreiße nach Jedo habe ich etliche Tage weiter hinaus verschieben müssen. Die Geschenke, welche die Holländer dem Kayser, und seinen vornehmsten Räthen bestimmen, sind biß itzt noch nicht angelangt. Indessen erkundige ich mich nach den Sitten und Gebräuchen der Japaner soviel, als mir möglich ist, und so gut als es der Zustand eines Menschen verstattet, der ziemlich für einen Gefangenen angesehen werden kann. Ohngeachtet diejenigen, mit welchen ich umzugehen pflege, sich in ihren Reden sehr in acht nehmen, und vermöge ihres gewöhnlichen Argwohns in ihren Gesprächen sehr behutsam sind, so erfahre ich doch immer alle Tage etwas neues. Die Art, wie ich mit ihnen rede, ist dem Ansehen nach so natürlich, und die Fragen, die ich an sie thue, sind äuserlich von so geringer Erheblichkeit, daß ich sie ohnvermerckt auf den Punct führe, wohin ich sie haben will.

Man hat ein ziemlich unfehlbares und zuverläßiges Mittel, wodurch man die Leute, wenn sie gleich in ihren Reden noch so sehr zurückhaltend sind, doch

gar bald soweit bringet, daß sie ihr Herz eröfnen. Dieses bestehet darinnen, daß man ihren Leidenschaften schmeichelt, ihren Geschmack ausforschet, sich demselben gemäß verhält, dasjenige lobet, was ihnen dem Ansehen nach gefället, und tadelt, was sie mißbilligen. Durch solche Gefälligkeiten werden Stoltz und Eigenliebe in den Menschen viel zu sehr geschmeichelt, als daß sie lange Zeit Widerstand thun können. Es darf nur jemand einem Chineser sagen, seine Nation sey die klügste und sinnreichste in der ganzen Welt; Man darf nur in seiner Gegenwart die berühmten Männer loben, die in diesem Lande aufgestanden sind; Sogleich wird er anfangen, alles dasjenige, was jenen in seiner Meynung bestätigen kann, mit allem Nachdrucke herzuerzehlen. Ein Europäer wird es eben so, wie ein Chineser machen. Die Japaner sind ja eben nichts anders als Menschen, und den übrigen in allen Stücken gleich. Warum sollten sie denn unempfindlicher, als andere, bey Lobsprüchen seyn, da sie doch sonst die Eitelkeit, und die hohe Einbildung von sich selbst bis auf das höchste treiben? Ich sehe es alle Tage aus der Erfahrung, daß diese sonst so argwöhnischen Japaner sich eben so leicht, als die offenherzigsten, und aufrichtigsten Völker betrügen und beschwätzen lassen, sobald sie nur vermuthen, daß sie von der Verschwiegenheit derer, mit welchen sie umgehen, nichts zu befürchten haben. Ein Gelehrter in Nagasaki, an welchen ich unterschiedene male Europäische Waaren verkaufet habe, hat mir von den Glaubens-Lehren der verschiedenen Sekten, die in dem Reiche aufgerichtet worden sind, einen weitläuftigen Unterricht gegeben. Ich will dir das, was ich davon gehö-

ret habe, so kurz, als es möglich seyn wird, zu wissen thun.

Die Religion des Landes theilet sich in dreyerley verschiedene Sekten. Die erste, und die allerälteste darunter ist die Sekte des Saintos, oder des Götzendienstes. Das Volk in Japan hat, was die Weisheit, und Gelehrsamkeit anlangt, vor dem Volke in China nicht den mindesten Vorzug. Es betet mit Zittern und Beben ein schlechtes Stück Holtz an, und giebt den Malern und Bildhauern die Macht Götter zu erschaffen. Was für eine Thorheit, lieber Sioeu-Tcheou, und wie weit erstrecket sich nicht die menschliche Ausschweifung! Übrigens scheinet es, daß die Verblendung gewisser Weltweisen der Blindheit des Volkes wenig, oder gar nichts nachgiebt, ob sie wohl von einer ganz verschiedenen Gattung ist. Das letztere macht aus Menschen Schöpfer der Götter, und jene wollen nicht einmal einräumen, daß die Götter haben Menschen erschaffen können. Welche ist nun, lieber Sioeu-Tcheou, unter diesen beyden Gattungen die abgeschmackteste? Ist es diejenige, die einem Sterblichen die Macht, ein ewiges Wesen zu schaffen, beyleget, oder die andere, welche die Gewalt desjenigen Wesens, das seiner Natur nach allmächtig ist, so weit einschränket, daß es nicht einmal soll können ein Geschöpf hervorbringen, welches vielleicht lange nicht so vollkommen, als hundert andere Dinge ist, von welchen man einräumet, daß sie durch niemand anders, als durch dieses Wesen haben hervorgebracht werden können? Wahrhafftig, werthester Sioeu-Tcheou, wenn man die Meynungen deiner Mitbrüder, der

Anhänger der neuern Ausleger aufmerksam prüfen wollte, so würde man finden, daß sie keine gegründete Ursache haben, von den Irrthümern des gemeinen Volkes mit einer so verächtlichen Miene zu sprechen. Diejenigen, die sie behaupten, sind ziemlich eben so sehr der gesunden und guten Weltweißheit entgegen gesezet. Du wirst mir verzeihen, daß ich mit dir so frey herausrede. Doch da ich auf der einen Seite sehe, daß du mit Widerwillen einer gefährlichen Meynung beytritst, also weißst du auch auf der andern Seite meine Aufrichtigkeit, und daß es mir unmöglich ist, wider meines Herzens Meynung zu reden.

Ich komme wieder zu den Japanischen Sekten. Die zweyte wird Budso genennet. Sie widmet sich dem Dienste der Götzen, die aus dem Königreiche Siam, und aus China nach Japan gebracht worden sind. Mich dünkt, das gemeine Volk sey der Abgötterey und dem Aberglauben so sehr ergeben, daß es mit demjenigen, was es in diesem Falle von seinen Vorfahren übernommen hat, noch nicht zufrieden ist, sondern auch alle Gattungen von Götzendienst, und Aberglauben begierig ergreift, und alles annimmt, was es hierzu von auswärtigen Nationen erhalten kann. Unsere Landsleute haben sich nach dem Beyspiele der Japaner gerichtet. Wie viel neue Gottheiten haben wir nicht in China, deren Bilder durch Ausländer dahin gebracht worden sind?

Die dritte Sekte hat den Namen Siuto; sie richtet sich nach der Lehre der berühmtesten Japanischen Weltweisen. Man kann sie ziemlich mit den

Lehrsätzen unserer Lettreen in Vergleichung stellen. Sie hat so gar für das Andenken, und für die Schriften des Confucius eine große Hochachtung. Die Anzahl ihrer Mitglieder ist weit geringer, als der übrigen. Es ist auch ganz natürlich. Vernunftmäßige Meynungen kluger Weltweisen gefallen dem gemeinen Volke ordentlicher Weise viel weniger, als die Fabeln und Erzählungen, die sie von solchen Leuten hören, welche die Absicht haben, sie zu verführen, und unter dem Deckmantel des Aberglaubens den Eigennutz verbergen, der sie antreibet, daß sie diejenigen hintergehen, die ihren Reden Glauben zustellen. Die Menschen sind, was diesen Umstand betrifft, allesammt einerley. Die Europäischen Nationen sind eben nicht klüger, oder aufgeklärter, als die Morgenländischen. Wie vielmale habe ich nicht, mehr als einen von unsern Französischen Freunden über die Leichtglaubigkeit ihrer Landsleute klagen hören.

Die Beschreibung, die ich dir, lieber Sioen-Tcheou, von den Japanischen Sekten gegeben habe, ist viel zu kurz, als daß ich es bey demjenigen, was ich dir bißher gesagt habe, bewenden lassen sollte. Ich will eine nach der andern noch einmal vor mich nehmen, und dir von einer jeden eine umständlichere Nachricht melden.

Die Anhänger des Suintos, oder des alten Dienstes der Japanischen Götzen haben hauptsächlich die Absicht hier in dieser Welt glücklich zu seyn. Dieses ist beynahe ihr einziger Zweck. In diesem Falle sind sie jenen Juden ähnlich, die sich Sadducäer

nennten, und der Gottheit ihren Dienst und Ehre aus keiner andern Ursache erwiesen, als weil sie in den Gedanken, daß ihre Seele sterblich wäre, sich von ihr viele zeitliche Güter versprachen. Es ist wahr, daß die Japaner von dem künftigen Zustande des Vergnügens oder des Elends nach dem Tode einigen Begrif haben, und daß man freylich nicht sagen kann, daß sie so, wie die Sadducäer, die Unsterblichkeit der Seele ganz und gar leugnen. Indessen sind sie in Ansehung des Zustandes, den sie nach dem Tode zu erwarten haben, eben so gleichgültig, als jene. Von ihren Götzen verlangen sie weiter nichts, als lauter irrdische Güter. Sie erkennen ein höchstes Wesen, welches nach ihrem Vorgeben in dem Höchsten der Himmel wohnet. Desgleichen glauben sie einige niedere Götter, welche der obersten Gottheit unterworfen sind, und unter ihr stehen. Doch diese leztere beten sie nicht an, weil sie sprechen, sie wäre über die schwachen Menschen so sehr erhaben, daß sie sich um das, was sie angehet, gar nicht bekümmern. Hingegen erweisen sie den untern Göttern, welche die Aufsicht über die Geschäffte der Welt haben, und sie regieren, viele Ehre. In diesem Stücke machen sie es ziemlich, wie diejenigen Unterthanen, welche von ihrem Landsherrn weit entfernet sind, und daher sich wenig erinnern, daß sie einen haben. Ihr Dichten und Trachten gehet blos dahin, daß sie den Stadthaltern, und Bedienten, die er ausschicket, um über sie zu gebieten, gefallen mögen. Wenn man demjenigen glauben darf, was die Engelländer und Holländer sagen, so kann man von den Grundsätzen der Spanier und Portugiesen in Ansehung der höchsten Gottheit, und der Halbgöt-

götter, welchen sie den Namen der Heiligen beylegen, eben dergleichen Urtheil fällen. Nach ihren Reden muß das höchste Wesen bey diesen Europäischen Völkern sich um dasjenige, was die Menschen auf der Welt machen, eben nicht mehr bekümmern, als der Gott, welchen die Japaner in dem höchsten Himmel seinen Platz anweisen. Bey den Spaniern vertreten die Heiligen die Stelle der Untergottheiten. Sie haben eben so, wie jene, die Aufsicht über alles dasjenige, was die Elementen hervorbringen. Sie schreiben sogar den Elementen Gesetze vor, und sind diejenigen, welche die Natur regieren.

Die Japaner konnten die Heiligen ganz wohl entbehren, und durften sich nicht eben nach Art der Europäer Heilige machen. Sie hatten ja schon eine gewiße Anzahl von Halbgöttern, welche dasjenige leisteten, was durch die Unachtsamkeit, und Sorglosigkeit des grosen GOttes versäumet wurde. Gleichwohl machen sie deren alle Tage eine große Menge, und der Dari, oder oberste Priester bey den Japanern macht ziemlich eben soviel untere Gottheiten, als der Bischof zu Rom.. Wenn diese beyden Oberhäupter unter der Geistlichkeit nicht sogar weit von einander entfernet wären, so würden sie ohne Zweifel über ihre Rechte und Freyheiten mehr als einmal in die hefftigste Uneinigkeit gerathen. Denn ein jeder verlangt das Recht allein zu haben, daß er die Zahl der Heiligen vermehren kann. Sie gebrauchen hierzu einerley Feyerlichkeiten, und vergöttern die Todten aus einerley Ursachen. Dahin gehören z. B. die Erscheinung ihres Geistes, oder auch die Wunder die man ihnen zuschreibet.

Man findet noch eine andere wichtige Aehnlichkeit zwischen dem Dari, und dem Römischen Bischoffe. Sie geben nemlich beyde vor, daß sie mit der Gottheit in einem sehr genauen Verhältniße stehen. Die Europäer sprechen, der letztere sey der Statthalter der Gottheit auf Erden; Sie betrachten ihn als einen himmlischen Vice-König, der mit der völligen göttlichen Gewalt bekleidet ist. Die Japaner machen sich von ihren Geistlichen Kayfern eben so hohe Gedanken. Sobald als sie auf den Thron gestiegen sind, betrachten sie dieselben, als die lebendigen Bildnisse ihrer Kamis, oder Götter. Sie sind in ihren Gedanken biß zu einem solchen Grade der Reinigkeit und der Heiligkeit erhoben, daß das einfältige gemeine Volk sie nicht anders, als mit Furcht und Zittern anzusehen pfleget.

Hieran läßet es die Ehrerbietung der Japaner noch nicht genug seyn, sondern sie gehet noch viel weiter. Damit sind sie nicht zufrieden, daß sie ihren Daris eine göttliche Hochachtung wiederfahren lassen. Sie wollen über dieses, daß die Götter selbst ihnen huldigen. Sie versichern, daß alle Kamis oder Götter des Landes verbunden sind, ihren Dari des Jahres einmal zu besuchen, sich zu seiner geheiligten Person herab zu begeben, und ihm den zehenden Monat hindurch unabläßlich, obwohl auf eine unsichtbare Weise ihre Aufwartung zu machen. Von diesem abgeschmackten Mährgen sind die Japaner so gewiß überzeuget, und sehen es für eine so zuverläßige Wahrheit an, daß sie denselben Monat Kaminatsuki oder den Monat ohne Götter nennen. So lange als er währet, feyern sie nicht das geringste

Fest,

Fest, weil die Götter zu solcher Zeit nicht in ihren Tempeln, sondern aus ihren gewöhnlichen Behausungen weggegangen sind, und sich an den Hof des Dari begeben haben. Könnte man nicht werthester Sioeu-Tcheou, mit mehrerem Grunde sagen, daß die Japaner in diesem zehenden Monate verrückt im Kopfe werden, und ganz und gar ihre Vernunft verlieren? Zu was für Irrthümern ist der menschliche Verstand nicht fähig, und was für eine Meynung findet nicht bey ihm Eindruck, wenn sie nur durch den Aberglauben unterstützet wird? Ich habe schon offt wider die Macht der Vorurtheile geeifert. Finde ich aber nicht hier Anlaß, ihre unermeßliche Macht mit noch viel größerem Erstaunen zu bewundern? Die Japaner, Leute von gesundem und gutem Verstande, geschickte Kenner der Staats-Kunst, reich an Erfindung in guten Künsten weisen die Götter aus ihren Tempeln hinaus, und schicken sie ordentlicher Weise alle Jahre einmal auf Reisen, daß sie sich an den Hof ihres obersten Priesters begeben. Was für Thorheit, was für Verblendung! Unsterbliche Wesen dienen einem schwachen Sterblichen. Allezeit glückliche und selige Wesen sind einem andern Wesen unterthan, welches mit lauter Elende, und mit allen Unglücksfällen, denen die menschliche Natur unterworfen ist, zu kämpfen hat! Darmgicht, Fieber, Steinschmertzen, Husten martern eines um das andere den Dari. Er ist so gut als die geringsten unter den Japanern, allen Krankheiten ausgesetzt. Er stirbt eben so, wie jene. Was für ein erbärmlicher GOtt ist ein solches Wesen, und wie unvernünftig handeln diejenigen, die ihre Tempel entvölkern, um ihm eine himmlische Hofstatt zu ver-

verschaffen! Wie weit setzen doch die Menschen die Gottheit von ihrer Würde herab, und was verbinden sie nicht mit den Begriffen, die sie sich davon machen! Unsere Freunde die Mißionarien mögen nur kommen, und sagen, ihr Des-Cartes habe mit Grunde der Wahrheit jene vorgeblichen angebohrnen Begriffe behauptet, die er allen Menschen auf eine so freygebige Weise, und ohne allen Beweiß mittheilet. Ist dieses nicht ein artiger Begrif, den die Japaner von der Gottheit hegen? Wenn es wirklich ein angebohrner ist, so muß man gestehen, daß das höchste Wesen dem Verstande der schwachen Sterblichen die unrichtigsten und abgeschmacktesten Begriffe einflöße. Man muß ferner einräumen, daß es verschiedenen Menschen über diese Sache verschiedene ganz widersprechende Begriffe mittheilet. Bey einigen erfüllet es den Verstand mit lügenhaften, bey andern hingegen mit solchen Begriffen, die zum Theil falsch, zum Theil auch wahr sind. Welche Ungereimtheit, wenn man eine solche Sache für wahr annimmt! Kann denn wohl das höchste Wesen, das vollkommenste Wesen, der Tien ein unmittelbarer Urheber der Lügen seyn? Kann er seinen Gefallen daran finden, daß er die Geschöpfe betrüget, indem er ihrem Verstande die allerunrichtigsten und ungereimtesten Begriffe einprägt, dergleichen diejenigen sind, welche dieses und jenes Volk von seiner göttlichen Natur heget?

Gleichwie aber die Begriffe der Japaner von den Göttern lächerlich sind, also muß man auch von den Meynungen, die sie über die Schöpfung, und Entwickelung des ganzen Weltgebäudes haben, eben der-

gleichen sagen. Nichts ist der Vernunft so sehr zuwider, als der Lehrbegrif von der Gottesgelahrheit, wie man ihn bey der Sekte des Suintos findet. Die Anhänger dieser Sekte sprechen, im Anfange aller Dinge schwamm das Chaos herum, wie die Fische zu ihrem Vergnügen in dem Wasser herumschwimmen. Aus diesem Chaos kam etwas heraus, das einem Dorne ähnlich war, und dieses war also beschaffen, daß es sich bewegen, und verwandelt werden konnte. Aus dieser Sache wurde eine Seele, oder ein Geist, und dieser Geist wird Kunito, Kodutsno-mikotto genennes.

Was für ein Gewebe, werthester Sioeu-Tcheou, von abgeschmackten Einbildungen! Was war denn dasjenige, in welchem das Chaos herumschwamm? War es ein leerer Raum? So hat es durch nichts aufgehalten werden können, es muste in alle künfftige Ewigkeit schwimmen, wie es bereits in der vergangenen geschehen war. Es konnte sich also auf keine andere Weise entwickeln, als durch eine fremde Ursache, welche von ihm gänzlich unabhängig war. Eine Sache, die von allen Zeiten her gewesen ist, muß vermöge ihres Wesens immerfort einerley bleiben, woferne sie nicht etwan durch eine mächtigere, als sie selbst ist, verändert, umgekehrt, oder ganz zu Grunde gerichtet wird. Hätte der Weltkreiß seine Bildung sonst von nichts, als von dem Chaos erwarten sollen, so würde es mit ihm wohl nimmermehr soweit gekommen seyn, und ohne eine bewegende und höhere Krafft würde das Chaos wohl in alle künfftige Ewigkeit hinaus dasjenige geblieben seyn, was es von Ewigkeit hergewesen wäre. Warum

rum währete es denn so lange, ehe jener Dorn, der der Bewegung, und der Verwandelung fähig ist, herauskam? Wurde er etwan durch eine Hinderniß aufgehalten? Diese Hinderniß konnte nimmermehr aus dem Wege geräumet werden, weil das Chaos, das in dem leeren Raum herumschwamm, in solcher Verfaßung keinen Stoß empfangen, keine neue Bewegung fühlen konnte, die in ihm zu einer wichtigen Veränderung Anlaß gegeben hätte. Eben diejenigen Schwierigkeiten, die sich wider die Entwickelung des Chaos darbieten, entkräfften auch diese zweyte Fabel. Warum ist es denn über dieses auch nöthig, daß das Chaos einen Dorn gebähren muß? Es ist ja hier viel schlimmer, als mit jenem Berge, der mit weiter nichts, als mit einer Mauß schwanger ging, Was! In dem unermäßlichen Haufen der ersten Materie wurde die vorher vergangene Ewigkeit erfordert, um einen Dorn hervorzubringen, und die Seele dieses unermeßlichen Weltgebäudes war bey ihrem Anfange weiter nichts, als ein kleines Stück von der Materie, das der Bewegung, und Verwandelung fähig war?

Leute, die dergleichen ungereimtes Zeug lehren, haben hohe Ursache, von ihren Schülern zu verlangen, daß sie die Sache heimlich halten, und ihnen auf ihr bloßes Wort glauben, ohne daß man andere Beweise von ihnen fordern darf. Denn wie wollen sie wohl Fabeln, welche lächerlicher sind, als solche Mährgen womit die Kinderweiber ihren Kindern die Zeit vertreiben, mit Beweisen unterstützen, die nicht etwan gründlich und unwidersprechlich, sondern nur wahrscheinlich sind? Die Geistlichen von

der

der Süintos-Sekte nehmen sich sehr in Acht, daß sie von allen ihren lächerlichen Glaubenslehren nichts bekannt werden lassen. Ihre so genannte Gottesgelahrheit machen sie solchen, die nicht zu ihrer Sekte gehören, anders nicht, als unter dem Siegel der Verschwiegenheit bekannt. Gewisse Puncte erfahren sogar ihre Schüler unter keiner andern Bedingung, als wenn sie sich durch einen besiegelten, und einhändig unterschriebenen Eidschwur anheischig gemacht haben, daß sie die heiligen und erhabenen Geheimniße nicht durch Bekanntmachung unter Unwißenden und Unglaubigen, das ist, unter verständigen Leuten, die ihren Spott darüber haben möchten, entweihen wollen. Eine von den hauptsächlichsten Ursachen der gröbsten Irrthümer ist die Verachtung, welche diejenigen, die sie behaupten, ihren Anhängern gegen solche Leute beybringen, die ihnen den Beyfall versagen. Dadurch gewöhnen sich die Leute nach und nach, alles vernunftmäßige, was ihnen etwan gesaget werden könnte, für falsch, und sogar für gottloß anzusehen. In diesem und jenem Wortwechsel, welchen die Engelländer mit den Mißionarien hatten, hast du werther Sioeu-Tcheou, mehr als einmal wahrnehmen können, daß die leztern niemals auf die Einwürfe der erstern geantwortet haben, sondern es daran genug seyn ließen, daß sie jene für Ketzer erklärten. Zuweilen antworteten die Chineser auf gewisse Einwendungen der Europäer eben nicht besser. Vorgefaßte Meynungen sind unter allen Ubeln das allerschlimmste.

Lebe wohl, lieber Sioeu-Tcheou.

Nagasaki. —

Der

Der vier und sechzigste Brief.

Kieou-Che, an Sioeu-Tcheou.

In meinem leztern Briefe erzählete ich dir, werthester Sioeu-Tcheou, die hauptsächlichsten Meynungen der Japaner, die sich zu der Suintos-Sekte bekennen. Ich will erst damit fertig werden, daß ich dir die übrigen ebenfalls kennen lerne, hernach soll eine Nachricht von der Gemüthsart und den Sitten der Geistlichen, und anderer Personen erfolgen, die ihrem selbsterwählten Stande, oder ihrer Geburt nach zu dem Dienst in den Tempeln bestimmet sind.

Die Beobachtung der Religion des Suintos bestehet in der innwendigen Reinigkeit des Herzens, in der gewissenhaften Enthaltung alles dessen, was den Menschen unrein machen kann, in der Feyer der Feste, in Wallfahrten an heilige Oerter, und in der Kasteyung und Betäubung des Fleisches. Dem äuserlichen Ansehen nach glaubet man, eine Religion, die sich auf dergleichen Vorschrifften gründet, sey die allerreinste in der ganzen Welt, und es sey mit ihr eben so, wie mit derjenigen, welche unsere Freunde die Mißionarien so sehr rühmen. Man findet sich aber entsetzlich betrogen, wenn man nachforschet, wie es mit der Erklärung dieser Vorschriften aussiehet. Was die erste anlangt, so bringen die Japaner sie auf eine solche Art in Ausübung, wie es vernünftigen Leuten zukommt, und verstehen durch die innwendige Reinigkeit des Herzens die

Beobach-

Beobachtung solcher Dinge, die ihnen theils durch das Gesetz der Natur, theils durch die gesunde Vernunft, theils durch die Befehle des Landsherrn, und der Obrigkeit vorgeschrieben werden. Dieses ist die einzige Richtschnur, welche die Religion ihnen in Ansehung der Sitten vorschreibet. Sie haben weiter keine göttlichen und kirchlichen Gesetze vonnöthen, und es ist genug an diesem einfachen und einzigen Gebote, welches ihnen in ihren Handlungen die nöthige Anleitung gibt. Man darf ihnen keinesweges nachsagen, daß sie sich allen Gattungen von Ausschweifungen, und Wollüsten ergeben, und ohne Scheu allem überlassen, was nur ihre Leidenschaften befriedigen kann. Sie sind vielmehr weit enthaltsamer, und vielleicht tugendhaffter, als viele Völker, deren Religion in einer weitläuftigen und ungeheuren Sammlung gottesdienstlicher, und sittlicher Gesetze bestehet.

Die Vernunft, und das Licht der Natur richten bey den Japanern eben dasjenige aus, was die Furcht vor den ewigen Strafen in den Hertzen der Europäer wirket. Kann man nicht mit gutem Grunde sagen, daß die erstern als freye Menschen, und die letztern als niederträchtige, und verzagte Sklaven handeln, die bloß deßwegen erbare Leute sind, weil sie nicht das Herz haben, dasjenige äuserlich zu zeigen, was sie eigentlich in dem Grunde des Herzens sind? Nun mögen unsere guten Freunde, die Mißionarien nur sagen, es sey unmöglich, daß eine Gesellschaft von Leuten ohne Religion Bestand haben könne, und daß Menschen, die durch die Furcht vor den ewigen Strafen nach diesem Leben nicht zurückgehalten wer-

werden, es gar nicht Umgang haben können, sich den grösten Schandthaten zu überlassen. Die Erfahrung widerleget dergleichen Vorgeben.

Ein Deutscher Schriftsteller, der sich eine lange Zeit in Japan aufgehalten hat, und dessen Schriften ich hier bey einem Holländischen Kaufmanne gelesen habe, behauptet, es sey nicht unmöglich, daß sich eine Gesellschaft von Menschen finden sollte, welche nach dem Tode nichts hoffen. Seine Meynung unterstützet er durch das Beyspiel der Japaner. Die natürliche Vernunft, spricht er, die hier zu Lande ihre völlige Stärke beweiset, ist hinlänglich, alle diejenigen, die sich ihren heilsamen Vorschrifften gemäß verhalten wollen, von dem Laster abzukehren, und zu der Tugend zu führen. Uber dieses hat die Obrigkeit dasjenige, was noch in dieser Absicht fehlet, zur Gnüge ersetzet, indem sie wider alle Gattungen von Verbrechen strenge Strafen gestiftet hat. Und gewiß, wenn wir die Japanische Nation im Ganzen betrachten, so giebt sie uns einen deutlichen Beweiß an die Hand, daß die Vorschriften der natürlichen Vernunft, und die Gesetze der Obrigkeit ganz sicher alle diejenigen leiten und regieren können, welche die Tugend ausüben, und die Reinigkeit ihres Herzens erhalten wollen. *

Ich kann gar nicht begreifen, warum sich gewiße Leute den Kopf zerbrechen, um vergebliche und unnütze Schlüsse auszusinnen, wodurch sie eine Meynung

* Kemper, Japanische Geschichte. B. II. S. 18.

nung bestätigen wollen, die alle Tage durch die Erfahrung widerleget wird. Doch dürfen wir nur den meisten Theil der Europäer, und besonders unsere Freunde die Mißionarien anhören, so werden sie mit vielem Nachdrucke zu behaupten suchen, daß eine Gesellschaft von Menschen, welche die Unsterblichkeit der Seele nicht glaubt, weiter nichts, als eine seltsame Verwirrung, und ein abscheulicher Mischmasch seyn könne. Berufet man sich dagegen auf die alten Sadducäer, so wenden sie ein, diese hätten unter Leuten gelebet, welche Strafen und Belohnungen nach dem Tode geglaubet. Sie sehen aber nicht ein, daß dieser Umgang den Sadducäern nicht im geringsten Anlaß gab, mehr oder weniger tugendhaft zu leben; Und daß sie, wenn sie auch vor sich allein gelebet hätten, eben dergleichen Aufführung, und eben dieselben Sitten gehabt haben würden, wenn anders die Richter alle Boßheit ernstlich bestrafet hätten. Denn was hatten sie wenn man die Sache recht überleget, weiter zu befürchten, als die gegenwärtigen Strafen, da sie mitten unter einem Volke wohneten, welches von der Unsterblichkeit der Seele überzeuget war, die sie selbst aber nicht glaubeten? Doch warum geben wir uns unnöthige Mühe, Beyspiele unter den Alten zu suchen, und warum verschliessen wir unsere Augen muthwillig gegen diejenigen, welcher unser Jahrhundert uns an die Hand giebt? Was hat man denn wider das Beyspiel der Japaner einzuwenden?

Bey meinem Aufenthalte in Pecking habe ich mit großem Erstaunen die schlimmen Streiche gelesen, welche einige Europäische Gottesgelehrten dem

berühmten Bayle gespielet haben, dessen Schriften du, wie mir wohl bekannt ist, ganz besonders hoch schätzest. Unter allen den Geschenken, die mir unser guter Freund der Engelländer gemacht hat, ist dieses für mich das allerschätzbarste, und seit funfzehen Jahren hat er mir kein einziges Europäisches Buch verschaft, das ich mit so großem Vergnügen gelesen hätte. Dieser berühmte Schriftsteller hatte in seinen Gedanken von den Kometen gesagt, eine Gesellschaft von Menschen ohne Religion könne ganz wohl Bestand haben, wenn man nur darinnen diejenigen Verbrechen, wodurch die öffentliche Ruhe gestöret würde, ernsthaft bestrafete. Seine Feinde gingen deßwegen auf ihn loß, und gaben ihn vor der ganzen Welt für einen gefährlichen Menschen aus. Nachdem sie ihm einen Haufen Schimpf angethan, und ihn auf eine elende Art widerleget hatten, so brachten sie es endlich dahin, daß sie die Obrigkeit aufhetzeten, und durch ihre falschen Vorgebungen hintergingen. Diese nahm dem Bayle den Gehalt, den sie ihm bißher gegeben hatte, weil er eine Sache behauptete, an deren Wahrheit kein Mensch zweifeln konnte. Um den Weltweisen zu rechtfertigen, durfte man nur seine Gründe gehörig prüfen. Doch wie hätten sie soviel ausrichten können, daß sie den Vorurtheilen der Holländischen Richter Einhalt thäten, die sogar weit von den Völkern wohneten, auf welche sich Bayle zu seiner Vertheidigung berufte; da indessen unsere Freunde die Mißionarien, die sich in der Nähe von Japan befinden, uns alle Tage versichern wollen, daß seine Meynung gar nicht statt finden könne? So groß ist die Stärke der Vorurtheile, oder anders zu reden, so viel gilt die vorgefaßte

faßte Meynung wider eine andere, von welcher man sich in den Kopf gesetzt hat, sie sey der Religion, zu welcher man sich bekennet, zuwider. Die Wahrheit muß niemals durch Unwahrheiten vertheidiget werden, und dadurch gibt man vielmehr der Gottesleugnerey, und Freygeisterey die Waffen in die Hände, wenn man augenscheinliche Wahrheiten leugnet. Was verschlägt übrigens dieses, den Lehren von dem Daseyn eines höchsten, vernünftigen Wesens, oder des Tien, und von der Unsterblichkeit der Seele, welche ganz natürlicher Weise aus der Lehre von dem Daseyn Gottes fließet, wenn man sagen kann, es wären Völker in der Welt, die sich bey guter Ordnung erhielten, ohne diese Lehren zu glauben? Sie sind derhalben eben so gut gegründet, und haben mit der Verblendung einiger Menschen nichts gemein. Die grösten Weltweisen, und sogar die Europäischen * haben die falschen Vorurtheile, in welchen sie sonst waren, heut zu Tage abgelegt. Sie räumen ein, daß die allgemeine Übereinstimmung der Völker kein unwidersprechlicher Beweiß von dem daseyn Gottes, und von der Unsterblichkeit der Seele ist.

Was unsere Freunde die Mißionarien sagen, wenn sie das Beyspiel der Japaner, das man ihnen entgegen stellet, ablehnen wollen, dasselbe klinget ganz erbärmlich. Ihrem Vorgeben nach kann man sich wegen der Möglichkeit einer Gesellschaft von Leuten ohne Religion auf die Suintoisten nicht berufen.

* S. Locke Philosophischer Versuch von dem menschlichen Verstande, I. B.

rufen, weil sie Götter glauben, und ihnen dienen. Allein die Europäer möchten doch sagen, wozu die Götter der Japaner dienen, und in wieferne der Glaube an diese Götter zu der Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes etwas beyträgt, weil dergleichen Götter nach dem Tode weder strafen noch belohnen können, und über dieses auch diejenigen, die ihnen dienen, sich nicht den mindesten Kummer darum machen, wie es ihnen in einem andern Leben gehen werde? Welches ist denn eigentlich die Ursache, warum ein Europäer, der GOtt fürchtet, sich von bösen Thaten abhalten läßt? Bloß die Furcht, nach dem Tode nicht gestraft zu werden, und die gehofte Belohnung nicht zu verlieren. Der Japaner macht sich darüber keinen Kummer; Was hindert denn nun diesen, daß er nicht allen Regungen seiner Leidenschaften folget, und aus was für Ursachen soll er denn eben tugendhaffter seyn, als ein anderer, der keine Religion hat?

Wir wollen nun, wertheſter Sioeu-Tcheou, zu den übrigen Geboten gehen, welche die Suintos-Sekte verordnet, und ausübet. Durch die Enthaltung alles dessen, was den Menschen unrein machen kann, verstehen die Suintoisten nicht dieses, daß man die Laster fliehen, Ausschweifungen in seinem Lebenswandel vermeiden, oder die Lästerung und Verläumdung verabscheuen soll. Alle diese Mängel des Herzens machen in ihren Gedanken nicht unrein, sondern sie dringen auf gewisse Handlungen, die der Tugend eben so gleichgültig sind, als die Vortheile eines Fürsten in Europa dem Kayser von China. Es ist verboten, daß man sich

nicht

nicht mit dem geringsten Tropfen Bluts beflecken, das Fleisch gewisser Thiere nicht essen, und todten Körpern nicht zu nahe kommen soll. Handelt man wider diese Gebote, so ist man unrein, man darf in keinen Tempel kommen, man hat zu seiner Reinigung etliche Tage vonnöthen.

Vielleicht trägest du, werthester Sieou-Tcheou, ein Verlangen, alle diejenigen Dinge, welche die äuserliche Reinigkeit beflecken, und auch dasjenige, was man um sie wieder zu erlangen anwenden muß, umständlicher kennen zu lernen. Hier will ich dir melden, was ich davon in einem Geschichtschreiber gefunden habe, dessen Buch mir vor einigen Tagen bey einem Japanischen Kaufmanne zu Gesichte gekommen ist, mit welchem der Verfasser desselben in der Zeit seines Aufenthalts zu Nagasaki in genauer Bekanntschaft gelebet hat. * »Woferne jemand sich »mit seinem eigenen Blute, oder mit dem Blute ir»gend eines andern nur ein wenig beflecket hat, so »ist er sieben Tage lang Fusio, das heißt, unrein, »und auser dem Stande heilige Oerter zu besuchen. »Wenn ein Arbeiter bey dem Baue eines Mia, oder »Tempels sich verwundet, und das Blut aus der »Wunde heraus dringet, es sey, an welchem Theile »des Körpers es wolle, so wird dieses für ein grosses »Unglück angesehen, und man achtet es von so wich»tigen Folgen, daß der Arbeiter sich hierdurch »ganz unfähig gemacht hat, an heiligen Gebäuden »zu arbeiten. Sollte dieser Zufall alsdenn sich er»äugnen, wenn man irgend einen von den Tem»peln des Tensio Dai Sin zu Isje bauet, oder

* Kempers Japanische Geschichte. B. II. S. 18.

» ausbeſſert, ſo wäre dieſes nicht nur für den Ar»
» beiter ſelbſt ein groſes Unglück, ſondern es müſte
» auch der Tempel niedergeriſſen, und ein neuer ge»
» bauet werden. Zu der Zeit, da die Weibsperſo»
» nen ihre monathliche Veränderung haben, iſt es
» ihnen nicht erlaubet, in die Tempel zu gehen.
» Man glaubet, die Zeit über, die ſie auf ihrer
» Pilgrimſchaft nach Isje zubringen, bleibe dieſe Ver»
» änderung der Natur bey ihnen ganz und gar weg.
» Iſt es wirklich an dem, ſo muß man es etwan
» den Beſchwerlichkeiten einer ſo langen und mühſa»
» men Reiſe, oder vielmehr derjenigen Sorgfalt
» zuſchreiben, mit welcher ſie ihre Naturverände»
» rung zu verbergen pflegen, aus Furcht, die Be»
» ſchwerlichkeit, die ſie über ſich genommen, und
» die Koſten, die ſie daran gewendet haben, möch»
» ten ganz und gar vergeblich ſeyn. Wenn ein
» Menſch das Fleiſch von vierfüßigen Thieren, nur
» den Dannhirſch ausgenommen, iſſet, ſo iſt er drey»
» ſig Tage lang Fuſio. Derjenige aber, der von
» Federvieh, oder allerhand theils wilden, theils
» zahmen Vögeln, ausgenommen Waſſervögel, Fa»
» ſanen und Kraniche, iſſet, iſt nur eine einzige
» Japaniſche Stunde lang Fuſio, welches eine Zeit
» von zwo Stunden nach unſerer Rechnung ausma»
» chet. Wer ein Thier todtſchläget, oder bey der
» Hinrichtung eines Verbrechers etwas zu verrich»
» ten hat, oder ſich bey dem Todte eines Sterben»
» den befindet, oder in ein Hauß gehet, wo ein tod»
» ter Körper liegt, der iſt denſelben Tag Fuſio. Un»
» ter allen Dingen, die einen Menſchen unrein ma»
» chen, achtet man den Todt ſeines Vaters, oder
» ſeiner nächſten Anverwandten für die allerwichtig»
» ſte.

» ste. Die Unreinigkeit wird nach dem Verhältnisse
» der nahen Verwandschaft immer gröser oder ge-
» ringer. Nach dieser Regel werden alle Umstände,
» die bey solchen Gelegenheiten erfordert werden,
» die Zeit der Trauer, und dergleichen mehr, bestim-
» met. Wer diese Vorschriften nicht gehörig beob-
» achtet, derselbe macht sich einer äuserlichen Unrei-
» nigkeit theilhaftig, wodurch er vor den Göttern
» ein Greuel wird, und sich unfähig macht zu ihren
» Tempeln hinzuzunahen. Andächtige Leute, die sich
» bestreben für besonders heilig angesehen zu werden,
» treiben die Sache noch viel weiter. Sie glau-
» ben, daß sie sich durch die Unreinigkeit anderer, auf
» dreyerley Weise, vermittelst der Augen, welche
» unreine Dinge sehen, vermittelst des Mundes,
» der sie redet, und vermittelst der Ohren, die sie
» hören, beflecken können. Diese drey Gattungen
» von Unreinigkeit stellet man unter dem Sinnbilde
» dreyer Affen vor, die zu den Fusen des Dyso
» sitzen, und sich mit ihren vordersten Pfoten einer
» die Augen, der andere die Ohren, und der dritte
» den Mund zudrücken. Dergleichen Sinnbild fin-
» det man in den meisten Tempeln der Budsdoi-
» sten, von welchen es entlehnet worden ist. Fer-
» ner findet man es auch an vielen Orten auf der
» Landstraße. Ein bekannter von mir in Nagasaki
» war in Ansehung dieses Umstandes so gewissen-
» haft, und so nachdenklich, daß er, sobald ihn je-
» mand besuchte, von welchem er den Argwohn hat-
» te, er könnte vielleicht Fusio seyn, sogleich sein
» ganzes Hauß von oben biß unten mit Wasser und
» Salze waschen ließ. »

Die Thorheit der Japaner, wertheſter Sioeu-Tcheou hat nicht allein bey allen Morgenländern, ſondern auch bey dem gröſten Theile unter den Europäern überhand genommen. Die leztern halten eben ſo genau über gewiſſe abergläubiſche Regeln, und allerhand Enthaltungen, die ſie zu Erhaltung der Reinigkeit für unumgänglich nöthig achten. Hüten ſich unſere Freunde, die Mißionarien, nicht eben ſo ſorgfältig, daß ſie in gewiſſen Tagen der Woche kein Fleiſch eſſen, als die Suintoiſten, daß ſie das Fleiſch der vierfüßigen Thiere nicht zu ihrer Nahrung gebrauchen? Glauben ſie nicht, daß ſie ſich durch die Uebertretung dieſes Geſetzes einer ſehr groſen Sünde theilhafftig gemacht haben, und betrachten ſie ſich nicht alsdenn als Fuſio? Das iſt wohl wahr, daß ſie die Zeit ihrer Befleckung nicht, wie die Japaner, auf dreyſig Tage ſetzen. Indeſſen achten ſie ſich doch eben ſo ſehr als jene, verbunden, ſich zu reinigen, und den Verluſt ihrer Reinigkeit wieder herzuſtellen. Ich weiß aus der Erfahrung mehr als zu wohl, lieber Sioeu-Tcheou, wie weit ſich die Einbildung der Menſchen erſtrecket, und was für ſeltſame Grillen ſie öfters zu wichtigen Sachen der Religion zu machen pfleget. Außerdem könnte ich gar nicht begreifen, wie ſich Menſchen in der Welt finden können, die ſo albern ſind, daß ſie ſich vorſtellen, die Gottheit, das höchſte Weſen, der Tien bekümmere ſich ſo gar genau um die Art, wie ſchwache Sterbliche ihre Küche beſtellen, und findet ſich dadurch mehr beleidiget, wenn ſie Rindfleiſch, als wenn ſie junge Hüner eſſen, und wenn ſie an dem Ende der Woche eine

Schöps-

Schöpskeule an den Spieß stecken, als wenn sie einen Karpfen in dem Kessel sieden.

Unter den Europäern gehen noch allerhand andere Meynungen im Schwange, die mit den Suintoistischen eine grose Aehnlichkeit haben. Das denken sie freylich nicht, daß ein paar Tropfen Bluts, die auf ihre Kleider gesprützet sind, sie gleich unrein machen. Indessen getrauen sie sich doch nicht gewisse Gebeine, oder kleine Stücken Teig und Stein anzurühren; Dieses Vorrecht wird bloß und allein den Geistlichen eingeräumet. Wenn ein Laye diesem Gesetze zuwider handelte, so würde er eine grose Sünde begehen. Wenn man sich für einen Verbrecher achtet, weil man den Arm eines Todten angegriffen hat, so begehet man in meinen Gedanken eine eben so grose Thorheit, als ein anderer, der sich für unrein, und zu dem Gottesdienste für untüchtig ansiehet, wenn er seinen nächsten Anverwandten die letzte Ehre erwiesen hat.

Mich dünkt, die Ausschweifung sey durch alle Länder in gleichen Theilen vertheilet. Ist sie gleich von verschiedener Gattung, so bleibt sie derhalben nicht weniger groß, und tadelhafft. Unter allen allgemeinen Wahrheiten ist diese sonder Zweifel die zuverläßigste, und deutlichste, daß die Menschen, einer so gut, als der andere Thoren sind, und daß die Anzahl der Weisen in allen Theilen der Welt überaus gering ist. Man findet sogar bey genauer Nachforschung den Keim einer gewissen allgemeinen Gattung von Thorheit, welche bey allen Nationen einerley ist. Ich vergleiche sie mit einer

Blume,

Blume, die in der einen Himmels-Gegend gröser als in der andern wächset, und in dem Morgenlande buntfarbichter, als in den Abendländern ist. Indessen wird man doch mit leichter Mühe gewahr, daß sie von einerley Gattung ist, wenn man sie nur ein klein wenig betrachtet.

Wir haben gleich itzt gesehen, daß die Europäer gewisse Verordnungen haben, die ziemlich eben so abgeschmackt, als die Japanischen sind, und daß sich zwischen ihnen eine groſe Aehnlichkeit befindet. Es giebt deren noch verschiedene andere, welche ebenfalls eine groſe Gleichheit mit jenen haben. Dahin gehören die Wallfahrten, die man in Europa eben so sehr, als unter den Japanern im Gebrauche hat. Ich habe mir von unterschiedenen Franzosen die allerunglaublichsten Abentheuer von solchen Orten erzählen lassen, wohin sie ihre Wallfahrten gethan haben. Was sagen sie nicht von ihrer Kirche zu Loretto? Sie geben vor, diese sey durch himmlische Geister in der Lufft mehr als zweytausend Meilen weit geholet, und an denselben Ort gesetzet worden, wo sie sich gegenwärtig befindet. Sie würden sich gar entsetzlich wundern, wenn sie sähen, daß man über die Erzählung solcher Mährchen lachete. Ich finde hier Japaner, die es ebenfalls gar sehr befremdet, wenn man spricht, das höchste Wesen, der Tien, bekümmere sich wenig, oder gar nicht darum, daß sie die Gewohnheit haben diesen oder jenen Spatziergang zu unternehmen. Sie achten dieselben für unumgänglich nothwendige Dinge, und eben dergleichen ist in ihren Augen die Beobachtung gewisser Festtage, in welchen sie groſe Lustbar-

barkeiten anstellen. Doch betrinken sie sich dabey nicht, wie die Europäer, welche die Feste, die sie feyern, gar selten anders, als mit einem Rausche beschliesen. Sie eifern mit den heftigsten Worten wider die Lupercalien der Alten, und ahmen doch den Unordnungen, und der wollüstigen Lebensart, die sie verwerfen, vollkommen nach. Freylich ist es wahr, daß sie des Morgens in ihren Kirchen einige Lieder singen. Doch man möchte beynahe glauben, ihre Absicht sey, sich destomehr Lust zu Speise und Tranke zu erwecken, und durch den Gesang mehr den Durst zu vergrössern, als die Gottheit zu loben. Denn bey ihrem Ausgange aus den Kirchen gehen sie mit starken Schritten auf die Weinhäuser loß.

Die tolle Gewohnheit, sich zu schlagen, sich zu martern, und seine Gesundheit zu verderben, unter dem Vorwande, daß man seinen Leib kasteyen müsse, hat in Europa eben so viel Anhänger, als in Japan. Man fähret sich selbst an dem einen Orte eben so übel mit, als an dem andern, und behauptet, es geschehe zu der Ehre Gottes. In Paris giebt es Leute, die sich alle Tage, um ihren Heiligen einen Dienst zu thun, ordentlicher Weise einmal peitschen. In Jedo finden sich Menschen, die ihren Götzen zu gefallen eben dergleichen Thorheit begehen. In den itzt genennten zwo großen Städten sind etliche Weltweisen, die über solche Thorheiten lachen. An beyden Orten ist die Anzahl der Thoren groß, und die Anzahl der Klugen gering. Ich wiederhole es noch einmal, werthester Sioeu-Tcheou; Es ist bey allen Nationen biß auf einige kleine Umstände einerley. Lebe wohl, lieber Sioeu-Tcheou.

Nagasaki. —

Der fünf und sechzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die Europäischen Fürsten haben das Mittel erfunden, die herrlichen Thaten ihrer Unterthanen, durch ein Geschenk von zwo Ellen Band zu belohnen. Jedweder Landesherr hat sich eine Farbe erwählt, die ihm vorzüglich vor andern gefällt, oder wenn die Farbe, die er sich ausgesuchet hat, auch bey andern üblich ist, so unterscheidet er doch sein Band durch die demselben angehangene Schau-Münze. Diejenigen, die mit einem solchen Bande beehret werden, heiset man Ritter; die Gesellschaft, die sie zusammen ausmachen, hat den Namen eines Ordens; Und der Fürst ist allemal selbst der Groß-Meister, oder das Oberhaupt derselben.

Zu der Stiftung aller Orden, die in Europa aufgerichtet worden sind, hat die Staatskunst nicht wenig beygetragen. Die Fürsten haben wahrgenommen, wie vortheilhaft es für sie war, wenn sie die ihnen geleisteten wichtigsten Dienste auf eine solche Art bezahlen konnten, wobey es ihnen nichts kostete. Gesetzt, ein groser Herr am Hofe hat in einem Treffen einen Arm verlohren, so giebt man ihm die zwo Ellen Band, und hiermit ist sein Arm bezahlt. Ein anderer hat bey dem Kriegs-Heere, oder in einer vornehmen Gesandschafft sein ganzes Vermögen verzehret, so ersetzet das Band den Verlust aller Reichthümer. Nichts ist für einen Fürsten eine so bequeme Sache, und wenn er gleich in

seinem Schatze nicht einen Kreutzer hat, so darf er nur in seinem Königreiche blaues, oder rothes Band haben. Hiermit kann er sich Diener genug verschaffen, die ihm bloß in der Hofnung ein Stück davon zu erhalten, gern dienen werden.

Ich gestehe dir aufrichtig, wertheſter Yn-Che-Chan, daß ich diejenigen, die solche nützliche Stiftungen für den Staat zuerst erfunden haben, nicht gnugsam bewundern kann, wobey auch noch dieser Vortheil ist, daß sie den Unterthanen, und dem Landesherrn so gar wenig kosten. Diese haben es recht vortreflich verstanden, wie man sich die Liebe zum Ruhme, welche die Menschen einnimmt, und es dahin bringet, daß sie ohne allen Unterschied in solchen Sachen eine Ehre suchen, wodurch sie ihrem Fürsten näher kommen, und vor ihren Mitbürgern einen Vorzug erlangen können, gut zu Nutzen machen soll.

Würdest du wohl, lieber Yn-Che-Chan, glauben, daß die meisten unter den Orden, die gegenwärtig so sehr in Ehren gehalten werden, ihren Ursprung von sehr geringen, und vielleicht wohl gar schändlichen Ursachen herleiten? Derjenige Orden, der in Engelland mit der grösten Ehre verbunden ist, wurde bey Gelegenheit eines Strumpfbandes der Beyschläferinn eines Königes gestiftet. Diese Frauensperson hatte es in einer Gesellschaft verlohren, und der König, der sie sehr liebte, hub es von der Erde auf. Da nun etliche von den Hofleuten hierüber ihren Spaß trieben, so sagte er: Ich will dieses Strumpfband so sehr zu Ehren bringen,

gen, daß sich unter euch nicht ein einziger finden soll, der es nicht zu tragen wünschet. Sodann stiftete er den Orden des Strumpfbandes, oder wie er gemeiniglich heiset, des Hosenbandes, und machte dasjenige wahr, was er zu seinen Hofleuten gesaget hatte.

Die Franzosen haben unter sich einen Orden, der durch Heinrichen den Dritten gestiftet worden ist, und dieser ist bey ihnen heut zu Tage der allerberühmteste. Der Fürst hatte, nach Aussage der meisten Geschichtschreiber, zu dessen Stiftung sonderlich zweyerley Ursachen. Erstlich wollte er unterschiedene Lieblinge, die er an seinem Hofe hatte, und mit welchen er sich auf die allerwollüstigste Weise, die zum Theil höchst schändlich war, lustig machte, für ihre Dienste belohnen. Hernach wollte er eine gewisse Anzahl vornehmer Herren mehr auf seine Seite ziehen, und hierdurch hindern, daß sie den Rebellen nicht beförderlich seyn sollten. Unter diesen beyden Bewegungs-Gründen ist ganz sicher einer so wenig, als der andere rühmlich. Der erste ist für einen tugendhafften Fürsten ganz und gar unanständig. Der zweyte schicket sich keinesweges für einen tapfern und unerschrockenen Fürsten, der seine Hofleute auf andere Weise bey dem schuldigen Gehorsam zu erhalten weiß, und zu Aufrechthaltung seines Ansehens keine List und Schalkhafftigkeit vonnöthen hat.

Wenn ich noch mehr solche Bewegungs-Gründe aufsuchen wollte, welche zu Stiftung unterschiedener

ner anderer Orden Anlaß gegeben haben, so würde ich vielleicht finden, daß sie eben so beschaffen sind, als jene, da man das Strumpfband einer Beyschläferinn zu Ehren bringen, oder Leute, die ein unordentliches Leben führen, belohnen wollte. Ich will mich aber darin nicht weitläuftig einlassen, sondern es mag daran genug seyn, daß ich dich bey der gegenwärtigen Gelegenheit erinnere, wie gar oft die verehrungswürdigsten und nützlichsten Stiftungen ihren Ursprung solchen Ursachen zu danken haben, die weder mit dem Ruhme, noch mit dem gemeinen Besten in dem geringsten Verhältnisse stunden. Ich gedenke hierbey an eine Stiftung, die von dem Prinzen eines Kaysers in Japan herrühret, und noch itzt Bestand hat, wie mich unterschiedene von unsern Landsleuten, die in demselben Lande gewesen sind, mit Gewißheit versichert haben. Sennimar, der vierte Prinz des Kaysers Jongino-mikado war ein Herr von unvergleichlicher Schönheit. Er vermählte sich mit einer Princeßinn, die eben so schön als er selbst war. Dieses hohe Paar genoß etliche Jahre lang ein vollkommen glückliches Leben. Doch die Princeßinn wurde von einer Krankheit überfallen, und starb daran, da jederman glaubte, sie wäre völlig auser Gefahr. Ihr Verlust ging dem Prinzen ihrem Gemahl so nahe, daß er durch hefftiges Weinen in kurzer Zeit sein Gesicht verlohr. Er entschloß sich, das Andenken seiner Betrübniß, und des Unglücks, das er sich hierdurch zugezogen hatte, auf die Nachwelt fortzupflanzen. Daher brachte er es bey dem Kayser, seinem Herrn Vater dahin, daß er ihm erlaubete, unter Kayserlicher Begünstigung eine Brüderschaft zu stiften, in wel-

che lauter solche Leute aufgenommen wurden, die entweder blindgebohren, oder durch sonst einen unglücklichen Zufall ihres Gesichtes beraubet waren. Sein Vorhaben wurde ins Werk gesetzt, und eine ziemliche Anzahl armer elender Leute, die den Gebrauch ihrer Augen verlohren hatten, erhielten in ihrer Noth Linderung nicht sowohl von dem Mitleiden, welches der Prinz Sennimar über ihr Unglück empfand, und von der Begierde dem Staate nützlich zu seyn, als vielmehr von der Liebe, die er gegen seine verstorbene Gemahlinn geheget hatte.

Wenn man sich die Mühe geben wollte, werther Yn-Che-Chan, nach der Ursache der berühmtesten Handlungen der Menschen zu forschen, so würde sich vielleicht finden, daß sie eben keinen edlern Bewegungs-Grund gehabt haben, als die meisten Stiftungen, welche heut zu Tage überaus nützlich zu seyn scheinen. Meine Meynung ist keinesweges, die Menschen schlimmer zu machen, als sie sind. Ich bin gar kein Menschenfeind, und hasse meine Brüder, meine Freunde, meine Mitbürger, kurz meines gleichen nicht. Hingegen kann ich ohnmöglich so gar viel Rühmens von jener grosen Weisheit, und auserordentlichen Gutherzigkeit machen, die man gewissen Leuten nachrühmet, an welche man den Namen der Helden auf eine gar zu freygebige Weise verschwendet. Ich betrachte, welches eigentlich der Zweck ist, den sie sich vorgesetzet haben, und was für Bewegungs-Gründe die Triebfedern ihrer Handlungen gewesen sind. Hier sehe ich nun, daß die Liebe zu dem gemeinen Besten, der wahre Ruhm, die Tugend, die Liebe des Vaterlandes

daran

daran niemals den geringsten Antheil gehabt haben.

Die Europäer sagen ihrem Alexander, und ihrem Julius Cäsar viel Rühmliches nach. Diese zween Herren sind alle beyde von drey Theilen der Welt bewundert worden. Meinen Gedanken nach haben sie nicht einmal so viel Hochachtung, als ein gemeiner Mann, verdienet, immasen sie alles ihrem eigenen, und nichts dem gemeinen Besten zu Liebe gethan haben.

Was für eine Absicht hatte Alexander, da er Persien eroberte, und im Morgenlande biß nach Indien herum zog? Ganz sicher zielete sein Vorhaben gar nicht dahin, daß er Griechenland dadurch nützlich seyn wollte. Gleichwohl sollte dieses von Rechtswegen sein vornehmster, und sogar sein einziger Zweck seyn. Er wollte seinen Ehrgeitz befriedigen. Er verschenkete Königreiche an Leute, denen sie ganz und gar nicht gehörten. Hingegen nahm er sie andern, welche die rechtmäsigen Besitzer davon waren. Gleichwie die Menschen sich allemal durch dasjenige blenden lassen, was als etwas wunderbares in die Augen fällt, und wobey allerhand sonderbare Umstände vorkommen, also bewunderten sie auch damals die Großmuth eines Königes, der seinen Freunden Königreiche schenkete, und besannen sich dabey nicht auf die Ungerechtigkeit eines Fürsten, welcher andere vom Throne stieß, die ihm in ihrem Leben nicht das mindeste zuwider gethan hatten.

Bey einem gemeinen Menschen würde die Aufführung Alexanders für nichts anders, als für die Aufführung eines freygebigen Strafenräubers angesehen werden, dem es nicht schwer wird, geraubtes Gut wieder zu verschwenden, und der seinen Kameraden von dem Gelde, das er Reisenden abgenommen hat, einen gewissen Theil zukommen läßt. Hingegen an einem Eroberer, an einem siegreichen Monarchen wird dergleichen Verfahren als die höchste Edelmüthigkeit betrachtet; Zu einem deutlichen Erweise, daß die Menschen von den Handlungen niemals nach dem dabey gehabten wahren Bewegungs-Grunde, sondern nach der dadurch hervorgebrachten Wirkung, oder nach der Person desjenigen, der sie gethan hat, zu urtheilen pflegen.

An dem Julius Cäsar haben wir noch ein Beyspiel, welches meine Meynung noch nachdrücklicher bestätiget. Dieser Römer besiegete die Gallier, und that seinem Vaterlande zehen Jahre lang gute Dienste. Noch biß itzt betrachtet man ihn als denjenigen Heerführer, der den Ruhm der Stadt Rom biß auf das höchste gebracht hat. Was war sein Endzweck? Reitzten ihn etwan die Tugend, oder die Liebe zu seinem Vaterlande? Nichtsweniger. Er dienete der Stadt Rom, um ihr dermaleinst Fessel anzulegen. Er verschafte seinen Landsleuten Vortheile, damit er sie mit der Zeit zu seinen Sklaven machen möchte. Die Folge gab es mehr als zu deutlich zu erkennen, wohin alle seine Absichten biß anher gezielet hatten. Was würde man von einem Menschen sagen, der den Armen Geld gäbe, der seinen Anverwandten und guten Freunden äuserlich

mit

mit vielem Eifer dienete, und der alles dieses bloß in der Absicht thäte, daß er sie in einen Seehafen locken, und daselbst als Sklaven an einen Seeräuber verkaufen könnte? Der einzige Unterschied zwischen dem Julius Cäsar und einem solchen Menschen bestehet darinnen, daß jener die Sklaven für sich selbst behielt, und dieser hingegen sie den Seeräubern in die Hände lieferte. Gleichwohl spricht jedermann von dem Julius Cäsar mit gröster Ehrerbietung; Man hält sein Andenken überaus lieb und werth. Man macht von seinem Feldzuge wider die Gallier viel Rühmens. Von allem diesen urtheilet man nur bloß nach solchen Dingen, weswegen er noch einigen Beyfall verdienet, ohne sein Augenmerk auf die hauptsächlichsten Ursachen, die ihn zu seinen Thaten veranlasset haben, oder auf den eigentlichen Zweck desjenigen zu richten, der sie vollstrecket hat.

In den übrigen Theilen der Welt ist man in Ansehung der gar zu großen Bereitwilligkeit, Leute unter die Zahl groser Helden zu setzen, die öfters überaus lasterhafft sind, oder aus Liebe zu dem gemeinen Besten, oder zu der Tugend nichts gethan haben, eben nicht behutsamer, als in Europa. In China reden wir mit großer Bewunderung von den Thaten und Eroberungen des ersten Tartarischen Fürsten, der unser weitläuftiges Land unter seine Botmäsigkeit gebracht hat. Er kam einem Heerführer zu Hülfe, der es redlich mit seinem Vaterlande meynete. Er vertheidigte einen Landesherrn gegen rebellische Unterthanen. Er überwand sie, und zerstreuete sie vollkommen. Aber ließ er es da-

bey bewenden? Keinesweges. Das Reich das er vertheidiget hatte, behielt er für sich selbst, und gab hiermit zuerkennen, er habe ihm bloß deßwegen beygestanden, damit er es eigenthümlich für sich behalten möchte. Wo ist wohl jemand unter den Menschen, der es nicht eben so machen würde? Warum soll man nun demjenigen Fürsten den Titel eines edelmüthigen beylegen, und ihn für einen grosen Helden ansehen, der seinen Heldenmuth, und sein ganzes Verhalten bloß und allein nach den Gesetzen des Ehrgeitzes einrichtet. Hätte der Tartarische Monarche die Chineser, nachdem er sie von dem Joche der Tyrannen befreyet hatte, unter ihren rechtmäsigen Oberherren gelassen, so würde man den herrlichen Thaten, die er verrichtet hat, die vollkommenste Hochachtung nicht ohne die gröste Ungerechtigkeit verweigern. Doch nach meinen Gedanken verdienen sie wegen des Endzweckes, den er sich nicht nur vorgesetzet hatte, sondern auch erreichet, sehr wenig Hochachtung. Eben so denken gewiß auch alle andere Menschen, wenn sie anders von dem Verhalten der Helden, und von den wichtigen Begebenheiten, die sie veranlasset haben, allemal nach den richtigen Bewegungs-Gründen urtheilen wollen, wodurch sie zu ihren Handlungen angetrieben worden sind.

Ich räume ganz gerne ein, liebster Yn-Che-Chan, daß der Ruhm vieler Leute theils ganz und gar verschwinden, theils um einen grosen Theil verringert werden wird, wenn man auf die vorhin angezeigte Art von den Verdiensten groser Leute urtheilen will. Doch die Klugen, und die Weltweisen

weisen müssen sich angelegen seyn lassen, einer jedweden Sache ihren richtigen Werth beyzulegen. Sie brauchen alle nur mögliche Vorsicht, um von ihren Vorurtheilen bey andern Gelegenheiten nicht geteuschet zu werden. Warum sollten sie denn dieselben gegenwärtig gelten lassen, wenn es gewisse Leute betrift, die weder mehr Verdienste, noch mehr Tugenden, als die andern haben, und sie weiter mit nichts, als durch Verstellung, oder durch die Gunst des blinden Glückes übertroffen haben? Soll es etwan deßwegen geschehen, weil diese Menschen gekrönte Häupter gewesen sind? Dieses ist vielmehr ein neuer Grund, warum ein Weltweiser in seinem Urtheile über sie noch strenger verfährt. Sollen diese Fürsten, die in ihrem Leben gemeiniglich alle andere Sterblichen verachtet haben, eben so auch nach dem Todte, und in ihrem Grabe jenen vorgesetzt seyn? Darf man über sie nicht eben so gut sein Urtheil fällen? Ey wenn die Menschen durchgängig diejenige Großmuth und Herzhaftigkeit hätten, die man nur an diesem, und jenem wahrnimmt, so würde mancher Fürst schon in seinem Leben sein Urtheil hören. Unzählichen Fürsten, die das Recht zu gebieten, aus keiner andern Absicht haben, als nur diejenigen, die ihnen gehorchen, unglücklich zu machen, würde man traurige, und unangenehme Wahrheiten vorhalten. Man würde ihnen ihre Laster vor Augen stellen; Man würde ihnen alles Häßliche davon zu erkennen geben. Vielleicht würden dergleichen nachdrückliche und heilsame Vorhaltungen sie auf den rechten Weg zurückführen. Sollen sie ja fortfahren, lasterhaft

zu seyn; so hätte man doch wenigstens das Vergnügen, und den Trost, daß man ihnen beybrächte, was für Gedanken die Welt von ihnen hege, und was für Achtung sie sich theils in ihrem, theils in allen folgenden Jahrhunderten zu versprechen hätten.

Unsere Landsleute, die Chineser, haben eingesehen, wie nothwendig es sey, die Fürsten durch die Furcht desjenigen, was die Nachkommenschaft von ihnen denken werde, und durch die Freyheit, womit man sie ihrer begangenen Fehler erinnert, im Zaume zu halten. Unsere öffentlichen Sittenrichter stellen sich dem Zorne, und Haße des Fürsten herzhaft entgegen, wenn es die Wohlfahrt der Nation von ihnen erfordert. Man hat mehr als einmal gesehen, daß sie von der Gewalthätigkeit der Tyrannen vieles leiden musten. Indessen haben sie dadurch, daß sie ihr Leben für ihr Vaterland aufopferten, einen unsterblichen Ruhm erlanget. Alle Unterthanen haben sie für ihre Väter geachtet, sehr bedauert, und nach dem Tode als Kinder beweinet.

In Europa sind die Leute weder so klug, noch so glücklich, als wir. Die eigensinnige Aufführung, die unrechten Anstalten, und sogar die Verbrechen ihrer Landesherren getrauen sie sich nicht zu verwerfen, und wenn sie es thun, so geschiehet es allemal mit Zittern und Beben. Sie haben sich so sehr angewöhnt, alles, was ihre Fürsten thun, zu loben, daß diejenigen, die sich in der Geschichte umsehen, und die ausschweifenden Lobeserhebungen betrachten, die man gewissen Fürsten in ihrem Le-

ben beygeleget hat, und die man an andern nach ihrem Tode verschwendet, sich nicht genug wundern können, wenn sie sehen, wie weit man die läppische Schmeicheley treiben kann, und wie weit es damit heut zu Tage gekommen ist.

Das allerwunderbarste hierbey ist dieses, daß nicht etwan bloß der Hofmann in Europa den Fürsten bey allen seinen Lastern, und Leidenschafften schmeichelt. Auch der Weltweise, der Gelehrte, derjenige, der in Obrigkeitlichen Aemtern stehet, kurz alles vereiniget sich in diesem Stücke. Wenn man den meisten Theil der Zueignungs Schriften an die gekrönten Häupter in Europa seit zwey hundert Jahren lesen sollte, so würde man beynahe glauben müssen, daß alle Nationen in diesem Theile der Welt zwey Jahrhunderte hindurch von lauter Fürsten, wie ehemals August, Titus, Trajan, Markus Aurelius, u. dgl. waren, beherrschet worden wären. Die Europäische Geschichte der letztern Jahrhunderte ist dir wohl bekannt, und also kannst du leicht urtheilen ob diese Zueignungs Schriften lauter Wahrheit in sich fassen.

Vielleicht ist Frankreich dasjenige Königreich, wo die Anzahl der guten Fürsten den schlimmen ziemlich das Gleichgewicht hält. Franz der Zweyte, Karl der Neunte, Heinrich der Dritte haben gegen sich Heinrichen den Vierdten, Ludwigen den Vierzehenden, und den itzt regierenden Monarchen, von dem man mit Wahrheit sagen kann, er sey ein guter Landesherr. Er ist gnädig, freundlich,

und sanfmüthig, er liebet seine Unterthanen, ist ein Feind aller Grausamkeit, und Gewalthätigkeit, ein Beförderer der Wissenschafften, und gegen diejenigen, die ihm gut gedienet haben, überaus erkänntlich. Was Ludwigen den Dreyzehenden anlangt, so weiß man selbst nicht, zu welcher Gattung man ihn rechnen soll. Er war gut, dieses kann ihm Niemand absprechen. Allein er war es gar zu sehr. Zur Unzeit angebrachte Gütigkeit ist in einem gekrönten Haupte ein entsetzlicher Fehler. Was man in Frankreich Gerechtigkeit genennet hat, dasselbe würde in China Schwachheit heißen, und Ludwig der Gerechte würde bey uns den Namen Ludwigs des Schwachen bekommen haben. Wie aber, wenn wir uns in andern Staaten umsehen? Wieviel sind nicht blödsinnige und übelgeartete Fürsten gegen einen einzigen tugendhafften gewesen? Nach dem grossen und berühmten Karl den Fünften folgete sein grausamer, und blutgieriger Sohn Philipp der Zweyte. Verdienten etwan die drey nach ihm regierenden Fürsten grosse Lobeserhebungen? Alle Stuarte, die es soweit treiben, daß man sie aus dem Lande verjagte, auf dem Blutgerüste enthauptete, und endlich ganz und gar für unfähig zu der Krone erklärete, sind über alle Maase gelobet worden. Willhelm der Dritte hat niemals sogar viel Lobeserhebungen erhalten.

Ich muß dir gestehen, werthester Yn-Che-Chan, daß ich in der Zeit meines Aufenthalts in Europa den schändlichen Wucher mehr als zu sehr erkannt habe, welchen die dasigen Schriftsteller mit den

Lobes-

Lobenserhebungen treiben. Ich weiß gar zu gut, auf was für unanständige Weise die Hofleute ihr Lob verschwenden. Desto gröſſer ist die Hochachtung, die ich nunmehro wegen unsere Landsleute hege, weil sie lauter wirklich schätzbare Dinge und Handlungen loben.

Lebe wohl, werther Yn-Che-Chan.

Paris. ——

Der sechs und sechzigste Brief.

Sieou-Tcheou, an Che-Che-Chan. *

Vor etlichen Tagen, lieber Yn-Che-Chan, habe ich in den öffentlichen Zeitungen eine sehr grausame

* Leute, die den wahrhaften Verstand dieses Briefes einsehen, werden mit leichter Mühe begreifen, daß die Absicht desselben ist, zu zeigen, wie sehr die Gottesleugner und Freygeister sich die entsetzlichen Grausamkeiten der Inquisitions-Gerichte zu Nutzen machen, und dasjenige der Religion zur Last legen, was man nur etlichen schlechten, und barbarischen Menschen zuschreiben muß, die den einfältigen Pöbel durch falsche Vorgeben hintergehen. Das ungebührliche Leben der Portugiesischen, Spanischen und Italienischen Geistlichen, nebst den Grausamkeiten der Inquisition thun dem Christenthume weit mehr Schaden, als alle gefährlichen Schriften des Spinoza und des Vanini. Da es übrigens gut ist, wenn man auch die allerschwächsten Einwendungen der Freygeister nicht ohne Widerlegung vorbeygehen läßt, so soll der folgende Brief eine Beurtheilung des Gegenwärtigen in sich halten.

same Geschichte gelesen, worüber ich überaus betrübt worden bin. Dingeachtet Europa nicht der Ort meiner Geburt ist, so habe ich mich doch bloß als ein Mensch geschämet, und es mir für eine Schande geachtet, daß ich mit den barbarischen Urhebern der Blutgierigen Hinrichtung elender Leute, die vor etlichen Tagen in Lißabon vollstrecket worden ist, unter einerley Gattung gehöre. Das sogenannte heilige Inquisitions-Gericht, jene von ausgearteten Menschen-Blute herstammende Ungeheuer, die viel grausamer sind, als jene Völker, welche sich von Menschenfleische nähren, haben vierzehen Personen verbrennen lassen. Darunter befanden sich zwey junge Mädgen von achtzehen Jahren, und eine verheyrathete zwey und zwanzigjährige Weibsperson. Unterschiedene andere wurden zu einem ewigen Gefängnisse, oder Zeitlebens auf die Galeeren verurtheilet.

Alle diese Leute, liebster Yn-Che-Chan, haben nichts Übels gethan, und sind auch um weiter nichts angeklagt worden, als daß sie die Gottheit auf eine solche Weise verehreten, wie sie sich in ihrem Gewissen für verbunden erachteten. Nun mag man noch, werther Yn-Che-Chan, von der Nothwendigkeit des Gottesdienstes, und der Religion zu Erhaltung guter Ordnung unter den Menschen viel Redens machen. Verwirf mir nun ferner die Meynungen meiner Mitbrüder, der Anhänger der neuen Ausleger. Siehe einmal, was die so sehr gerühmte Religion anrichtet*. Könnte wohl die allerstrafbarste Wuth größeres Unheil veranlassen?

Siehe

* Dieses ist ein Einwurf, dessen sich Lukrez bedienet, und

Siehe dich bey allen wilden Völkern um, welche nicht nur ohne Religion, sondern auch ohne Gesetze, und Policey leben. Nirgends wirst du unter ihnen so etwas strafbares, und blutgieriges, als bey den

den er mit allen Schönheiten der Dichtkunst ausschmücket, um ihm desto mehr Nachdruck zu geben. Es heißt: „Der „Aberglauben wird unter die Füße getreten und zu Grund „gerichtet. Dieser Sieg raubet den Göttern die Herrschaft „die sie sich über uns angemaset hatten. Doch laßt euch „ja nicht einfallen zu glauben, daß diese Lehren euch den „Weg zum Laster bahnen, oder zu ruchlosen Meynungen „beförderlich seyn sollen. Vielmehr haben die allerab„scheulichsten Handlungen gar oft ihren Ursprung von „dem Aberglauben gehabt. Geschahe nicht eben dieses, da „die vornehmsten Anführer des Griechischen Kriegsheeres in „dem Hafen des Elis eine junge Princeßinn opferten, und „mit ihrem unschuldigen Blute den Altar der Diana be„flecketen? Iphigenia wurde wie ein Schlachtopfer ge„schmücket. Sie fühlte, wie die Opferzierrathen über ih„ren Backen herabhingen. Sie sahe ihren Vater neben dem „Altare stehen; Sie bemerkte, daß die nahe bey ihr stehen„den Diener das heilige Messer verborgen hielten, und das „Volk um sie herum in Thränen zerfloß. Bey einem so „traurigen Anblicke unterdrückte die Furcht ihre Kla„gen, und ihre demüthige Stellung gab genugsam zu er„kennen, daß sie um Gnade bat. Umsonst bemühete sie „sich, das Herz des Königes zu erweichen, indem sie ihn „bey dem Vater-Namen rufte. Sie wurde durch unbarm„herzige Hände von seiner Seite gerissen, und zitternd zu „dem Altare hingeführet, nicht, daß sie nach gewöhnlicher Art „die Süssigkeiten einer standsmäsigen Vermählung nach dem „Opfer genießen, sondern vielmehr sehen möchte, wie die „Hände ihres Vaters mit ihrem Blute benetzet würden, und „war gerade zu der Zeit, da sie hofte, vermählt zu werden. „Dergleichen ruchlose That wurde noch dazu verübet, um „von der erzürnten Göttin für die Griechische Flotte eine

den Portugiesen, und andern Europäern, wo die Inquisition eingeführet ist, zu sehen bekommen. Die Menschenfreßer sind nicht gewohnt, einander selbst zu fressen. Sie schonen vielmehr einander, und ver-

giesen

„glückliche Fahrt zu erhalten. Soviel vermag der Aber-
„glauben, um die Leute zu verleiten, daß sie grose Verbre-
„chen unternehmen.„ Ehe ich die Lateinischen Verse aus dem Lukrez selbst beyfüge muß ich noch vorher anmerken, daß man nicht fort kåme, wenn man dagegen einwendete, daß dergleichen unsinnige Handlung bey Leuten, welche der wahren Religion zugethan sind, niemals geschehen wäre. Geschah nicht das Opfer des Jephta bey derjenigen Nation, die ganz allein in der ganzen Welt das Gesetz des wahren GOttes verehrete? Man dürfte von den Versen des Lucrez nur diejenigen weglassen, wo die Griechische Flotte erwähnet wird, so ist auch nicht ein einziger, der sich nicht auf den Jephta anwenden lassen sollte. Dieses kann man gar leicht sehen, wenn man sie selbst nachließet:

Quare relligio pedibus subjecta viciſſim
Obteritur, nos hæc æquat victoria cœlo.
Illud in his rebus vereor, ne forte rearis,
Impia te rationis inire elementa, viamque
Endo gredi sceleris; quod contra sæpius olim
Relligio peperit scelerosa atque impia facta:
Aulide quo pacto Triviaï Virginis aram
Iphianassai turparunt sangvine fœde
Ductores Danaum delecti prima virorum,
Cui simul infula virgineos circumdata comtus
Ex utraque pari malarum parte profusa est;
Et moestum simul ante aras adstare parentem
Sensit, & hunc propter ferrum celare ministros,
Adspectuque suo lacrimas effundere cives.
Muta metu terram genibus submissa petebat;
Nec miseræ prodesse in tali tempore quibat,

gießen nur bloß das Blut ihrer Feinde. Die Portugiesen hingegen verbrennen ihre Brüder, ihre Verwandten, ihre gute Freunde, und zwar warum? Wegen eines geringen Unterschiedes in der Verehrung, die sie der Gottheit erweisen.

Wie muß aber wohl die Gottheit, wenn sie anders Vernunft besitzet, die unmenschlichen Opfer aufnehmen, welche die Mitglieder der Inquisition ihr darbringen? Nein, lieber Yn-Che-Chan, sie muß keine Vernunft haben, denn wenn ein solches Wesen die ganze Welt regierete, so würde es doch nimmermehr dergleichen unerhörte Grausamkeiten dulten.

Einer von den unüberwindlichsten Beweisen für die Meynung der Anhänger der neuen Ausleger ist das barbarische Verfahren solcher Leute, welche sich für Diener der Gottheit ausgeben. Wozu hat sie denn ihren Donner und Blitz, oder für wen hebet sie diese Werkzeuge auf, weil sie Tyrannen, und grimmige Ungeheuer leben läßt, welche die Natur alle Tage schänden, und die allerheiligsten Gesetze ungescheuet verletzen? Was würdest du wohl, werthester Yn-Che-Chan, von einem Kö-

nige

Quod patrio princeps donarat nomine regem.
Nam sublata virum manibus tremebundaque ad aras
Deducta est, non, ut sollemni more sacrorum
Perfecto, posset claro comitari hymenaeo,
Sed casta inceste nubendi tempore in ipso
Hostia concideret mactatu moesta parentis,
Exitus ut classi felix faustusque daretur.
Tantum relligio potuit suadere malorum.

T. Lucret. de Rer. Nat. L. I.

nige sagen, welcher zugeben wollte daß man seine Unterthanen verbrennen, rädern, hängen dürffte, weil sie ihre Gelübden, seines Ruhmes wegen, ein wenig anders, als die übrigen von seinen Unterthanen zu thun pflegeten? Für was würdest du ihn halten, wenn er dergleichen Ungerechtigkeit gelassen ansehen könnte? Gestehe es nur frey heraus; Würdest du nicht glauben, er müsse der allerungerechteste, der allerausschweifendste Fürst in der Welt seyn? Und wie? Bey einer Gottheit verlangest du weniger Güte, weniger Weißheit, als bey einem Könige?

Ehe ich nach Europa kam, konnte ich mich vielleicht noch besinnen, ob ich die Meynung annehmen sollte, die ich angenommen habe. Seitdem ich aber die häßlichen Schandthaten gesehen habe, die ziemlich alle Tage, und ungestraft von solchen Leuten begangen werden, die sich ihres Standes wegen rühmen, mit der Gottheit in der genausten Verbindung zu stehen, so habe ich wohl eingesehen, daß, wenn anders ein oberster Rächer böser Thaten vorhanden wäre, derselbe gewiß nicht mit der Bestrafung der Gottlosen, und Rettung der Unschuldigen aus den Händen ihrer Verfolger biß itzt gewartet haben würde.

Die Spinozisten, von welchen ich dir schon in meinen ersten Briefen etwas gesagt habe, reden hier ziemlich eben so, wie ich. Wenn man ihnen beweisen will, daß ein vernünftiges Wesen die ganze Welt regiere, so verweisen sie diejenigen, die also reden, auf das Verhalten solcher Leute,

welche

welche die übrigen durch ihr Beyspiel zu der Ausübung aller Tugenden ermuntern sollten. Einer von diesen Weltweisen sagte mir vor dreyen Tagen, nachdem er die Nachricht von dem Blutgerichte in Lissabon gelesen hatte: Werther Freund, Sioeu-Tcheou, wenn die armen Juden, die man verbrennet hat, anstatt zu ihrem GOtt zu beten, es dabey hätten bewenden lassen, daß sie weiter nichts, als die Natur geglaubet hätten, so würden sie noch hier in dieser Welt seyn. Ich meines Ortes könnte unangetastet mitten unter allen Inquisitoren der Welt leben. Gesetzt, sie verlangten von mir, daß ich in die Messe gehen, oder ihren Processionen beywohnen sollte, so würde ich mich zu beyden bereitwillig finden lassen. Denn was kann mich dieses verschlagen? Im Grunde des Herzens weiß ich doch wohl, was ich von allen diesen Sachen halten soll. Aber ein armer Jude, oder ein sogenannter Ketzer sind gar zu eifrig in dem Gebete zu jenem göttlichen Wesen, an welches sie glauben. Was entstehet nun daher? Dieses, daß der Katholick einen so gut, als den andern verbrennet; Und gleichwohl habe ich es bißher noch nicht erlebet, daß sich die Gottheit, zur Vergeltung für so gefährliche Gebete, jemals die Mühe genommen hat, das Feuer auszulöschen, welches diese arme Leute verzehret.

Unsere gute Freunde, die Mißionarien, lieber Yn-Che-Chan, haben sich sehr in Acht genommen, wegen dieser grimmigen Inquisition in Europa jemals offenherzig mit uns zu sprechen. Da wir ihnen sagten, was uns die Engelländer davon erzählten, oder was wir davon in einigen Protestantischen Schriften fänden, so leugneten sie alles mit einer Art von Unverschämtheit, die, wie ich nunmehro erkenne, ohne alle Schranken ist, und wollten auch die wahrhaftesten Dinge nicht einräumen.

So sehr ich über das grausame Verfahren der Inquisitoren erstaune, eben so sehr befremdet mich die Verblendung derjenigen Völker, die dergleichen Henkersknechte nicht allein unter sich leiden, sondern auch ihnen alle Ehrerbietung erweisen. Muß man nicht der gesunden Vernunft beraubet seyn, wenn man armseligen Mönchen freye Macht und Gewalt geben soll, daß sie über das Schicksal und Vermögen der allergrösten Herrn im Staate den Ausspruch thun dürfen? Wie? Wenn wir in unserm Lande, werthester Yn-Che-Chan, alle unsere Mandarinen, vermöge einer feyerlichen Verordnung der ganzen Nation dem Gutdünken der Bonzen und der Lamas überliefen? Wenn wir einer so verächtlichen Gattung von Menschen eine unumschränkte Gewalt über die ganze Nation einräumeten? Was würden wohl die Morgenländischen Völker, die um uns herum wohnen, von uns denken? Mit was für Verachtung würden sie uns nicht ansehen? Ja, wür-

würden wir nicht uns selbst schämen müssen, daß wir gebohrne Chineser sind? Würden nicht unsere Landesleute bey welchen noch einige Empfindung von Ehre vorhanden wäre, sich über eine so schimpfliche Sache zu tode grämen? In Europa hingegen wird man dergleichen etwas gar nicht gewahr. Ein Portugiese ist in seinen Gedanken ein überaus ehrwürdiger Mann. Er ziehet die Gesetze und Gebräuche seiner Nation mit der grösten Dreistigkeit den Gesetzen aller übrigen Nationen vor. Spricht man mit ihm von der Inquisition, so wird er sagen, es sey ein verehrungswürdiges und nothwendiges Gerichte, das zu Ausbreitung der Religion sehr viel beytrage. Er wird sodann von sich selbst viel Rühmens machen. Er wird gar nicht gewahr werden, daß er in der menschlichen Gesellschafft für weiter nichts, als für eine Gattung von Ungeheuer angesehen werden müsse, und daß sein Vaterland mit dem grösten Rechte jenen fürchterlichen Hölen gleich zu achten sey, worinnen grimmige Thiere wohnen, von welchen man alle Augenblicke verschlungen zu werden in Gefahr stehen muß. Und ist wohl in der That, ich will nicht sagen, ein Ausländer, oder ein Reisender, sondern sogar ein Bürger von Lissabon nur einen einzigen Tag sicher, daß er nicht vor das Inquisitions-Gericht geführet, und in die finstern Kerker desselben geworfen wird? Es ist dazu weiter nichts nöthig, als daß er einen Feind hat, der ihn verklaget. Ja was sage ich? Es braucht weiter nichts, als daß er reich ist, oder den Herren der Inquisition nicht

gefällt. Der Haß oder der Geitz dieser Henkers-Knechte ist in Portugall eben so sehr zu befürchten, als der Verdacht, daß man die Gottheit auf eine, von der landüblichen unterschiedene Weise verehret.

Doch, werther Yn-Che-Chan, wir wollen von den blödsinnigen und unbarmherzigen Portugiesen nichts weiter sagen. Wir haben uns lange genug bey der traurigen Betrachtung ihrer unverantwortlichen Grausamkeiten aufgehalten. Wenn wir die Spanier, und einen Theil der Italiener ausnehmen, so verabscheuen die übrigen Europäer ihr unmenschliches Verfahren eben so heftig, als wir. Indessen ist es gar nicht möglich, eine Nation auf bessere Gedanken zu bringen, die ihre Verbrechen auf den Aberglauben gründet, und sich noch dazu einbildet, daß sie der Gottheit, die sie anbetet, durch die abscheulichen Missethaten, womit sie sich beflecket, einen Dienst erweiset. Wer weiß, ob man nicht zu Lissabon in einer Zeit von sechs Monaten ein eben so mörderisches Trauerspiel aufführet, als dasjenige war, das ich mit so grosem Entsetzen angesehen habe? Wenn man hoffet, es werden Völker, welche geitzigen, und schalckhafften Mönchen unterworfen sind, jemals erleuchtet werden können, so ist es fast eben so, als wenn man sich einbildet, die ganze Natur werde eine andere Gestalt annehmen.

Ich will dir eine überaus sonderbare Geschichte erzählen, aus welcher sehr deutlich erhellet, wozu sich die Menschen verleiten lassen, wenn sie dem Aberglauben völlig ergeben sind. Ich habe sie von einem meiner guten Freunde erfahren, der mich versichert hat, daß er ein Augenzeuge davon gewesen ist. Ein Mann aus dem Bürgerstande hatte eine junge, wohlgebildete Tochter, die er schon von ihrer ersten Kindheit an dazu ausersehen hatte, daß sie auf ihre ganze Lebenszeit in ein Kloster eingesperret werden sollte. Aus großer Frömmigkeit, oder vielmehr aus einer gewissen Schwärmerey glaubte er ganz gewiß, seine Tochter werde in dem Umgange mit der Welt verderben. Der gewissenhaffte Bürger war ein so groser Liebhaber des unverehlichten Lebens, daß er, wenn es bey ihm gestanden hätte, der ganzen bürgerlichen Gesellschafft ein Ende gemacht haben würde, wenn auch das ganze menschliche Geschlecht darüber hätte zu Grunde gehen sollen. Er bedauerte es von Grunde des Herzens, daß er sich verheyrathet hätte; Er verdammte schlechterdings seine verstorbene Frau; Es fehlete nicht viel, daß er sich nicht selbst, als einen Verdammten ansah, und wer weiß, ob er nicht dieses Urtheil auch über sich ausgesprochen haben würde, wenn er nicht geglaubet hätte, daß er einen Theil seiner begangenen Fehler dadurch wieder gut machen könnte, wenn er seine einzige Tochter als eine Nonne einkleiden ließ.

Gleichwohl hatte die junge Mariane, denn so hieß man die künfftige Nonne, zu dem Klosterleben auch nicht die allermindeste Lust; Sie liebete vielmehr die Welt. Sie hatte sich einige Zeit bey ihrer Mutter Schwester aufgehalten, und in ihrem Hauße ziemliche Freyheit genossen, wodurch ihr Haß gegen das Kloster noch viel größer worden war. Zudem hatte der Gott der Liebe welcher den Willen der Väter, und Vormünder immer gern zu vereitlen pfleget, das Herz der Mariane einem jungen Menschen zum Besten eingenommen, der sich theils vermöge seiner Geburt, theils wegen des Vermögens, theils in Ansehung des Alters vollkommen wohl für sie schickte. Von dieser Liebe seiner Tochter wuste der alte Bürger gar nichts. Und wenn er es auch gewust hätte, so würde doch dieses ihn von seinem Vorsatze keinesweges abwendig gemacht, sondern die Vollstreckung desselben noch eher befördert haben. Er kündigte ihr an, daß sie nunmehr darauf denken müste, wie sie sich in das Kloster begeben, und daselbst ihre übrige Lebenszeit zubringen sollte. Er hielt an sie eine lange, überaus schlechte Vermahnung, und sagte ihr allerhand Sittenlehren vor, welche theils unangenehm zu hören, theils sehr gemein, und altväterisch waren. Auf alles dieses antwortete das junge Mädgen mit weiter nichts, als mit ihren Thränen; Und der aberglaubische Bürger leitete ihren Ursprung von den bösen Geistern her. Der böse Feind ist es, sagte er zu ihr, der euch zu diesen Thränen veranlasset. Dieser Geist der Finsterniß bemühet sich, euch in sein

Netz

Netz zu locken. Er kann sich auch sichere Rechnung machen, daß er seinen Endzweck erreichet, so lange ihr in der Welt bleibet. Diejenigen, die sich darinnen aufhalten, sind seine Kinder. Zittert und bebet, unglückselige Mariane, ihr stehet am Rande des Verderbens; Und wenn ich euch nicht eine liebreiche Hand zureichete, so würdet ihr in den Abgrund hinein stürtzen. Was für einen Ruhm werdet ihr nicht mit der Zeit davon haben, daß ihr vergängliche Ergötzlichkeiten einer heiligen, und nothwendigen strengen Lebensart aufgeopfert habt, wovon ihr euch einen ewigen Ruhm versprechen könnet? Wenn ihr am Sonntage die Predigt des Ehrwürdigen Paters Girard von der Keuschheit, und von dem Verdienste der Klostergelübden angehöret hättet, so würde euch dasjenige, was ihr hinter euch zurücklasset, auch nicht einen einzigen Augenblick dauren. Kurtz ich verlange schlechterdings von euch, daß ihr mir gehorsam seyn sollet. Ich habe nicht Lust, durch eine unerlaubte Nachsicht, die euer Verderben nach sich ziehet, eine Sünde auf mich zu laden. Ich bin derjenige, der euch den rechten Weg weisen soll. Es ist meine Sache nicht, einen Blinden vorzustellen, der einen andern Blinden führet. Was für einen Ausgang gewinnet es mit allen beyden? Einer fällt so gut, als der andere in die Grube. Meine liebe Tochter, wir würden beyderseits verlohren gehen, wenn ihr nicht in den heiligen Standt trätet, zu welchem ich euch bestimmet habe. Indessen, weil Gott

an solchen Gelübden, die man ihm bloß aus Zwang anthut, keinen Gefallen hat, so gebe ich euch noch etliche Tage Frist, damit ihr euch entschliessen möget mir zu gehorchen, ohne daß ich in die Nothwendigkeit versetzet werde, euch zu zwingen.

Nachdem der Bürger diese lange Predigt zu Ende gebracht hatte, so begab er sich weg, und ließ die Mariane allein in dem Zimmer. Anfänglich gerieth diese in einen tiefen Kummer; Doch faßete sie nach und nach wieder einen frischen Muth, und zugleich den festen Entschluß, durchaus keine Nonne zu werden, und sich allen Verfolgungen ihres Vaters äuserst zu widersetzen. Sie machte auch wirklich alle Anstallten, die ihrer gefaßten Entschliessung gemäß waren. Ihr Liebster, den sie in Geheim sahe, trug zu ihrer Standhaftigkeit vieles bey. Der abergläubische Alte kam mehr als einmal wieder, und versuchte es von neuem? Aber allemal vergebens. Mariane erwieß sich allemal tapfer, und war durchaus nicht dahin zu bringen, daß sie ihren Sinn änderte. Ihre unbewegliche Beharrlichkeit setzte den schwärmerischen Bürger in die gröste Verzweifelung. Er faßte einen Vorsatz, der an Thorheit und Gewaltthätigkeit in der ganzen Welt nicht seines gleichen hat. Er hatte bemerket, daß seine Tochter sich gern putzte, und sich deßwegen sehr offt in dem Spiegel besah. Und wo ist wohl ein Mädgen, wenn es besonders verliebt ist, das nicht fleissig den Spiegel zu Rathe ziehet? Also schrieb der

Vater

Vater die Widerspenstigkeit seiner Tochter der Eigenliebe zu, und sezte sich vor, diejenige Schönheit und Blüthe der Jugend zu verderben, die ihr dem Ansehen nach so sehr am Herzen lag. Er machte sich Hoffnung, daß sie sich nach diesem nicht lange besinnen würde, die Welt zu verlassen. Zu dem Ende ging er nach Mitternacht ohne Licht in die Kammer seiner Tochter, und hatte eine mit Dinte angefüllte Flasche in seiner Hand. Er trat an das Bette, und sagte mit einer fürchterlichen Stimme. Ich bin ein, von GOtt abgeschickter Geist, und komme hieher, daß ich dich der weltlichen Reitzungen beraube, die du ihm vorgezogen hast. Auf diese Worte fuhr er mit seiner Hand in das Bette hinein, faßte einen Kopf eines Weibsbildes an, den er darinnen fand, und zerschlug die Flasche auf dem Gesichte desselben. Wie er diese Verrichtung zu Standte gebracht hatte, so eilete er in der grösten Geschwindigkeit wieder davon. Zum Unglücke hatte dieses die Magd betroffen, die eben damals in dem Bette lag, und nun aus allen Kräfften zu schreyen anfing. Es lief alles in dem Hause zusammen. Mariane war zu der Zeit mit ihrem Liebhaber in einem darneben befindlichen Saale, und hatte, um den Nachforschungen ihres Vaters vorzubeugen, die Magd an ihrer Stelle in das Bette gelegt. Weil sie nun glaubte, ihr Betrug wäre entdecket, und sich deßwegen für verlohren achtete, so lief sie aus dem Hause fort, und begab sich zu ihrem Liebhaber in Sicherheit. Der Bürger hatte, um allen Verdacht zu vermeiden, eine geraume

me Zeit vorbey gehen lassen, und kam endlich ebenfals in das Zimmer seiner Tochter. Allein wie groß war sein Erstaunen, da er gewahr wurde, was er gethan hatte? Seine Verwunderung wurde noch größer, da die Magd, welche ihn ohngeachtet aller seiner Verstellung an der Stimme erkannt, und sich nicht getrauet hatte, zu reden, weil sie die Mariana nicht gern verrathen wollte, ihm frey heraus in das Gesicht sagte, er sey derjenige, der sie so häßlich zugerichtet hätte. Der andächtige Bürger leugnete die That, und log, weil er es für seine Schuldigkeit achtete. Man glaubte ihm aber nicht. Seine Verzweiflung wurde noch größer, da er hörte, daß seine Tochter sich nicht bey ihm im Hauße befände. Er that einen Schwur, daß er die Magd wollte aufhenken lassen. Allein er muste sich gedultig darein ergeben. Die Muhme der Mariane wendete sich dieses Handels wegen an das Parlament. Sie verlangte, als die nächste Anverwandtinn, daß ihrer Schwester Tochter aus dem Hause ihres Vaters genommen werden sollte. Die Magd wurde gerichtlich abgehört, und hierauf erfolgte der Bescheid, welcher also lautete, daß die Mariane in Betrachtung der Gefahr, die sie bey ihrem Vater zu gewarten hätte, nicht wieder in ihres Vaters Hauß zurück kehren sollte. Unterschiedene Richter hielten es für rathsam, den abergläubischen Schwärmer einzusperren. Doch die übrigen liesen es dabey bewenden, daß sie solche Verfügungen trafen, wodurch er fernerweit dergleichen Thorheiten zu begehen, gehindert wurde.

Indessen ist diese Geschichte, lieber Yn-Che-Chan, nicht so betrübt, als eine andere, die sich vor etlichen Monaten in einem Dorfe der Landschafft Bourgogne zugetragen hat. Ein, seinen Umständen nach, ziemlich wohlhabender Bauer hatte zwo Töchter. Die älteste war zwanzig, und die jüngste vierzehen Jahre alt. Er hatte, eben so, wie der Bürger, von welchem ich dir gleich itzt erzählet habe, den tollen Einfall, Heilige daraus zu machen. An einem Tage, da er von dem Martyrer Tode des heiligen Stephans eine Predigt gehöret hatte, machte der Ruhm dieses Auserwählten Zeugens in seinem Herzen einen solchen Eindruck, daß den Schluß faßte, seine beyden Töchter ihres Lebens zu berauben, und zu Martyrern zu machen; Wie er nach Hause kam, ergrif er eine Art, und sagte zu seinen beyden Kindern: Nicht wahr? Ihr achtet euch für glücklich, wenn ihr aus Liebe gegen GOtt sterben könnet? Die Töchter erschracken über die Frage sowohl, als über das verstörte Gesicht ihres Vaters, und gaben ihm keine Antwort. Sodann ergrif der Schwärmer seine älteste Tochter bey den Armen, und gab ihr mit der Art einen Schlag, daß sie vor seinen Füsen zu Boden fiel. Hierauf lief er auch nach der jüngsten, die sich unter das Bette versteckt hatte, und schlug sie eben so, wie jene, todt. * Haben wir nun, werther Yn-Che-Chan, bey dergleichen traurigen Begebenheiten nicht

* Alle öffentlichen Zeitnngen haben diese traurige Mordgeschichte erzählet.

nicht Ursache, mit dem Lukrez auszurufen: Tantum relligio potuit suadere malorum? Niemals hat ein Anhänger der neuen Ausleger aus einem falschen Religions-Eifer auf eine grausame Weise an seine eigenen Kinder Hand angeleget. Die Natur, die sie als ihren einzigen Leitfaden, und als ihre einzige Gottheit ansehen, lehret ihnen, wie sie ihre Gesetze verehren sollen, und die Gedanken, einem höchsten Wesen zu gefallen, bringen es nicht dahin, daß sich das Andenken davon aus ihrem Herzen verlieret. Lebe wohl.

Paris.

Ende des zweyten Theils.

B. 5. 6.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer d', 1704-1771

Des Herrn Marquis d'Argens, ... Chinesische Briefe, oder philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel, zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan aus dem Französischen übersetzt, und mit etlichen Briefen sowohl, als auch vielen nützlichen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift
Bd.: 2.

Berlin (1769)

Epist. 32 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402093-7
VD18 80286437-001